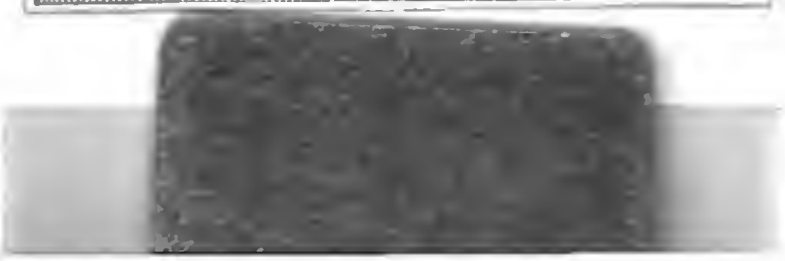
# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

1837
ARTES SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

THE GIFT OF

Dr. R. L. Haig.



Digitized by Google

830.6
B58

Digitized by Google

# Bibliothek
der
# Unterhaltung
und des
# Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

---

## Jahrgang 1888.

---

**Vierter Band.**

---

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß des vierten Bandes.


| | Seite |
|---|---|
| Verborgene Ketten. Roman von Adolph Streckfuß. (Fortsetzung) | 5 |
| Eine Täuschung. Novelle von Alma Weißmann | 94 |
| Die schöne Kosleh. Ein afrikanisches Frauengemälde aus der Neuzeit. Von Ewald Paul | 183 |
| Der erste Schritt in's Leben. Sitten und Gebräuche bei der Geburt des Kindes. Kulturgeschichtliche Skizze von A. Berthold | 194 |
| Eine verhängnißvolle Parlamentsauflösung. Historische Skizze von Richard March | 203 |
| Katastrophen in der Fixsternwelt. Ein Blick in das Weltall. Von Paul Tunsch | 217 |
| Eine Weihnachtsparthie zur Geburtsstätte des Erlösers. Reiseskizze von Fr. Wilh. Groß. | 229 |
| Mannigfaltiges: | |
| Der Lieblingsmarsch Kaiser Wilhelm's ꝛc. | 242 |
| Klugheit einer Katze | 247 |
| Die Meerseide | 248 |
| Der Krieg um eines Fensters willen | 250 |
| Ein Tausendkünstler | 251 |
| Der Marzipan ꝛc. | 252 |
| Walter Scott bei der Arbeit | 253 |
| Gewinn im Verlust | 254 |
| Eine merkwürdige Urkunde | 255 |
| Was sich aus einem Journal Alles herauslesen läßt | 256 |
| Unausführbare Instruktion | 256 |
| Prompte Antwort | 256 |


Digitized by Google

# Verborgene Ketten.

## Roman

von

**Adolph Streckfuß.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Hans v. Werder lud seinen Gast ein, auf dem Sopha Platz zu nehmen, und bot ihm eine Cigarre an.

„Danke sehr, ich rauche lieber meine eigenen Cigarren," erwiederte Graf Panin, sich in der Sophaecke bequem zurecht setzend, die Cigarrentasche hervorholend und sich eine Cigarre anzündend; als diese brannte, fuhr er fort: „Sie sehen, ich mache keine Umstände. Nichts ist mir widerlicher, als Höflichkeitsformeln unter guten Freunden; da ich nun hoffe, mit Ihnen, lieber Baron, in eine recht enge, freundschaftliche Verbindung zu treten, werfe ich schon beim ersten Beginn derselben die widerliche Form über Bord."

Was hatten diese sonderbaren Worte, was hatte das eigenartige Wesen des Grafen zu bedeuten? Bisher hatte dieser sich stets nur in den feinsten gesellschaftlichen Formen bewegt, er hatte sich fast zu glatt und höflich gezeigt, und nun plötzlich diese burschikose Rücksichtslosigkeit, diese

Digitized by Google

ungeschliffene Kordialität, durch die Hans sich beleidigt fühlte, die er aber doch nicht zurückzuweisen wagte.

„Ich sehe es Ihnen an," fuhr Panin fort, „daß meine Formlosigkeit Sie in Erstaunen setzt, aber ich denke, Sie werden sich an dieselbe gewöhnen, ja gewöhnen müssen, denn ich wüßte keinen Grund, weshalb ich, wenn ich mit Ihnen allein bin, mich diesem Zwange unterwerfen sollte. Meinen Sie nicht auch, lieber Baron?"

Hans gab keine Antwort, er verbeugte sich nur leicht. Der Graf wurde ihm mit jedem Augenblick räthselhafter und unheimlicher.

„Wir sind also einverstanden," sagte der Graf spöttisch lächelnd. „Das freut mich und ich bin überzeugt, wir werden uns auch ferner vortrefflich verstehen. Ich will daher, alle Förmlichkeiten bei Seite lassend, gleich zu dem eigentlichen Zweck meines heutigen, Sie überraschenden Besuches übergehen. Ich habe eine Bitte an Sie, um Sie aber zur Erfüllung derselben geneigt zu machen, habe ich doch noch eine kleine Vorfrage zu erledigen. Ich habe hier in meiner Brieftasche," er zog diese aus der Tasche und öffnete sie, „einen kleinen in etwa drei Wochen fälligen Wechsel, der ausgestellt ist von Ihnen, der aber das Accept des Freiherrn Ludwig v. Werder trägt. Kennen Sie den Wechsel, lieber Baron?"

Hans war starr vor Schrecken, mit erloschenem Auge blickte er auf das ihm nur zu wohl bekannte, schreckliche Papier. Er war nicht im Stande, zu antworten.

„Kennen Sie diesen Wechsel?" fragte Panin noch ein-

Digitized by Google

mal mit plötzlich ganz verändertem, barsch befehlendem Ton. „Ich verlange Antwort!“

„Ja! Herr v. Armin versprach mir, den Wechsel nicht vor dem Einlösungstage aus der Hand zu geben,“ stotterte Hans.

„Dann hat Armin mehr versprochen, als er halten konnte,“ erwiederte Panin trocken. „Sie sehen, der Wechsel befindet sich jetzt in meinem Besitz. Ich habe ihn genau betrachtet und finde einen recht bedenklichen Unterschied zwischen der mir bekannten Unterschrift des Freiherrn Ludwig v. Werder und den Schriftzügen im Accept des Wechsels. Ob ich Veranlassung finde, die Echtheit des Acceptes zu konstatiren, indem ich den Wechsel dem Freiherrn Ludwig v. Werder vor dem Verfalltage, vielleicht schon heute oder morgen, präsentiren lasse, wird ganz davon abhängen, wie Sie die Bitte aufnehmen, welche ich an Sie zu richten habe. Ich glaube, wir verstehen uns! Es wird kaum nöthig sein, Ihnen zu sagen daß ich meinen Freunden gern jeden Dienst erweise, daß ich aber meine Feinde mit unbarmherziger Konsequenz verfolge, bis ich sie vernichtet habe! Ich kann Ihnen also nur rathen, Herr Baron, meine Feindschaft nicht herauszufordern, sondern sich meine Freundschaft zu erwerben.“

Bleich, zitternd, mit gesenktem Auge hatte Hans die drohenden Worte Panin's vernommen. Von diesem Menschen, das fühlte er, hatte er kein Erbarmen zu erwarten, Was auch Panin fordern mochte, er mußte es gewähren.

„Sie antworten nicht,“ fuhr Panin fort, „ist auch

Digitized by Google

nicht nöthig. Ich gehe jetzt zu meiner Bitte, oder ſagen wir richtiger, zu der Forderung über, welche ich an Sie richten will und welcher Sie nachkommen müſſen. Sie wiſſen, daß in meinen Salons hoch, ſehr hoch geſpielt wird. Ich habe in letzter Zeit viel Glück gehabt, habe ſo bedeutende Summen gewonnen, daß dies Mißtrauiſchen auffallen könnte, daß mir ſogar daran liegen muß, ebenſo bedeutende Summen, wie ich gewonnen habe, wieder zu verlieren, das heißt, ſcheinbar wieder zu verlieren, denn ich wäre ein Thor, wollte ich durch wirkliche Verluſte mich ſchädigen. Sie, Herr Baron, ſollen mir in meiner Verlegenheit hilfreich zur Seite ſtehen. Sie ſind ein kühner, ja ein tollkühner, verwegener Spieler. Niemand kann es auffallen, wenn Sie, bei Ihrer Art des Spiels, große Summen gewinnen oder verlieren. Ich bitte Sie, fortan regelmäßig mein Gaſt zu ſein und wieder am Spiele bei mir Theil zu nehmen, anfangs niedrig, dann aber immer höher zu ſetzen, und zwar große Summen auf diejenigen Felder des Tempels, welche andere Spieler nicht ſo hoch beſetzt haben; ich werde Ihnen ſelbſt die Mittel liefern, um ein hohes und gewagtes Spiel zu unternehmen; aber es darf kein Spiel auf Ihre eigene Rechnung ſein — denn ich will von Ihnen weder gewinnen noch verlieren. Sie ſpielen auf meine Rechnung, Ihr Gewinn fällt mir anheim, Ihre Verluſte trage ich. Daß dies Verhältniß ein Geheimniß zwiſchen uns Beiden bleibt, verſteht ſich von ſelbſt. Ich fordere dafür Ihr Wort nicht, denn für Ihr Schweigen bürgt mir der Wechſel in meiner Brieftaſche und außerdem auch Ihr

Digitized by Google

eigener Vortheil, denn Sie würden zweifellos sofort Ihren Abschied nehmen müssen, sobald bekannt würde, daß Sie zu mir in ein Verhältniß, wie ich es fordere, getreten sind. Verstehen wir uns, Herr Baron? Jetzt fordere ich eine Antwort!"

„Sie wollen mich zum Mitschuldigen machen beim falschen Spiel!" schrie Hans wild auf. Ein Lichtstrahl war plötzlich in das Dunkel gefallen. Jetzt begriff er, daß er damals seinen ganzen Gewinn und außer diesem noch eine bedeutende Summe hatte verlieren müssen! Er war schmählich durch einen falschen Spieler betrogen und in das Elend gestürzt worden. Er bebte vor Wuth und mit Abscheu betrachtete er den Grafen, der vor ihm so ruhig, als habe er über die gewöhnlichste Geschäftsangelegenheit gesprochen, in der Sophaecke saß und den Rauch seiner Cigarre in kunstvollen, blauen Ringen in die Luft blies. Der beleidigende Ausruf, den die Wuth Hans erpreßte, ließ den Grafen ganz ruhig, er bewirkte nur ein verächtliches Lächeln.

„Und wenn es so wäre?" fragte Panin spöttisch. „Wechselfälscher oder Falschspieler — ich sehe keinen großen Unterschied. Aber beruhigen Sie sich, mein verehrter Herr Baron, Niemand muthet Ihnen zu, falsch zu spielen; auch der Bankhalter hat dies nicht nöthig, um zu gewinnen, wenn durch Ihr verwegenes Spiel angeregt, die übrigen Mitspielenden ebenso unvernünftig setzen, wie Sie selbst. Ich verlange recht wenig von Ihnen! Sie sollen wöchentlich einige Male vortreffliche Cigarren rauchen, Champagner trinken und in auserlesener Gesell-

Digitized by Google

ſchaft nicht auf eigene Rechnung, ſondern auf die meinige ſich am Spiel betheiligen. Wollen Sie das nicht, dann ſteht Ihnen infame Kaſſirung, ein Prozeß wegen Wechſelfälſchung und das Zuchthaus bevor, wenn Sie es nicht vorziehen, Ihren urſprünglichen Plan wieder aufzunehmen und ſich eine Kugel durch das Hirn zu jagen. Wählen Sie!"

Welche Wahl! Ein Schauer durchrieſelte Hans, als Panin ihn ſo kaltblütig auf den Selbſtmord, als den letzten Ausweg aus dem Labyrinth von Schande und Schuld verwies. Die ſchreckliche Energie, welche er damals beſeſſen, hatte er heute nicht mehr. Er fürchtete den Tod.

„Sie wollen mich zu Ihrem Sklaven machen?" rief er verzweifelt. „Wollen Sie mir wenigſtens geſtatten, wenn ich Ihren Vorſchlag annehme, meinen Wechſel einzulöſen?"

„Daß ich ein Thor wäre! Dieſer koſtbare Wechſel iſt die verborgene Kette, mit welcher ich den vornehmen, glänzenden, liebenswürdigen Freiherrn Hans v. Werder gefeſſelt halte. So lange ich den Wechſel in meiner Hand habe, iſt er mein Sklave. Sie haben das richtige Wort gebraucht, als Sie ſich meinen Sklaven nannten; aber Ihre Kette ſoll eine Roſenkette, Ihre Sklaverei die leichteſte und angenehmſte ſein, wenn Sie es nicht verſuchen, die Kette zu zerreißen, wenn Sie mir als Freund zur Seite ſtehen! Bedenken Sie, Herr v. Werder, daß es in meinem Vortheil liegt, Ihnen von dem Augenblick an, in welchem Sie mein treuer Bundesgenoſſe werden, die Mittel zu einem ſorgenfreien, glänzenden Leben zu verſchaffen. Der

Digitized by Google

Freiherr v. Werder, der in meinem Salon bedeutende Summen gewinnt, muß leben können, wie ein glücklicher Spieler zu leben pflegt! Dafür, daß Sie es können, werde ich in meinem eigenen Intereſſe ſorgen. Ein ſchönes, glückliches, frohes Leben liegt vor Ihnen, wenn Sie meine Bitte erfüllen, Schande oder Tod, wenn Sie ſich weigern. Können Sie thöricht genug ſein, mit der Entſcheidung zu zögern?"

Ja, es war eine Thorheit, zu zögern, das ſagte Hans ſich ſelbſt, und doch zögerte er. Noch einmal regte ſich in ihm der Abſcheu gegen den Falſchſpieler und Abenteurer Schließlich gab er aber doch das geforderte Verſprechen.

Es war am Spätnachmittage, als Hans geſenkten Hauptes nach der Cäcilienſtraße wanderte; er folgte der Einladung des Grafen Panin, der beim Abſchied gefordert hatte, daß die Spielbundesgenoſſenſchaft noch am ſelben Tage begründet werde. Hans trug eine bedeutende Summe in Gold und Banknoten bei ſich, Panin hatte ſie ihm gegeben mit der Weiſung, daß er ſie möglichſt beim Beginn des Spieles zur Schau lege, die Mitſpielenden ſollten ſich überzeugen, daß Hans reichlich mit Geldmitteln verſehen ſei. Langſam ging Hans durch die belebten Straßen; noch ſelten war ihm ein Weg ſo ſchwer geworden, wie der nach der Wohnung des Grafen Panin, der Weg zur unauslöſchlichen Schande! Drohte ihm auch jetzt ſchwerlich mehr die Gefahr, daß die Fälſchung ſeines Wechſels entdeckt werde, ſo war ihm doch nach den Aeußerungen des Grafen auch jede Hoffnung verloren, durch eine Einlöſung des Wechſels das Zeugniß für die Fälſchung für

immer aus der Welt zu ſchaffen. So lange der Wechſel in der Hand des Grafen ſich befand, ſo lange war Hans der Sklave des falſchen Spielers, dies fühlte er und dieſe Erkenntniß raubte ihm allen Lebensmuth.

„Mein Gott, Werder, mit welchem Leichenbittergeſicht laufen Sie in der Welt umher? — Sie ſehen ja entſetzlich aus!“

Graf Strackwitz war es, der Hans ſo anredete, er traf dieſen faſt auf derſelben Stelle, an welcher er ihm begegnet war an jenem Tage, der ſo unglücksvoll entſcheidend auf das Schickſal des leidenſchaftlichen Spielers eingewirkt hatte. Damals war Strackwitz auf dem Wege nach dem Spielſalon Panin's geweſen, heute war es Hans.

„Sagen Sie doch, lieber Werder, was fehlt Ihnen? Sie ſind ſeit einiger Zeit ſo hohläugig, ſo matt und trübſinnig; gar nicht mehr der luſtige, flotte Kamerad, der früher die Seele jeder Geſellſchaft war.“

„Ich fühle mich nicht recht wohl; aber es iſt nichts von Bedeutung,“ entgegnete Hans, die Augen niederſchlagend; er mochte dem kleinen Grafen nicht in das treuherzige offene Auge ſchauen.

„Ich glaube wirklich, Werder, Sie ſind ernſthaft verliebt in die reizende Hertha.“

„Und wenn ich es wäre?“

„Dann würden Sie dem Grafen Panin in's Gehege kommen. Ich würde das dem unheimlichen Menſchen gönnen, gegen den ich einen wirklichen Abſcheu habe, ſeit er Sie ſo erbarmungslos gerupft hat; aber ich fürchte

Digitized by Google

nur, auch für Sie wird eine ernſthafte Liebe zur ſchönen Hertha traurige Folgen haben. Sie iſt ebenſo arm, wie ſchön. Sie können wohl kaum daran denken, ſie zu heirathen, ganz abgeſehen davon, daß Sie doch auch wohl Anſtand nehmen würden, Ihren Namen einer Nichte unſeres würdigen Freundes Armin zu geben und dadurch deſſen Neffe zu werden. Beiläufig geſagt, mit den reizenden Donnerstagsgeſellſchaften bei Armin wird es für mich zu Ende ſein; ich werde keine Einladung mehr annehmen."

„Weshalb?"

„Ich glaube, der Kriminalkommiſſär v. Höhnſtädt, dem ich nie recht getraut habe, hat ſeine Hand im Spiel. Mein Oberſt hat mir geſtern eine ganz abſcheuliche Predigt gehalten. Er hat, wie er mir geſagt hat, durch den Polizeipräſidenten erfahren, daß ich alle Donnerstage im Armin'ſchen Hauſe verkehre. Ein ſolcher Verkehr ſei eines Grafen Strackwitz unwürdig, behauptet er; er hat mir mein Wort abgenommen, keine Einladung wieder anzunehmen. Da wird mir denn kaum etwas Anderes übrig bleiben, als bei Frau v. Marſow Viſite zu machen, wenn ich meine neueſte Flamme, Fräulein Elwine, wiederſehen will. — Aber da ſtehen wir in dem kalten, ungemüthlichen Wetter auf der Straße. Kommen Sie, Werder, wir wollen zuſammen im Kaſino einer Flaſche den Hals brechen, hier auf der Straße plaudert es ſich gar zu ungemüthlich."

„Ich bedaure, ich bin leider verſagt. Ich habe dem Grafen Panin verſprochen, ſpäteſtens um ſechs Uhr bei ihm zu ſein. Es fehlen kaum noch einige Minuten."

Digitized by Google

„Sie gehen wieder zu Panin?“ rief Strackwitz erstaunt, ja erschreckt Hans betrachtend.

„Ja, ich habe es versprochen.“

„Sie wollen spielen?“

„Nun ja, weshalb nicht?“ antwortete Hans, aber er vermied es, Strackwitz anzusehen, es war ihm gar nicht gemüthlich bei dessen Fragen.

„Weil Sie meiner Anschauung nach es kaum mit Ihrer Ehre vereinigen können, wieder in einer Spielgesellschaft bei Panin zu erscheinen. Kommen Sie, Werder, geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen zusammen im Kasino spielen, meinetwegen so hoch Sie wollen; aber thun Sie es mir zu Liebe, lassen Sie sich nicht wieder mit dem Grafen Panin ein.“

„Ich begreife Sie nicht. Er ist von damals ja verpflichtet, mir Revanche zu geben.“

„Er wird Sie ruiniren. Seien Sie vernünftig, Werder. Es ist wirklich eine Ehrensache für Sie, Panin nicht wieder zu besuchen. Ich darf Ihnen nicht wiedererzählen, was damals gesprochen worden ist; aber das kann und muß ich Ihnen sagen, daß selbst Ihre besten Freunde an Ihnen irre werden würden, wenn Sie wieder bei Panin spielten.“

Hans fühlte nur zu gut, wie wohlgemeint der Rath seines Freundes war. Wie gern hätte er denselben befolgt, aber er konnte es ja nicht, er war nicht mehr frei, sein Wille war gefesselt. Da er den Rath des Freundes nicht befolgen konnte, mußte er wenigstens den Schein retten, als ob er ihn für unrichtig halte.

„Ich muß wohl am besten wissen, was Ehrensache

für mich ist," antwortete er, eine Empfindlichkeit zeigend, welche er nicht fühlte. „Für mich ist es eine Ehrensache, ein gegebenes Wort zu halten. Ich muß Sie bitten, jeden Versuch aufzugeben, mich davon zurückzuhalten."

„Sehr wohl, Herr Baron v. Werder. Ich werde mir nicht wieder erlauben, Ihnen mit einem Rathe oder einer Bitte lästig zu fallen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Graf Strackwitz grüßte sehr steif und ceremoniell, dann machte er kurz Kehrt und ging eiligen Schrittes weiter. Wie gern hätte ihn Hans zurückgerufen, wie gern wäre er dem Davoneilenden gefolgt! Tief aufseufzend setzte er seinen Weg nach der Cäcilienstraße fort. Er hatte seinen besten Freund verloren.

## 17.

Der Gesellschaftssalon des Grafen Panin bot fast dasselbe Bild, wie an jenem Tage, an welchem ihn Hans v. Werder zuerst besucht hatte. Es waren schon zahlreiche Gäste versammelt, meist Kavallerie-Offiziere, nur wenige Civilröcke bemerkte man zwischen den vielen glänzenden, bunten Uniformen; aber alle die Gäste, Offiziere wie Civilisten, gehörten der bevorzugten Gesellschaft der Residenz an, Alle trugen hochtönende aristokratische Namen.

Hans v. Werder erfreute sich wieder, als er in den Gesellschaftssaal trat, eines ausgezeichneten Empfanges durch den Grafen Panin. „Sie machen mir durch Ihren lieben Besuch eine außerordentliche Freude, Herr Baron," sagte Graf Panin mit absichtlich erhobener Stimme, so

Digitized by Google

daß die Aufmerksamkeit der sämmtlichen schon versammelten Gäste auf Hans gelenkt werden mußte, dem er mit wahrem Feuereifer die Hand kräftig schüttelte. „Ich habe es recht schmerzlich bedauert, daß Sie so lange Zeit meinem Hause fern geblieben sind, um so mehr freue ich mich nun, Sie wieder zu sehen und Ihnen nun endlich Revanche geben zu können für den harten Verlust, den Sie bei Ihrem letzten Besuch erlitten haben."

Nach diesen herzlichen Worten, auf welche Hans einige Phrasen erwiederte, mußte der Graf sich einem andern, eben ankommenden Gaste zuwenden und es Hans überlassen, sich in der zahlreichen Gesellschaft nach Bekannten umzuschauen; dies war keine schwere Aufgabe, denn die meisten Offiziere waren Hans bekannt, viel schwerer aber wurde es ihm, sich denselben zur Anknüpfung eines Gesprächs zu nähern, denn von keinem der vielen Kameraden wurde er freundschaftlich oder auch nur freundlich begrüßt, keiner gönnte ihm mehr, als eine steife, förmliche Verbeugung.

Im Gespräch mit drei Offizieren stand der Rittmeister v. Wedlow, dessen über alle Anderen ragende Riesengestalt Hans gleich beim Eintritt in den Gesellschaftssaal bemerkt hatte. Hans konnte nicht umhin, den Rittmeister zu begrüßen; er war diesem jedenfalls Dank schuldig dafür, daß er sich früher zu seinen Gunsten bemüht hatte, wenn dies auch auf Veranlassung des Grafen Strackwitz geschehen war.

Er nahte dem Rittmeister und begrüßte ihn, die anderen beiden Offiziere traten zurück und wendeten sich einer

anderen Gruppe zu, so stand denn Hans dem Herrn v. Wedlow allein gegenüber in einer keineswegs beneidenswerthen Situation, denn sein zuvorkommender Gruß wurde so kalt, so förmlich erwiedert, daß diese Erwiederung fast einer Abweisung ähnlich sah; aber Hans wollte sich nicht abweisen lassen, er mußte in dieser großen Gesellschaft doch einen Menschen haben, mit dem er ein Wort sprechen konnte. Es war gar zu peinlich, ganz allein zu stehen; er bot deshalb seine ganze Liebenswürdigkeit auf.

„Ich bin sehr glücklich, Herr Rittmeister, Sie endlich wieder zu sehen und Ihnen noch einmal danken zu können für die große Gefälligkeit, welche Sie damals —"

Der Rittmeister unterbrach ihn barsch. „Kein Wort über diese Angelegenheit, Herr Baron! Ich muß jeden Dank zurückweisen. Ich habe damals nicht Ihnen, sondern lediglich dem Grafen Strackwitz eine Gefälligkeit erweisen wollen, an Strackwitz mögen Sie daher Ihren Dank richten, wenn Sie es für nöthig finden; ich verbitte ihn mir. Am wenigsten bin ich geneigt, ihn hier zu empfangen. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, Herr Baron, daß ich erstaunt bin, Sie hier zu sehen, und mit mir sind es, wie sie sich leicht überzeugen können, alle diejenigen Herren, welche Zeugen der beleidigenden Weigerung des Grafen Panin gewesen sind, Ihnen für das Spiel weiteren Kredit zu geben. Zwei dieser Herren haben mir soeben noch einmal die sehr unerquickliche Scene, der ich zu meiner Freude nicht beigewohnt habe, geschilderl [illegible]klärt, es sei ihnen unbegreiflich, daß Sie, [illegible] einer solchen Scene noch einmal den



Digitized by Google

Grafen Panin beſuchen können. Ich glaube, daß dieſe Meinung von allen hier anweſenden Kameraden einſtimmig getheilt wird."

„Graf Panin hat mich ſehr dringend eingeladen, er hat ſich entſchuldigt," ſtotterte Hans in peinlicher Verlegenheit.

„Da er ſie öffentlich beleidigt, aber nur privatim um Entſchuldigung gebeten hat, dürfte dieſe Entſchuldigung kaum etwas in der Anſchauung der Herren Kameraden ändern. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihnen das mitzutheilen, Herr Baron, weil Sie ein Freund meines jungen Freundes Strackwitz und durch dieſen beim Grafen Panin eingeführt worden ſind. Ein Recht, Ihnen einen Rath zu ertheilen, habe ich nicht. Sie müſſen ſelbſt am beſten wiſſen, ob Sie es mit Ihrer Ehre vereinbar halten, der Gaſt eines Mannes zu ſein, der Sie öffentlich einſt ſo ſchwer beleidigt hat."

„Dies geht zu weit, Herr Rittmeiſter!" rief Hans empört.

„Ich habe nicht die Abſicht gehabt, Sie zu beleidigen, verzeihen Sie, wenn es trotzdem wider meinen Willen geſchehen iſt. Als älterer Offizier und als Freund Ihres Freundes glaubte ich, Ihnen die Wahrheit nicht verhehlen zu dürfen."

Hans biß ſich wüthend auf die Lippen. Er mußte die beleidigenden Worte ruhig hinnehmen, zu einer Erwiederung ließ ihm der Rittmeiſter gar keine Zeit, mit einer kühlen Verbeugung und indem er ſich zu einem anderen Offizier wendete, beendete er die unerquickliche

Unterredung. Hans ſtand allein und er blieb allein, bis unmittelbar nach der Ankunft des Prinzen Sarolat Graf Panin die Geſellſchaft einlud, ihm nach dem Spielſalon zu folgen.

Wie gewöhnlich gruppirte ſich die Geſellſchaft ganz nach Belieben theils ſitzend, theils ſtehend um den Tempeltiſch. Der Rittmeiſter v. Wedlow nahm heute einen Seſſel zur Linken des Grafen Panin, während ſich Prinz Sarolat wie damals zur Rechten des Grafen niederließ. Hans nahm auf einen kaum bemerkbaren Wink Panin's dieſem gegenüber ſeinen Platz ein, ein verſtändnißvoller Blick des Grafen auf die Stöße von Papiergeld und die Geldrollen, welche für die Bank aufgeſtapelt waren, erinnerte Hans, daß er die Verpflichtung habe, die recht bedeutende Summe zur Schau zu ſtellen, welche er am Morgen von Panin empfangen hatte; er that es, indem er den Haufen Gold und Papiergeld neben ſich auf den Tiſch legte und er bemerkte es wohl, daß viele recht erſtaunte Blicke ſich auf den anſehnlichen Geldhaufen richteten.

Das Spiel begann. Es hatte anfangs für Hans gar kein Intereſſe. Er konnte nicht gewinnen und nicht verlieren, er war ein Statiſt, eine Strohpuppe ohne Bedeutung, ob der Geldhaufen an ſeiner Seite zuſammenſchmolz oder ſich vergrößerte, ihm konnte es gleichgiltig ſein. Er wendete deshalb dem Spiele Anderer ein größeres Intereſſe zu, als ſeinem eigenen, beſonders beobachtete er das des Rittmeiſters v. Wedlow.

Es war merkwürdig, wie zaghaft der rieſige Küraſſier-

Offizier sich zeigte, der früher in dem Ruf gestanden hatte, ein sehr leidenschaftlicher, kühner, und dabei glücklicher Spieler zu sein. Auch heute war ihm das Glück hold, aber namhafte Summen konnte trotzdem der Glückliche nicht gewinnen, denn er besetzte konsequent ein einziges Feld des Tempels mit dem niedrigsten Einsatz und wählte dazu stets ein Feld, welches von allen anderen Spielern vernachlässigt war. Waren alle Felder besetzt, dann pausirte er wohl eine Zeit lang oder wählte das am wenigsten besetzte Feld für seinen Einsatz.

Es fiel diese seltsame Art des Spielens Hans um so mehr auf, als am Morgen Panin ihm die Weisung ertheilt hatte, selbst die am niedrigsten besetzten Felder anfangs mit mäßigen, aber im Laufe des Spieles immer höher steigenden Beträgen zu besetzen; zu seinem Staunen bemerkte er, daß die von dem Rittmeister sehr niedrig besetzten Karten fast nur dann verloren, wenn auch er selbst dieselben besetzt hatte, daß die Bank, während sie gegen fast sämmtliche Spieler recht unglücklich spielte, gegen ihn ein wunderbares Glück entwickelte.

Er stieg höher mit seinen Einsätzen, immer höher. Das Spiel fing an ihn zu interessiren und sein Verdacht, daß Graf Panin falsch spiele, schwand immer mehr und mehr; der bedeutende Verlust, welchen die Bank erlitt, schloß einen solchen Verdacht fast ganz aus, und Hans wußte ja nur zu wohl, daß der Gewinn, den die Bank von ihm, fast dem einzigen Verlierer, bezog, für den Grafen illusorisch war.

Die Stimmung der ganzen Spielgesellschaft hob sich

Digitized by Google

mit jeder Minute. Wie Hans seine anfangs sehr niedrigen Einsätze verdoppelte, verdreifachte, verzehnfachte, so geschah dies auch von den übrigen Spielern, die den glücklichen Moment benutzen wollten. Nur Hans spielte mit unvergleichlichem Unglück, der Geldhaufen an seiner Seite schwand mehr und mehr zusammen, nur noch etwa tausend Mark in Goldstücken lagen neben ihm auf dem grünen Tisch, er nahm die ganze Summe und setzte sie auf die Fünf, welche nur noch von dem Rittmeister v. Wedlow mit fünf Mark besetzt war.

Panin hielt einen Augenblick länger, als es nöthig war, im Spiel inne. „Herr Baron v. Werder, Sie sind im Unglück und wagen zu viel," sagte er sehr ernst. „Ich darf Ihnen keine Rathschläge ertheilen, aber ich bitte Sie, bitte Sie recht dringend, ermäßigen Sie Ihren Satz."

Erstaunt blickte Hans den Grafen an, er war im Begriff, dessen Bitte zu erfüllen, da bemerkte er, wie Panin fast unbemerkbar den Kopf schüttelte; er verstand dies von keinem anderen Mitspieler beachtete Zeichen. „Sie haben andere gleich hohe Sätze nicht zurückgewiesen, Herr Graf," erwiederte er mit scharfer Betonung. „Ich glaube das gleiche Recht zu haben."

„Der Herr Baron v. Werder ist zweifellos in seinem Rechte," bemerkte jetzt auch der junge Prinz Sarolat.

„Unzweifelhaft, Durchlaucht! Ich will es auch keineswegs beschränken, nur eine freundschaftliche Bitte habe ich mir erlaubt. Will sie der Herr Baron v. Werder nicht erfüllen, dann muß ich mich bescheiden."

Hans schüttelte statt der Antwort nur den Kopf, da

Digitized by Google

zuckte Graf Panin bedauernd die Achseln, dann nahm das Spiel seinen Fortgang. Die Fünf kam, sie gewann, Hans ließ Einsatz und Gewinn stehen, er gewann zum zweiten Male, wieder ließ er die ganze Summe stehen.

Abermals zögerte Graf Panin. „Sie spielen wirklich zu hoch," sagte er noch einmal sich zu Hans wendend; aber dieser achtete nicht auf die scheinbar so wohlgemeinte Mahnung, und er that recht daran, denn zum dritten Male gewann die Fünf; als jetzt Hans Einsatz und Gewinn eingezogen hatte, lagen wieder fast achttausend Mark in blanken Goldstücken neben ihm auf dem grünen Tisch.

Das Glück hatte sich gewendet, es blieb fortan Hans unverbrüchlich treu, die übrigen Mitspielenden dagegen hatte es verlassen; von ihnen gewann die Bank, während Hans bei einem ganz ungeregelten tollkühnen Spiel große Summen einzog, fast der ganze Gewinn, den jetzt die Bank von den übrigen Spielern zog, floß ihm zu.

Es erging Hans seltsam bei diesem Spiel. Die Leidenschaft war in ihm erwacht; er hatte vergessen, daß er gar nicht für sich selbst spielte, mit glühendem Auge verfolgte er die Karten, seine Hand zitterte, wenn er die Goldstücke auf eines der Tempelfelder schob.

Auch Graf Panin schien heute von dem Spiel weit mehr aufgeregt, als sonst jemals. Er plauderte nicht mit dem Prinzen Sarolat, kein Scherz kam über seine Lippen, mit finsterem Blick verfolgte er die großen Summen, die er dem glücklichen Hans auszahlen mußte, und als dieser jetzt, übermüthig tollkühn durch das Glück geworden, aus-

Digitized by Google

rief: „Va banque auf die Dame!“ verließ den Bankhalter die Selbstbeherrschung ganz und gar.

„Das geht zu weit!“ rief er aus. „Ein so hohes Spiel übersteigt die Grenzen des Erlaubten.“

„Sie haben niemals für die Höhe der Einsätze eine Grenze gezogen, Herr Graf!“ erwiederte ihm Prinz Sarolat, der mit dem höchsten Interesse das tollkühne Spiel Werder's beobachtet hatte.

Die Worte des jungen Prinzen übten immer eine zauberhafte Wirkung auf Graf Panin, auch jetzt beugte sich dieser dem Willen seines knabenhaften Gönners. Er biß sich wüthend auf die Lippen, mit einem grimmigen Blick auf Hans sagte er: „Durchlaucht erinnern mich an eine verabsäumte Pflicht. Ich muß unter diesen Umständen allerdings das gebotene va banque annehmen, aber ich glaube, Durchlaucht werden ebenso, wie alle die anderen Herren, mit mir einverstanden sein, wenn für jeden ferneren Satz die höchste Grenze mit tausend Mark gezogen wird. Für ein Spiel in Freundeskreise ist diese Grenze wohl weit genug! Sind Sie einverstanden, meine Herren?“

Ein allgemeines „Ja“ ertönte, nur Hans rief aus: „Auf mein va banque kann diese Erklärung noch keinen Einfluß haben. Ich hatte es vor derselben ausgesprochen und halte es aufrecht.“

„Und ich nehme es an!“ erwiederte Panin. Seine Stimme klang ruhig, aber seine Hand zitterte, als er die Karten weiter abzog. Eine tiefe Stille herrschte in dem Saale, mit hochgespannter Aufmerksamkeit schauten alle

Digitized by Google

Anwesenden, ihr eigenes Spiel vergessend, nach den Karten, welche Panin langsam zur Linken und Rechten auf die kleinen Kartenhäufchen legte. Ein allgemeines „Ah!“ ließ sich hören, als schon nach dem dritten Abzuge die Dame für den verwegenen Spieler umgeschlagen wurde.

„Die Bank ist gesprengt!“ sagte Graf Panin mit tonloser Stimme. „Sie haben Ihre Revanche erhalten, Herr Baron v. Werder! Eine furchtbare Revanche! — Das Spiel ist zu Ende, meine Herren, ich bin außer Stande, heute eine neue Bank aufzulegen! Morgen, meine Herren, bitte ich Sie, mir wieder die Ehre Ihres Besuches zu gönnen.“

Die Spieler erhoben sich von ihren Plätzen, sie traten in kleine Gruppen zusammen zu eifriger Unterhaltung, deren Thema natürlich die Sprengung der Bank und der ungeheure Gewinn des Barons v. Werder war. Auf Hans, der noch beschäftigt war, die gewonnenen Goldstücke und Banknoten zu ordnen und einzustecken, waren Aller Blicke gerichtet, er war ein Gegenstand des Neides für alle die weniger glücklichen Spieler. Er allein hatte eine ungeheure Summe gewonnen, außer ihm war nur noch der Rittmeister v. Wedlow, Prinz Sarolai und ein Herr v. Rothkirch so glücklich gewesen, überhaupt zu gewinnen, aber nur unbedeutende Beträge, einige Hundert Mark, während alle anderen Spieler mehr oder weniger, einige sogar recht bedeutend verloren hatten. Es war für die Verlierer ein schlechter Trost, daß ihr gutes Geld nicht in die Bank, sondern in die Tasche des tollkühnen Spielers geflossen war und sie daher für heute wenigstens

keine Hoffnung hatten, es wieder zu gewinnen. Hans war es, der durch sein tolles Spiel die Leidenschaft der sämmtlichen Mitspieler erregt und diese zu höheren Sätzen, als sie sonst gewagt haben würden, verführt hatte; er trug daher indirekt die Schuld an den herben Verlusten, die Mehrere erlitten hatten. Er stand allein inmitten der großen Gesellschaft, Niemand wünschte ihm Glück zu seinem Gewinn, alle die Kameraden zogen sich von ihm zurück, sie betrachteten ihn mit recht unfreundlichen Blicken, selbst der junge Prinz v. Sarolat, der doch während des Spiels ein großes Interesse für Hans gezeigt hatte, hütete sich doch jetzt, ein Wort an ihn zu richten; er sprach mit einigen anderen Offizieren und schien den Baron v. Werder gar nicht zu sehen.

Auch der Rittmeister v. Wedlow hatte sich erhoben; er wollte, da das Spiel zu Ende war, sich von Graf Panin verabschieden, dieser aber bat ihn noch um einige Worte unter vier Augen. Nur widerwillig gewährte der Rittmeister diese Bitte, er folgte dem Grafen in eine der Fensterischen.

„Sie können mir eine große, eine sehr große Gefälligkeit erweisen, Herr v. Wedlow," so begann Graf Panin ohne eine weitere Einleitung das Gespräch; er hoffte wohl, daß der Rittmeister seine Bereitwilligkeit aussprechen würde, dies aber geschah nicht, nur durch eine kühle Verbeugung antwortete Herr v. Wedlow und der Graf mußte daher fortfahren: „Der unerwartete Ausgang unseres heutigen Spiels hat mich in eine peinliche Verlegenheit gebracht. Es war nicht nur eine Redensart, eine leere

Entschuldigung, als ich erklärte, heute nicht im Stande zu sein, eine neue Bank auflegen zu können, meine Kasse ist in der That gesprengt, ich habe einen ungeheuren Verlust erlitten und muß nothwendiger Weise meinen Kredit in Anspruch nehmen, wenn ich meine Einladung für morgen aufrecht erhalten soll."

„Das bedaure ich. Leider bin ich nicht in der Lage, Sie zu bitten, von mir ein Darlehen annehmen zu wollen," erwiederte der Rittmeister sehr kühl.

„Nur auf Ihre Fürsprache sollte sich meine Bitte richten," fuhr Panin fort. „Sie erinnern sich, daß ich damals, als der Baron v. Werder eine Ehrenschuld an mich abzutragen hatte, mich auf Ihre Befürwortung sofort bereit erklärte, auf die Zahlung so lange zu warten, bis der Baron sie ohne Unbequemlichkeit abtragen könne; ich glaube hierdurch ein Recht erworben zu haben, jetzt auch Ihr Fürwort für mich bei Herrn Baron v. Werder in Anspruch nehmen zu dürfen. Er wird, wenn Sie ein Wort für mich einlegen, gewiß gern bereit sein, mir vielleicht die Hälfte seines großen Gewinnes für wenige Tage zur Disposition zu stellen, und nur um wenige Tage handelt es sich, dann erhalte ich auf telegraphische Anweisung hin die Summe, welche ich brauche, aus Rußland von meinem Gutsverwalter. Darf ich auf Ihre Fürsprache rechnen?"

Noch eisiger als vorher antwortete der Rittmeister. „Ich bedaure sehr, aber meine Fürsprache würde ganz wirkungslos sein, auch habe ich kein Recht zu derselben, da ich nicht die Ehre habe, mich zu den Freunden oder

auch nur zu den Bekannten des Herrn Freiherrn v. Werder rechnen zu dürfen. Ich muß mich Ihnen leider jetzt empfehlen, Herr Graf. Irre ich nicht, dann darf ich wohl Ihre Einladung für morgen als zurückgenommen betrachten?"

„Keineswegs!" erwiederte Panin eifrig. „Ich werde mich direkt an den Baron v. Werder wenden; aber auch wenn ich von diesem eine abschlägige Antwort erhalten sollte, werde ich anderweit Rath schaffen. Jedenfalls werde ich morgen eine ansehnliche Bank auflegen. Ich muß mir Revanche holen von diesem Herrn Baron!"

Er wollte dem Rittmeister die Hand zum Abschiede reichen, dieser aber bemerkte die ihm dargebotene Hand nicht, er verabschiedete sich mit einer sehr förmlichen Verbeugung. Panin schaute ihm mit finsterem Blick nach. „Was er nur im Schilde führen mag?" dachte er. „Der Mensch hat etwas gegen mich und auch gegen Werder! Er ist mir ganz unbegreiflich. Ich muß ihn beobachten. Vielleicht wäre es doch am besten, ihn gar nicht wieder einzuladen, zu gewinnen ist ja ohnehin nichts von ihm, seit er so zaghaft wie ein junges Mädchen spielt. Aber das geht nicht, er hat zu viele reiche, gute Freunde! — Bah, mag er kommen und seine hundert Mark gewinnen oder verlieren! Was könnte mir wohl dieser ungeschlachte Kürassier schaden?"

Er schlug die Gardine zurück und trat aus der Fensternische wieder in den Salon. Er fand die ganze Gesellschaft in Auflösung. Einige Herren hatten sich schon ent-

fernt, andere waren im Begriff zu gehen, nur Hans v. Werder ſtand, noch mit dem Einpacken ſeines Gewinnes beſchäftigt, allein an dem verlaſſenen Spieltiſch.

„Bleiben Sie hier, wir haben noch Manches zu beſprechen," flüſterte Panin im Vorübergehen, dann wendete er ſich an die übrigen Herren, mit Jedem ſprach er zum Abſchied ein freundliches Wort und wiederholte die Einladung für morgen; er begleitete die Scheidenden durch den Geſellſchaftsſalon bis zum Flur.

„Gott ſei Dank, endlich ſind ſie Alle fort!" rief Panin, Hans, der noch immer auf derſelben Stelle am grünen Tiſch ſtand, vertraulich auf die Schulter ſchlagend. „Nun, lieber Baron, laſſen Sie uns einmal unſere Kaſſe anſchauen. — Sie haben wie ein Gott geſpielt, Baron! Ihre Leidenſchaftlichkeit war geradezu entzückend. — Aber nun wollen wir ſehen, wie unſere Kaſſe ſteht. Legen Sie das ganze Geld gefälligſt hier auf den Tiſch, wir wollen zählen."

Hans war ſo von innerer Wuth erfüllt über die unwürdige Rolle, welche er hatte ſpielen müſſen, über die beleidigende Kälte, welche ihm beim Abſchied wieder von allen Kameraden gezeigt worden war, daß er ſeiner ganzen Kraft bedurfte, um ſich zu beherrſchen, um ſeinem Aerger nicht durch heftige Worte Luft zu machen. Er antwortete nicht, ſchweigend leerte er ſeine Taſche und warf Gold und Banknoten achtlos durcheinander auf den grünen Tiſch.

Graf Panin ſchaute höchſt vergnügt lachend den anſehnlichen Haufen an, er ſonderte das Gold von den Banknoten und zählte dann mit wahrem Genuß. „Ueber

zwanzigtausend Mark gewonnen!“ rief er endlich frohlockend. „Für eine gesprengte Bank ist das doch etwas! Morgen wird es alle Welt wissen, daß ich eine ungeheure Summe verloren habe! Der dumme Riese, der Rittmeister v. Wedlow, wird es verbreiten, daß ich mich in schwerer Geldverlegenheit befinde, wenn nicht der Baron v. Werder mir großmüthig durch ein Darlehen aushilft. Aber wenn sie dann morgen kommen und die Bank wieder mit Gold gefüllt finden, fragen sie nicht, wo es herkommt, sie spielen mit verdoppelter Leidenschaft in der Hoffnung, vielleicht ebenso viel zu gewinnen, wie gestern der Baron Werder. Sie sind ein kostbarer Freund und Bundesgenosse, lieber Baron! Gestatten Sie, daß ich Ihnen hier fünfhundert Mark als Honorar für die Mühe des Spielens auf meine Rechnung überreiche.“

Fünfhundert Mark! Ein Trinkgeld! Der Abfall von dem durch falsches Spiel erschwindelten Gewinn!

Ein tiefes Roth brannte auf den Wangen des jungen Offiziers. So gedemüthigt, so entwürdigt hatte er sich selbst in jenem Augenblick nicht gefühlt, als er das Wechselaccept fälschte. Er biß die Zähne zusammen, um seiner Wuth keine Worte zu geben, aber — er nahm die fünf Hundertmarkscheine, zerknitterte sie in der Hand und steckte sie in die Tasche. Das war der erste Sklavenlohn, den er empfing! Es wäre ein Wahnsinn gewesen, ihn zurückzuweisen, Graf Panin würde nur darüber gelacht und dann die Kette um so schärfer angezogen haben.

Digitized by Google

## 18.

„Herr Doktor Maximilian Schnorrig bittet, dem Herrn Baron seine Aufwartung machen zu dürfen.“

Hans lag auf dem Sopha, als sein Bursche ihm die Meldung machte. Er hatte in der Nacht nach dem Spielabend bei dem Grafen Panin wenig geschlafen. Vergeblich hatte er sein Hirn zermartert, um ein Mittel zu finden, durch welches er sich in den Besitz seines unseligen Wechsels setzen und hierdurch das schmachvolle Band zerreißen könne, durch welches er an den Grafen gefesselt war. Auch als er ziemlich spät am Morgen mit schwerem Kopf und müden Gliedern das Bett verlassen hatte, peinigte ihn der eine Gedanke, der ihn ganz beherrschte; er sann und sann, er schmiedete die abenteuerlichsten Pläne, einer immer unausführbarer als der andere — er fand nichts, gar nichts! Er mochte schier verzweifeln.

Da wurde ihm der Doktor Maximilian Schnorrig gemeldet. Schnorrig, der Urheber seines Elends, derselbe Mann, der ihm damals die Waffe aus der Hand genommen, der ihm das Leben gerettet und dann den verhängnißvollen Rath gegeben hatte. Eine wilde Wuth erfüllte Hans, als er den verhaßten Namen hörte; aber sie legte sich in demselben Moment wieder, als in ihm ein leuchtender Gedanke aufblitzte. Hatte damals, im Augenblick der höchsten Noth, Schnorrig einen Ausweg gefunden, der ihm das Leben rettete, vielleicht fand er heute einen Weg, um den Wechsel dem Grafen Panin aus der Hand zu nehmen; durch welches Mittel, das sollte gleichgiltig sein, selbst einen Diebstahl würde Hans zu diesem Zwecke

nicht gescheut haben; er befahl dem Burschen, den Herrn Doktor zu ihm zu führen, und als dieser mit dem Hut in der Hand sich tief verbeugend in das Zimmer trat, ging er ihm entgegen, um ihn möglichst zuvorkommend zu begrüßen; aber ein freundliches Willkommenswort erstarb ihm auf der Zunge, er trat zusammenschaudernd einen Schritt zurück, als er den verhaßten Menschen wieder vor sich sah.

Doktor Maximilian Schnorrig sah heute noch schäbiger, verfallener, ekelerregender aus, als an jenem Oktobertage, an welchem ihn Hans zum ersten Male gesehen hatte. Sein Gesicht glänzte in noch dunklerer Kupferröthe, seine kleinen Augen blitzten noch tückischer, sein Lächeln erschien noch widerwärtiger. Hans konnte sich nicht zur Freundlichkeit gegen diesen Menschen zwingen. Mit einem kurzen: „Was führt Sie zu mir?“ empfing er ihn.

„Der Wunsch, Ihnen zu dienen, Herr Baron!“ erwiederte Schnorrig mit einem Lächeln, welches gewinnend sein sollte, aber so treulos, heuchlerisch erschien, daß sein häßliches Gesicht noch häßlicher, noch abschreckender wurde. „Ja, Herr Baron, lediglich der Wunsch, Ihnen zu dienen, veranlaßt mich zu einem Besuch, den ich schon viel früher hätte machen sollen, aber nicht zu machen wagte, ehe ich Ihnen nicht wenigstens mit einem Rathe zu dienen hoffen konnte. Ich erinnere mich, daß in wenigen Wochen der Wechsel, dessen Verkauf ich vermittelt habe, fällig sein muß, und ich glaube wohl annehmen zu dürfen, daß Ihnen die Einlösung dieses Wechsels einige Schwierigkeiten bereiten wird. Ich würde in Verzweiflung ge-

rathen, wenn Ihnen aus dem Wechſel Unannehmlichkeiten erwüchſen, wenn etwa gar Graf Panin ihn mißbrauchte, um —"

„Sie kennen Graf Panin? Sie wiſſen, daß er den Wechſel in der Hand hat?" rief Hans erſtaunt.

„Gewiß, Herr Baron. Ich kenne dieſen Grafen nur zu gut; er benutzt die Menſchen, er preßt ſie aus wie eine Citrone, und wirft ſie dann fort! Auch mir hat er es ſo gemacht. Ich haſſe ihn. Nichts würde mir eine größere Freude bereiten, als wenn ich mich durch einen empfindlichen Schlag an ihm rächen könnte, allerdings ohne daß er weiß, von wem der Schlag ausgegangen iſt."

Schnorrig's kleine Augen blitzten, als er dieſe Worte mit erhobener Stimme ſprach. In dieſem Augenblicke heuchelte er nicht.

„Sie fürchten den Grafen — weshalb?"

„Ja, ich haſſe und fürchte ihn; ich weiß es ſelbſt nicht, ob mein Haß grimmiger oder meine Furcht größer iſt! Er iſt ein Teufel! Ich habe ihm gedient, dafür hat er mich bezahlt, aber wie ein Vieh hat er mich behandelt. Es fehlte nur, daß er mich mit den Füßen geſtoßen hätte! Ich dürſte nach Rache; aber er hat mir die Hände gebunden, ich kann mich nicht rühren, ja, ich muß ihm ein demüthig lächelndes Geſicht zeigen, ſtets zu ſeinem Dienſt bereit ſcheinen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, weshalb, aber ich verſichere Ihnen, es iſt ſo; ich ſchwöre es Ihnen zu!"

Hans bedurfte dieſer Betheuerungen nicht, um dem Doktor Schnorrig zu glauben; befand er ſich doch ſelbſt

in der gleichen Lage; auch er haßte und fürchtete den Grafen, auch er hätte an diesem mit Freude seine Rache gekühlt; aber auch er wagte es nicht, auch er mußte stets demüthig zum Dienst bei dem Verhaßten bereit sein.

„Ja, ich hasse den Grafen," fuhr Doktor Schnorrig fort, „und deshalb komme ich zu Ihnen, Herr Baron. Ich will Ihnen mit meinem Rath zur Seite stehen, damit Sie sich befreien können von dem Druck, welchen der Graf unbarmherzig auf Sie ausübt, indem er Sie zwingt, für ihn zu spielen —"

„Sie wissen das?" rief Hans erschreckt.

„Man hat seine Konnexionen, Herr Baron, auch wenn man ein armer Teufel ist. Ich weiß mehr von dem Herrn Grafen Panin, als er ahnt. Wenn er mich gebraucht hat, um für ihn zu spioniren, so habe ich gelernt, wie man es macht! Ich weiß viel von ihm, so viel, daß ich ihn in's Zuchthaus bringen könnte, wenn ich Beweise hätte! Aber Beweise, daran fehlt es! Bedientenklatschereien sind keine Beweise, und kluge Kombinationen, die den Nagel auf den Kopf treffen, noch viel weniger. Ich weiß — aber ich kann nichts beweisen, sonst hätte ich die Rache ja in meiner Hand, sonst hätte ich ihn an der Kette, wie er jetzt mich. Aber ich will mich doch rächen an ihm, durch Sie, Herr Baron, er soll es fühlen! Deshalb komme ich zu Ihnen. Hören Sie mich, Herr Baron; ich habe für Sie einen Plan entworfen, wie Sie von dem Grafen loskommen können, wie Sie Ihren Wechsel zurückerhalten und dabei den Schuft kränken bis tief in das Herz hinein, indem Sie ihm die Aussicht auf



Digitized by Google

eine reiche Heirath zerstören. Wollen Sie mich hören, Herr Baron?"

„Sprechen Sie!"

„Der Graf will Fräulein Hertha v. Ragnow heirathen. Den armen Armin hat er in der Tasche, der muß, wie er will. Fräulein Hertha mag zwar nichts von dem Grafen wissen; aber endlich wird sie doch mürbe gemacht werden durch Armin's Bitten, und darauf rechnet der Graf. Gelingt ihm sein Plan, dann steckt er eine schöne halbe Million — nicht Mark sondern Thaler! — in die Tasche, denn so viel erbt Fräulein v. Ragnow in kurzer Zeit, nur ein alter, kinderloser, sterbender Mann steht noch zwischen ihr und der Erbschaft."

„Sie träumen!"

„Nein, Herr Baron! Ich bin meiner Sache sicher! Wenn Sie mit kühnem Muth dem Grafen zuvorkommen, gehört nicht Jenem, sondern Ihnen die Erbschaft! Sie sind ein schöner junger Mann aus vornehmer Familie, Fräulein v. Ragnow interessirt sich für Sie — widersprechen Sie nicht, Herr Baron, ich weiß Alles — die junge Dame wird mit Freude ihr ‚Ja' sagen, wäre es auch nur, um durch Sie von dem ihr verhaßten Grafen befreit zu werden. Nur eines kühnen Schrittes von Ihnen bedarf es! Jetzt ist es noch Zeit, Armin und der Graf müssen durch Ihre Verlobung mit Fräulein v. Ragnow überrumpelt werden. An dem Tage, an welchem Ihre Verlobung in den Zeitungen steht, schaffe ich Ihnen Geld, so viel Sie wollen, Sie können Ihren Wechsel einlösen."

„Graf Panin hat ihn in der Hand."

Digitized by Google

„Was thut das? Sie überbringen Ihrem Oheim das Geld zur Einlösung des Wechsels, ehe dieser noch fällig ist. Mag ihn dann immerhin der Graf präsentiren lassen, er wird eingelöst und vernichtet. Nur Muth, Herr Baron! Mit einem kühnen Entschluß können Sie Alles gewinnen."

Hans überlegte schweigend. Die Mittheilung, welche ihm Doktor Schnorrig gemacht hatte, überwältigte ihn. Er sah plötzlich einen Ausweg aus dem Labyrinth der Schande, in welchem er sich verirrt hatte, eine wunderbar schöne Hoffnung erblühte ihm. — Eine halbe Million! Die Fülle des Reichthums! Und mit Hertha vereint sollte er das ihm erblühende Glück genießen; dies war mehr werth, als der ungeheure Reichthum selbst! Sein Herz klopfte stürmisch. Das Glück, welches ihm der häßliche Doktor in so nahe Aussicht stellte, gerade in dem Augenblicke, in welchem er verzweifeln wollte, war so überwältigend groß, daß er nur zitternd an die Möglichkeit desselben glauben konnte. Aber es war möglich! Hatte nicht Hertha sich ihm in letzter Zeit freundlicher und liebenswürdiger gezeigt, als jemals früher? Ja, sie erwiederte seine Liebe, nur eines kühnen Wortes bedurfte es, um ihr Jawort zu erringen. Doktor Schnorrig war ein unbezahlbarer Rathgeber! Nur ein kühner Entschluß war nothwendig, so hatte der Doktor gesagt. Er hatte Recht, kein Zögern mehr! Durch einen kühnen Entschluß war das schon verloren geglaubte Lebensglück wieder zu gewinnen!

Hans sprang neubelebt von dem Sopha auf. „Ich danke Ihnen, Doktor, für Ihren Rath und Ihre Mit-

Digitized by Google

theilung," ſagte er, dem Doktor die Hand reichend. „Ich will in Erwägung ziehen, was Sie mir gerathen haben. Beſuchen Sie mich morgen wieder, dann will ich Weiteres mit Ihnen beſprechen. Gelingt es mir, durch Ihre Hilfe meinen Wechſel einzulöſen, dann ſollen Sie reich belohnt werden!"

Doktor Schnorrig verbeugte ſich ſehr tief und reſpektvoll. Er nahm es durchaus nicht übel, daß Hans ihn in ſo formloſer Weiſe verabſchiedete, er war ja daran gewöhnt, von oben herab behandelt zu werden. Mit der Verſicherung, daß er ſtets nach beſter Kraft beſtrebt ſein werde, dem Herrn Baron zu dienen, und dem Verſprechen, morgen wieder zu kommen, empfahl er ſich.

Kein Zögern mehr! Jede verlorene Stunde war eine verlorene Stunde des Glücks!

Als der junge Offizier eine Viertelſtunde ſpäter in dem Hauſe Nro. 18 der Herrenſtraße die Klingel gezogen hatte, öffnete Hertha ſelbſt ihm die Thür.

Ein ſtaunender Blick traf Hans, Hertha hatte ſeinen Beſuch nicht erwartet und konnte ihn nicht erwarten, denn bisher hatte ſich Hans ſtets nur zu den Donnerstag-Abendgeſellſchaften im Armin'ſchen Hauſe eingefunden. Staunen ſprach ſich in den Blicken Hertha's aus, aber eben nur Staunen, nicht eine freudige Ueberraſchung, welche darauf hingedeutet hätte, daß der Beſuch beſonders angenehm wäre. Sie empfing Hans als einen Bekannten mit unbefangener Freundlichkeit, aber gerade die Unbefangenheit, mit welcher ſie ihm ſagte, daß ihr Onkel und ihre Tante ausgegangen ſeien und es gewiß ſehr bedauern

würden, daß der Herr Baron v. Werder sie nicht zu Haus treffe, erschien Hans als ein recht verdächtiges und bedenkliches Vorzeichen für die Erfüllung seiner Hoffnungen. Es lag in dieser harmlosen Erklärung eigentlich eine Abweisung seines Besuches, Hertha setzte es als selbstverständlich voraus, daß er nicht ihr selbst seine Visite machen wolle, sie erwartete, daß er sich mit einem Worte des Bedauerns empfehlen werde.

Dieser Erwartung aber mochte Hans nicht entsprechen. Es war ein Glück, daß er Hertha allein traf; er hatte darauf gehofft, denn er wußte, daß Herr und Frau v. Armin gern die Vormittagsstunden zu Besuchen und Geschäftsgängen benutzten, während Hertha das Haus hütete; aber Ausnahmen kamen doch vor, und in Gegenwart des Onkels oder der Tante hätte Hans unmöglich seiner Werbung Worte geben können. Jetzt oder niemals! Der Augenblick der Entscheidung war gekommen, sein Entschluß stand fest; aber er fühlte doch ein peinigendes Bangen jetzt, da er ihn zur Ausführung bringen sollte.

„Mein Besuch galt Ihnen, gnädiges Fräulein. Wollen Sie ihn abweisen?“ sagte er mit bittendem Tone nicht ohne Verlegenheit.

„Mir?“ fragte Hertha. Ein flüchtiges Roth färbte ihre Wangen, sie war überrascht, aber nicht angenehm überrascht, sie zögerte sogar einen Moment, ehe sie ihm die erbetene Erlaubniß gab, und als sie es that, geschah es in einer kühlen, förmlichen Weise, welche durchaus nichts Ermuthigendes für Hans hatte. Sie führte ihn nicht in das Wohnzimmer, sondern in den Empfangssalon,

Digitized by Google

und als ſie ihn durch einen Wink erſucht hatte, auf einem Seſſel neben dem Sopha Platz zu nehmen, fragte ſie wieder in ſehr kühler, jede Vertraulichkeit ausſchließender Weiſe: „Was alſo verſchafft mir die Ehre dieſes unerwarteten Beſuches?“

Eine bange Ahnung überkam Hans, aber — jetzt oder niemals! Er hatte es ſich zugerufen draußen vor dem Beginn dieſer peinlichen Unterredung, er rief es ſich wieder zu, und mit einem kühnen Entſchluß beſiegte er jedes Bedenken. Er erklärte Hertha, daß er ſeit Wochen den gegenwärtigen Augenblick erſehnt habe, um ohne die Gegenwart läſtiger Zeugen zu ihr aus vollem Herzen ſprechen zu können. Er ſagte ihr, daß er ſie liebe, daß er ſie geliebt habe von dem erſten Tage an, als er ſie geſehen. Anfangs ſprach er ſtockend, aber im Verlauf ſeiner Rede ſtieg ſein Muth, ſeine Worte gaben ſeiner Leidenſchaft einen feurigen Ausdruck, er wurde beredt, als er Hertha ſagte, daß er ſie mit aller Gluth ſeines Herzens liebe, daß er nur ein Lebensglück kenne, das, mit ihr vereint zu ſein für das Leben, als er ſie bat, ihm ihr Jawort zu ſchenken.

Hertha hatte ihn nicht unterbrochen, ſie hatte ihm erröthend, mit geſenkten Augen zugehört, das war ein gutes Zeichen, als er aber ihre Hand ergreifen wollte, um ſie zu küſſen, zog ſie die Hand nicht nur ſchnell fort, ſie rückte ſogar weiter von ihm zurück, und als ſie nun zu ihm aufſchaute, lag in ihrem Auge der Ausdruck tiefer Bitterkeit und um ihre Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln.

Digitized by Google

„Sie haben mir in sehr feurigen Worten Ihre Liebe erklärt, Herr Baron," sagte sie mit einer Ruhe, welche Hans wie ein eisiger Hauch traf, „würden Sie ebenso feurig um mein Jawort gebeten haben, wenn Sie nicht wüßten, daß Herr Ulrich v. Ragnow schwer erkrankt ist? Die arme, aussichtslose Hertha v. Ragnow würden Sie schwerlich der Ehre für würdig erachtet haben, die Freifrau v. Werder zu werden. Diese Ueberzeugung beruhigt mich und macht es mir weniger schmerzlich, Ihnen zu sagen, daß ich auf die mir zugedachte Ehre Verzicht leisten muß!"

„Sie thun mir bitteres Unrecht!" rief Hans verzweifelt. „Ich schwöre es Ihnen, ich liebe Sie mit reiner, uneigennütziger Liebe. Nur Ihr Herz, Ihre Liebe will ich mir erringen! Ich flehe Sie an —"

Hertha unterbrach ihn, sie stand auf, und einen Schritt zurücktretend sagte sie mit ernster Bestimmtheit: „Ich bitte Sie, Herr Baron, sparen Sie sich und mir ganz nutzlose Betheuerungen. Ich weiß durch meinen Onkel, daß Sie niemals einem armen Mädchen Ihre Hand bieten würden, daß Sie es nicht könnten, selbst wenn Sie es wollten. Ich konnte, da ich das wußte, mich Ihnen in der Gesellschaft freundlich erweisen; ich glaubte nicht Gefahr laufen zu müssen, mißverstanden zu werden, denn vor einer Bewerbung um meine Hand glaubte ich sicher zu sein, weil ich mich für arm und aussichtslos hielt; erst vor kurzer Zeit habe ich erfahren, daß mir eine Erbschaft in Aussicht steht, die meine Hand vielleicht begehrenswerth machen kann. Ich bedauere, daß auch

Digitized by Google

Sie von dieſer unſeligen Erbſchaft Kenntniß erhalten haben —"

„Ich ſchwöre Ihnen —"

„Wollen Sie wirklich ſchwören, mir Ihr Ehrenwort darauf geben, daß Sie nichts von der mir beſtimmten Erbſchaft wiſſen?"

Hans ſchlug die Augen nieder, es war ihm unmöglich, dem klaren, forſchenden Blick Hertha's zu begegnen. Es war Alles verloren, jetzt hatte er nichts mehr zu hoffen, durch ſein Schweigen ſprach er ſich ſelbſt das Urtheil! Er fühlte ſich tief beſchämt und gedemüthigt. Der Schmerz, der ihn ergriff, ſprach ſich ſo ungeheuchelt in ſeinen Zügen aus, daß Hertha faſt wider ihren Willen Mitleid mit ihm fühlte.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron, wenn ich hart, vielleicht zu hart zu Ihnen geſprochen habe," ſagte ſie mild. „Ich hätte Ihnen in ſchonenderer Weiſe mein ‚Nein' ausſprechen ſollen."

Hans antwortete nicht. Was hätte er auch antworten ſollen, es war ja jedes Wort verloren, nur zu neuer Demüthigung konnte es führen. Er ſprang auf und ſtürmte fort, ohne Abſchied zu nehmen. Sein Kopf glühte, das Blut jagte ihm fieberhaft heiß durch die Adern. Wie im Traum eilte er im Sturmſchritt durch die Straßen ohne Zweck, ohne Ziel; ſeine wirren Gedanken wogten durcheinander, nur Eines war ihm klar, für ihn gab es keine Hoffnung, kein Glück mehr im Leben!

Ein eiſiger Wind, der ſich plötzlich erhob, durchfröſtelte ihn und erweckte ihn aus ſeinen Träumen. Er ſchaute

ſich um. Er hatte, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, die Straßen der Reſidenz verlaſſen und den Stadtpark erreicht, jetzt ſtand er vor derſelben im Gebüſch verborgenen Bank, auf welcher er vor Wochen geſeſſen hatte mit dem Revolver in der Hand, damals, als er entſchloſſen geweſen war, ſich der ihm bevorſtehenden Entehrung durch den Tod zu entziehen.

Der Platz ſah noch öder und unheimlicher aus, als damals, die Bank war mit einer Kruſte halbgeſchmolzenen, ſchmutzigen Schnee's bedeckt.

Hierher hatte der Zufall ihn geführt, gerade hierher! Sollte er heute ausführen, was er damals unterlaſſen hatte? Heute war kein Doktor Schnorrig in der Nähe, der ihm die Waffe aus der Hand nehmen konnte!

Er griff in ſeine Bruſttaſche, er fühlte den Revolver.

Aber er zog ihn nicht hervor.

Sollte er ſich jetzt den Tod geben? Weshalb gerade jetzt? Weil Hertha ihn zurückgewieſen, ihn verhöhnt und beleidigt hatte? Sollte ſie glauben, daß die Liebe zu ihr ihn in den Tod getrieben habe? Nein, dieſen Triumph durfte er der ſtolzen Schönen nicht bereiten! Sollte er durch ſeinen freiwilligen Tod allen denen, die er mit glühendem Herzen haßte, eine Genugthuung gewähren? Wie würde der grauſame Vater, der ihn damals in den Tod zu treiben geſucht hatte, aufathmen, wenn er die Nachricht erhielt, daß er jetzt nicht mehr mit Sorge an die Zukunft des verhaßten Sohnes zu denken brauche. Und Ernſt! Der Tod des älteſten Sohnes bahnte wohl die Verſöhnung zwiſchen dem Vater und dem bisher zwei-

ten, dann einzigen Sohn an. Mit offenen Armen nahm der Vater den Sohn auf, wenn dieser nicht mehr die Kunst zum Broderwerb machte. Den Freiherrn Ernst v. Werder wies dann die schöne Hertha sicherlich nicht mit höhnischen Worten zurück. Sollte er, Hans v. Werder, durch seinen Tod der Glücksspender für alle die Verhaßten werden? Nein, nein, nein! Konnte er selbst auch kein Glück mehr in diesem Leben finden, so gab es doch Mittel, die Verzweiflung und den Ekel zu betäuben. Auch mit einem wunden Herzen läßt sich das Leben genießen. Im Rausch und am Spieltisch wird jeder Schmerz vergessen.

19.

Und in einem wüsten, wilden Leben suchte Hans v. Werder sich zu betäuben und die Gefahr der Entehrung, die drohend vor ihm stand, zu vergessen. Von seinen Regimentskameraden zog er sich zurück; er konnte nach der Unterredung mit seinem Obersten die jüngeren Kameraden nicht mehr zum Spiel heranziehen, der Umgang mit ihnen hatte daher das Interesse für ihn verloren, und die älteren Kameraden waren ohnehin schon seit längerer Zeit nicht mehr so zuvorkommend gegen ihn, wie früher; sie behandelten ihn, wenn er dienstlich mit ihnen zusammentraf, mit kalter Höflichkeit, Keiner suchte mehr einen näheren Umgang mit ihm.

Aehnlich erging es Hans auch mit den Kameraden von anderen Regimentern. Die meisten seiner früheren Freunde zogen sich von ihm zurück. Sie begrüßten ihn

Digitized by Google

wohl, wenn er zufällig mit ihnen zusammentraf, mit der gebotenen Artigkeit, so daß er keine direkte Veranlassung hatte, sich beleidigt zu fühlen; aber jedem freundschaftlichen Verkehr suchten sie sich zu entziehen; selbst der kleine, gutmüthige Graf Strackwitz hielt sich seit dem letzten unfreundlichen Zwiegespräch fern von Hans.

Seinen falschen Stolz hatte sich Hans trotzdem bewahrt. Er blickte noch mit derselben Selbstüberhebung wie früher verächtlich hinab auf jeden Bürgerlichen, selbst auf den Bruder, den plebejischen Maler Ernst Werder, nur in adeliger Gesellschaft bewegte er sich; aus welchen Elementen diese bestand, war ihm gleichgiltig.

An Geld fehlte es Hans niemals. Das Glück begünstigte ihn, er gewann fast immer im Spiel, allerdings meist nur geringe Summen, denn die meisten seiner jetzigen Genossen geboten nicht über starkgefüllte Geldbörsen, die meisten waren tief verschuldet und oft genug mußte Hans für sie eintreten; aber er gewann doch und außerdem zeigte sich Graf Panin gegen ihn niemals kleinlich oder geizig.

Nach jedem Spielabend hielt der Graf mit Hans seine Abrechnung, und bei jeder Abrechnung gewährte er dem geheimen Genossen einen Antheil am Gewinn, gleichgiltig, ob Hans gewonnen oder verloren hatte; aber allerdings mußte sich dieser seinen Lohn jetzt durch die größte Aufmerksamkeit verdienen. Durch einen Blick deutete ihm der Graf an, welches Tempelfeld er hoch besetzen solle, durch einen Blick mahnte er ihn, höher und immer höher zu setzen oder einen hohen Einsatz von einem Tempelfelde

Digitized by Google

zurückzuziehen. Zum Verständniß dieſer bedeutungsvollen Augenſprache, welche von keinem der übrigen Mitſpieler beobachtet werden durfte, und die nur hier und da durch ein ſcheinbar ganz unbefangenes und unbedeutendes Wort ergänzt wurde, hatte Hans vom Grafen die nothwendige Unterweiſung bekommen; weiter hatte ihn Panin nicht in die Geheimniſſe des Spiels eingeweiht, er ſollte und durfte nichts Anderes ſein, als ein willenloſer Automat, den der Graf durch Blick und Wort in Bewegung ſetzte, der ſich aber den Schein des leidenſchaftlichen, aufgeregten Spielers geben mußte, um die Mitſpielenden zu täuſchen.

So vergingen für Hans in ſteter peinlicher Aufregung die Tage und Wochen, immer näher rückte der Tag, an welchem ſein Wechſel fällig wurde. Das Geld zur Einlöſung deſſelben beſaß er längſt, ſeine Einnahmen waren ſo groß geweſen, daß er mit Leichtigkeit die noch fehlende Summe hatte zurücklegen können. Er athmete jetzt wieder freier auf. Wenn nur erſt der unſelige Wechſel eingelöst war, dann konnte er wieder mit größerer Ruhe in die Zukunft ſchauen. Aber ganz ohne Sorge war Hans doch nicht über die Einlöſung, er war nicht einig mit ſich darüber, wie er ſie bewirken ſolle. Sollte er, wie Doktor Schnorrig gemeint hatte, zum Onkel Ludwig gehen, dieſem die zur Einlöſung des Wechſels nöthige Summe übergeben? Dann mußte er ihm zugleich geſtehen, daß er den Namen des Onkels gefälſcht habe, und vor dieſem Geſtändniß bebte er zurück. Er erinnerte ſich noch mit Grauen der letzten Unterredung, die er mit dem Onkel gehabt hatte, der entſetzlichen Freude, welche dieſer bei

Digitized by Google

dem Gedanken gehabt, daß der älteste Sohn des verhaßten Bruders entehrt werden würde, wie er selbst. Der Erfüllung seiner schauerlichen Rache hatte der lieblose alte Mann damals freudig den Neffen geopfert, kam jetzt der gefälschte Wechsel in seine Hand, dann benutzte er ihn vielleicht zum Werkzeuge der Rache. An ihn konnte Hans sich nicht mit einem reuigen Geständniß wenden. Auch eine Bitte an Herrn v Armin, ihm die Einlösung des Wechsels vor dem Fälligkeitstermin zu gestatten, konnte keine Wirkung haben, denn Armin war ja, dies hatte Hans längst erkannt, nur ein Werkzeug in der Hand des Grafen Panin; an diesen allein konnte sich Hans wenden.

Er that es an einem Abend, an welchem Panin die rosigste Laune zeigte, weil er ganz vortreffliche Geschäfte gemacht hatte.

Der Neffe eines der Börsenkönige Europa's war durch einen gefälligen Freund in den Gesellschaftskreis Panin's eingeführt worden und hatte sich in der vornehmen Gesellschaft, deren Mitglieder fast sämmtlich freiherrliche und gräfliche Namen trugen, höchst behaglich gefühlt. Der junge Mann war selbst ein Baron, aber sein junger Adel wurde sonst von der hohen Aristokratie nicht recht anerkannt; um so freudiger begrüßte er es, daß er in diesem Kreise mit großer Zuvorkommenheit behandelt wurde, daß der russische Graf, der aus einem mit der kaiserlichen Familie verwandten Geschlecht stammte, ihn ganz wie seines Gleichen behandelte, daß auch der junge Prinz Sarolat sich freundschaftlich mit ihm unterhielt. Daß ein Baron S., dem es vergönnt war, in einem so

hocharistokratischen Kreise an einem Spiel Theil zu nehmen, sich durch hohe Einsätze auszeichnen mußte, und daß er nicht eine Miene verziehen durfte, wenn er recht bedeutende Summen verlor, verstand sich von selbst. Der Baron hatte scharf bluten müssen, viele Tausende waren in die Bank gewandert, aber nicht in dieser geblieben, denn sie hatte fast nur gegen Baron S. Glück, gegen die anderen Mitspieler verlor sie, gegen die meisten allerdings nur ganz unbedeutende, gegen Hans v. Werder aber, der wieder mit rasender Kühnheit spielte, große Summen. Die Bank wurde fast gesprengt, als aber am Abend bei der Abrechnung Panin seinen Gewinn nachzählte, betrug dieser weit über zwanzigtausend Mark. Dies war wohl eine gute Veranlassung, vergnügt zu sein!

Hans beschloß, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen.

„Ich glaube, Herr Graf," sagte er nach beendeter Abrechnung, „Sie müssen sich nun überzeugt haben, daß ich Ihr ergebener Freund bin; als solcher aber meine ich, das Recht zu einer Bitte zu haben. Uebermorgen ist der von mir ausgestellte, von meinem Onkel acceptirte Wechsel fällig, in dessen Besitz Sie sind. Ich wünschte ihn heute schon einzulösen; das Geld habe ich bei mir."

Panin lachte hell auf. „Sie sind von einer unglaublichen Naivetät, lieber Baron," antwortete er, noch immer lachend. „Wie können Sie nur glauben, daß ich diesen kostbaren Wechsel herausgeben werde! Der ist mir für keine Summe feil. Halten Sie mich denn wirklich für einen solchen Thoren, glauben Sie, daß ich Ihnen in den

Digitized by Google

letzten Wochen so vieles Geld nur dazu gegeben habe, um Ihnen die Einlösung des Wechsels möglich zu machen?"

„Aber übermorgen habe ich ein Recht, den Wechsel einzulösen, übermorgen ist er fällig!" rief Hans entrüstet.

„Sie haben ein Recht, ihn einzulösen?" fragte Panin spöttisch. „So viel ich weiß, wird der Wechsel dem Acceptanten zur Zahlung vorgelegt, und erst, wenn dieser sich der Zahlung weigert, wird der Aussteller in Anspruch genommen. Das Letztere wird in Ihrem Falle kaum nöthig sein, denn jedenfalls wird Ihr Herr Onkel sein Accept einlösen, wenn es ihm präsentirt wird."

„Herr Graf —"

„Sie wünschen nicht, daß der Wechsel Ihrem Herrn Onkel präsentirt werde? Nun, darüber läßt sich reden. Bringen Sie übermorgen früh elf Uhr Herrn v. Armin einen anderen, ebenfalls von Ihrem Herrn Onkel acceptirten und von Ihnen ausgestellten Wechsel, der über dreitausendsechshundert Mark lautet und nach drei Monaten zahlbar ist, dann wird er Ihnen den alten Wechsel sicher zurückgeben. Sie sehen, daß Armin es gut mit Ihnen meint, daß er nicht einmal Zinsen für die Prolongation in Anspruch nimmt; aber er gibt eben nur Wechsel gegen Wechsel, baares Geld nimmt er nur von dem wirklichen Acceptanten, Ihrem Herrn Oheim, dem schon um zwölf Uhr Mittags der Originalwechsel präsentirt werden wird, wenn Sie ihn nicht um elf Uhr durch einen anderen Wechsel eingelöst haben. Ich denke, wir verstehen uns, lieber Baron! Diese Angelegenheit ist zwischen uns abgethan, wir sprechen nicht mehr darüber."

Digitized by Google

Mit ſchwerem Kopf ging Hans nach dieſer Unterredung nach Hauſe, nicht, wie er ſonſt gewohnt war, nach dem Reſtaurant, in welchem er faſt Nacht für Nacht mit ſeinen Genoſſen zuſammentraf. Er hätte für die Scherze der Freunde, für das luſtige Gelage, welches ihn erwartete, ſelbſt für das Spiel, mit welchem daſſelbe ſtets endete, heute keinen Sinn gehabt. Er konnte an nichts denken, als an ſeinen unſeligen Wechſel.

Dieſer beſchäftigte ihn in der ganzen ſchlafloſen Nacht und auch am folgenden Tage. Aber ſelbſt bei angeſtrengteſtem Nachdenken fand er keinen Ausweg aus dem Labyrinth, in welches er verſtrickt war.

So kam der Abend heran. Ehe er noch mit ſich einig war, mußte er den Weg nach der Cäcilienſtraße antreten; gerade heute durfte er keinenfalls zu ſpät im Spielſalon des Grafen erſcheinen. Panin hatte ihm geſtern beim Abſchiede ausdrücklich geſagt: „Kommen Sie morgen recht pünktlich. Wir werden einen großen Abend haben. Baron S. will ſich Revanche holen. Ich denke, er ſoll uns einen kleinen Antheil an ſeinen väterlichen Millionen auf dem Tempel laſſen. Unter fünfzigtauſend Mark kommt er morgen ſchwerlich fort.“

Dieſer Weiſung folgend, eilte Hans, der ſich ohnehin ſchon etwas verſpätet hatte, mit ſchnellem Schritt durch die Straßen. Da wollte es das Unglück, daß er in der Cäcilienſtraße, gar nicht weit vom Hauſe des Grafen, ſeinem Oberſten begegnete, der Arm in Arm mit dem alten General v. Werder langſam die Straße entlang ging.

Digitized by Google

Als Hans seinen Vater nach jetzt drei Monaten zum ersten Male wieder sah, schlug ihm stürmisch das Herz. Wie traurig verändert hatte sich in dieser kurzen Zeit der alte Soldat. Er war ein hinfälliger Greis geworden, jeder Schritt wurde ihm schwer, ohne Hilfe hätte er wohl schwerlich gehen können, er mußte sich auf den Arm des Obersten stützen, der die Stelle des hinter dem General hergehenden alten Dieners einnahm.

Hans wollte schnell in eine Nebenstraße einbiegen, um der unerwünschten Begegnung mit dem Vater zu entgehen; aber es war zu spät. Der Oberst hatte ihn gesehen und erkannt, er winkte Hans, und dieser Wink war ein Befehl, welchem der Offizier Folge leisten mußte.

Der alte General schaute Hans, als dieser langsam näher kam, mit seinen scharfen, grauen Augen forschend an, aber kein Zug seines strengen Gesichtes verrieth, daß er irgend einen Antheil an dem Sohn nehme, und als nun Hans dienstlich grüßend vor seinem Vorgesetzten stand, blickte der General so kalt und gleichgiltig fort, als habe er gar nichts gemein mit dem Offizier, den der Oberst zu sich heran gewinkt hatte, und den dieser jetzt mit sehr ernstem, strengem Ton anredete.

„Sie wollten der Begegnung mit mir und Ihrem Herrn Vater ausweichen, Herr Baron v. Werder; es ist mir lieb, daß ich dies bemerkt habe; ich kann Ihnen jetzt in Gegenwart Ihres Herrn Vaters sagen, was ich Ihnen morgen doch hätte sagen müssen. Es laufen böse Gerüchte über Sie unter Ihren Kameraden, Gerüchte, die, wie ich hoffe, nicht begründet sind, die aber nicht ent-

ſtanden ſein können ohne ein Verſchulden Ihrerſeits. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Sie zwar das mir gegebene Ehrenwort, nicht mit Ihren Regimentskameraden zu ſpielen, gehalten haben, daß Sie aber um ſo begieriger jede Gelegenheit zum hohen Spiel anderwärts aufſuchen, wo ſie ſich Ihnen auch bieten mag, daß Sie insbeſondere faſt täglich bei einem ruſſiſchen Grafen Panin verkehren, in deſſen Salon ein wüſtes, weit über die Verhältniſſe eines jungen Offiziers gehendes Hazardſpiel ſtattfindet. Iſt dieſe Mittheilung begründet?"

Hans konnte nicht leugnen, durch ſein Schweigen bejahte er die Frage des Oberſten.

„Es iſt mir ferner mitgetheilt worden, daß Sie bei dem hohen Spiel in den letzten Wochen begünſtigt worden ſind durch ein ganz wunderbares Glück, daß Sie ungeheure Summen gewonnen haben, Summen, die zuſammen faſt ein Vermögen ausmachen. Gerade an dies wunderbare Glück, welches Sie im Spiel haben, knüpfen ſich unangenehme Gerüchte, welche nie direkt ausgeſprochen, aber doch in Andeutungen von Mund zu Mund gehen, Gerüchte, wie ſie niemals gegen einen Offizier verbreitet werden dürfen. Es gibt für Sie nur ein Mittel, Ihre Ehre zu reinigen: Sie dürfen nicht mit einem Schritt wieder den Spielſalon dieſes Grafen Panin betreten. Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie dieſen meinen Rath befolgen?"

„Ich kann es nicht! Ich habe mein Wort gegeben, heute Abend —"

„Ah ſo, ich dachte es mir, Sie ſind auf dem Wege

zu diesem sauberen Grafen, der ja hier in der Cäcilienstraße wohnen soll. Ihr Wort müssen Sie freilich halten; aber Sie können nicht Ihr Wort gegeben haben, durch ein wildes, verwegenes Spiel das Glück herauszufordern und vielleicht von Neuem hohe Summen zu gewinnen, die dann nur dazu beitragen, den schmählichen Gerüchten über Ihr Glück im Spiel neue Nahrung zu geben. Ich verlange von Ihnen, daß Sie heute nur einige ganz niedere Sätze wagen, daß Sie sich zurückziehen, sobald es angeht, um nie wieder — nein, ich will nicht zu weit gehen, nicht schwer Mögliches verlangen — um für ein ganzes Jahr nicht wieder an irgend einem Hazardspiel, sei es, wo es sei, Theil zu nehmen. Ich verlange von Ihnen — verstehen Sie mich wohl, Herr Baron v. Werder — ich verlange heute von Ihnen darauf Ihr Ehrenwort."

„Ich kann es nicht geben, Herr Oberst, ich habe Verbindlichkeiten —"

„Sie können keine höhere Verbindlichkeit haben, als die, Ihre Ehre rein zu halten."

Der Oberst hielt einen Augenblick inne, er erwartete eine Antwort, aber Hans konnte eine solche nicht geben. Er würde freudig sein Ehrenwort verpfändet haben, aber der Wechsel, der unselige Wechsel! Hans hatte bisher mit niedergeschlagenen Augen den Worten des Obersten gelauscht, jetzt blickte er unwillkürlich auf, um in dem Gesicht des Vaters den Eindruck zu lesen, welchen auf diesen seine Weigerung mache, aber es gelang ihm nicht. Der alte General schien dem Sohne nicht die geringste

Digitized by Google

Beachtung zu ſchenken, er ſchaute theilnahmlos in's Weite. Aber wie wunderbar! Plötzlich belebten ſich die ernſten, ſtrengen Züge, es war, als ob das kalte, ſtarre Auge aufleuchte, als ob ein Lächeln über das faltige Geſicht gleite. Hans folgte mit ſeinen Augen dem Blick des Vaters, da ſah er, wie eben aus der nahen Querſtraße ſein Bruder Ernſt in die Cäcilienſtraße einbog. Dem verſtoßenen Sohn galt der freundliche Blick des Vaters, und als jetzt Ernſt reſpektvoll grüßend vorüberging, erwiederte der General den Gruß, ja er erwiederte ihn in freundlichſter Weiſe, und mit einem Blick, der wahrlich nicht Haß und Verachtung ausſprach, folgte er dem ſchnell ſich Entfernenden; für Hans aber hatte er keinen Blick.

„Ich habe Ihnen lange Zeit zum Ueberlegen gegönnt," fuhr der Oberſt fort, „leider vergeblich. Sie wollen mir Ihr Ehrenwort nicht geben und müſſen nun die Folgen tragen. Mein verehrter Freund, Ihr Herr Vater, iſt mit mir der Ueberzeugung, daß ein Offizier, an deſſen Ruf der leiſeſte Makel klebt, nicht länger in dem Regimente dienen kann, an deſſen Spitze zu ſtehen ich die Ehre habe; ja, daß ein ſolcher Offizier kaum mehr das Recht hat, überhaupt weiter zu dienen. Ich werde morgen bei Seiner Majeſtät Ihre Verſetzung erbitten, falls Sie es nicht vorziehen, ſelbſt die Bitte um Ihren Abſchied einzureichen, was freilich das Wünſchenswertheſte wäre."

Der Oberſt erwartete keine Antwort mehr, er grüßte kurz und ſchritt Arm in Arm mit dem alten General weiter.

Digitized by Google

Noch lange Minuten blieb Hans auf der Stelle stehen, auf welcher der Oberst ihn verlassen hatte; verzweiflungsvoll schaute er den langsam durch die Straßen Wandelnden nach. Den Abschied sollte er nehmen! Er war Soldat gewesen mit Leib und Seele, ein tüchtiger, schneidiger Soldat, und jetzt sollte er zurücktreten in den stets von ihm so tief verachteten Bürgerstand. Wenn er den Abschied nicht nahm, dann erhielt er ihn, er konnte ja die gegen ihn verbreiteten Gerüchte nicht Lügen strafen.

O dieser unselige Wechsel! Aber ein Hoffnungsstrahl leuchtete ihm doch plötzlich in dunkler Nacht auf. Vielleicht ließ sich Graf Panin herbei, den Wechsel zurückzugeben, wenn er erfuhr, daß sein Bundesgenosse versetzt werden sollte. Draußen in der Provinz konnte die erzwungene Bundesgenossenschaft keinen Werth mehr für den Grafen haben; wenn er sich durch Bitten und Vorstellungen erweichen ließ, den Wechsel einlösen zu lassen, dann konnte Hans morgen früh dem Obersten das verlangte Ehrenwort geben. Von Panin hing sein Schicksal ab, von dem Wohlwollen des Grafen, diesen durfte Hans nicht durch ein längeres Zögern erzürnen. Noch einmal mußte er jedenfalls heute sich in sklavischem Gehorsam dem mächtigen Willen Panin's fügen.

Er beeilte seinen Schritt, kam er doch ohnehin schon später, als er versprochen hatte.

Eine große Gesellschaft hatte sich schon im Spielsalon um den Tempel versammelt, und das Spiel hatte längst begonnen, als Hans v. Werder in den Salon trat, um seinen gewöhnlichen Platz am Tisch, der ihm bereitwillig

eingeräumt wurde, einzunehmen; er wurde der Nachbar des jungen Baron S., der sich heute wohl für ein großartiges Spiel vorbereitet hatte, denn neben ihm auf dem Tisch lag eine mit vielen hohen Geldscheinen gefüllte Brieftasche und ein recht ansehnlicher Haufe von Goldstücken.

Es war im Panin'schen Salon nicht Gebrauch, daß durch die Begrüßung zu spät Kommender durch den Grafen das Spiel unterbrochen wurde. Hans konnte sich daher nicht darüber beklagen, daß Panin für ihn kaum eine leichte Verbeugung als Begrüßuug hatte, aber er fühlte doch ein leichtes Beben, denn der finstere Blick, von welchem die Begrüßung begleitet war, sagte ihm, daß Panin ihm über die Verspätung zürne. Von den übrigen Mitspielenden wurde sein Kommen kaum beachtet, nur Baron S. sagte ihm leise ein verbindliches Wort, der Rittmeister v. Wedlow aber, der seinen Platz wie gewöhnlich neben Panin hatte, schaute ihn mit einem feindseligen Blicke an.

Schon ehe Hans in den Saal getreten war, waren recht bedeutende Beträge auf die einzelnen Felder des Tempels vertheilt gewesen, besonders Baron S. hatte hohe Einsätze gewagt, aber ohne sonderlichen Erfolg. Gewinn und Verlust hatten gewechselt, keiner der Spieler hatte Glück oder Unglück gehabt, die Bank war fast in gleichem Bestande geblieben, jetzt aber änderte sich schnell der Charakter des Spiels.

Durch einen Blick des Grafen erhielt Hans den Befehl, hoch zu setzen und kühn zu spielen; er mußte dem Befehl folgen, obgleich er mit Beben an die Warnung

Digitized by Google

seines Obersten dachte. Fast jede Karte, welche er besetzte, gewann, so daß die Bank in großen Verlust gerieth, obgleich Baron S. jetzt ebenfalls verlor und durch den Verlust sich zu immer höheren, gewagteren Sätzen hinreißen ließ. Der Geldhaufen neben dem Baron schmolz immer mehr zusammen, aber er floß nur vorübergehend in die Bank, um sich dann Hans zuzuwenden, der mit einem wahrhaft erstaunlichen Glück spielte. Schon nach einer halben Stunde lag neben ihm auf dem Tisch eine so hohe Summe in Gold und Banknoten, daß er nur mit Bangen das schnelle Anwachsen desselben sah. Er hätte viel darum gegeben, wenn er durch ein leises Wort den Grafen hätte bitten können, ihm ein Weiterspielen zu erlassen, aber dies war unmöglich; er solle noch höher setzen, so lautete der durch einen finsteren Blick gegebene und von ihm nur zu gut verstandene Befehl. Er mußte gehorchen.

Schon zweimal hatte der Bube für ihn hohe Summen gewonnen, ein Blick des Grafen befahl ihm, den ganzen Gewinn mit dem Einsatz stehen zu lassen, und richtig, nach wenigen Sekunden schlug der Bube zum dritten Male für den glücklichen Spieler. In demselben Augenblick aber sprang der Rittmeister v. Wedlow auf, er legte die Hand auf die vor dem Grafen Panin liegenden abgezogenen Karten und rief mit lauter, durch den Saal schallender Stimme: „Halt! Das Spiel ist beendet! Der Treffbube hier lag soeben noch unten. Der Bankhalter schlägt die Volte und spielt mit gezeichneten Karten!"

Ein Blitz aus heiterem Himmel! Die fürchterliche

Digitized by Google

Anklage, welche der Rittmeiſter gegen Panin erhob, erfüllte alle die ahnungsloſen Spieler mit tiefem Entſetzen, ſie ſprangen von ihren Sitzen auf und ſchauten mit verſtörten Blicken den Rittmeiſter und den Grafen an.

Auch Graf Panin war aufgeſprungen. Sein Geſicht zeigte eine fahle Leichenfarbe, ſeine Züge verzerrten ſich grauenhaft, ſein Mund zuckte krampfhaft. Mit einem Blick voll wilder Wuth ſchaute er den Rittmeiſter an, er erhob gegen dieſen die drohend geballte Fauſt, während er in der linken Hand das halbe Kartenſpiel mit den Fingern feſt umſchloſſen hielt. „Herr, Sie ſind wahnſinnig!“ ſchrie er mit heiſerer Stimme. „Dieſe nichtswürdige Verleumdung müſſen Sie mit Ihrem Leben bezahlen!“

Die rieſige Geſtalt des Küraſſier-Offiziers erhob ſich in ihrer ganzen Höhe. Voll tiefer Verachtung ſchaute er auf den Grafen nieder, und ruhig, ohne die geringſte Aufregung zu zeigen, erwiederte er: „Sie ſollen die verdiente Genugthuung erhalten, wenn Sie es wünſchen, Herr Graf Panin, aber nicht im Duell, denn mit einem Falſchſpieler ſchlägt ſich kein Ehrenmann.“

Nur mit einem Wuthſchrei antwortete der Graf, mit der geballten Fauſt wollte er den Rittmeiſter in das Geſicht ſchlagen, aber ehe er es zu thun vermochte, fühlte er ſeinen Arm wie mit einem eiſernen Bande umklammert. Der Rittmeiſter hatte ihn gepackt und drückte nun mit wahrer Rieſenkraft den Wüthenden nieder auf den Seſſel. „Wagen Sie noch einen ſolchen Angriff, dann ſind Sie dem Zuchthaus verfallen!“ ſagte er mit un-

erschütterlicher Ruhe, den sich wüthend Sträubenden auf dem Sessel festhaltend. „Ein Ruf von mir, dann bringt die Polizei hier ein. Das Haus ist umstellt. Wenn Sie sich nicht ruhig halten, sind Sie verloren.“

Die wenigen Worte übten eine wunderbare Wirkung auf den Grafen aus; er biß die Zähne knirschend zusammen, aber er wagte es nicht, sich länger zu widersetzen; mit schlaff herabhängenden Armen und tief gebeugtem Kopf blieb er in seinem Sessel regungslos sitzen, als der Rittmeister ihn losließ und sich nun an die übrige Gesellschaft wendend sehr ruhig sagte: „Verzeihen Sie mir, meine Herren, daß ich Sie zu Zeugen einer brutalen Scene machen mußte, aber es galt, einen Betrüger und Falschspieler auf frischer That zu entlarven, und dies mußte geschehen. Ich durfte es nicht länger dulden, daß Sie durch falsches Spiel betrogen und ausgebeutet wurden.“

„Herr Rittmeister, Sie sind im Irrthum, Sie müssen im Irrthum sein!“ sagte der junge Prinz Sarolat, der leichenblaß geworden war und an allen Gliedern zitterte, jetzt aber so weit sich gefaßt hatte, daß er seinem Gefühl durch Worte Ausdruck geben konnte. „Graf Panin ist ein Ehrenmann, er hat sich mir als der treueste, uneigennützigste Freund bewiesen, mit meiner eigenen Ehre möchte ich für die seine einstehen. Sie täuschen sich. Sehen Sie doch nur, der Bube ist ja für die Bank eine Verlustkarte und er ist vom Herrn v. Werder mit einer großen Summe besetzt. Es ist ja doch fast ein Wahnsinn, zu glauben, daß Graf Panin betrogen haben sollte, um zu verlieren. Wir sind in den letzten Wochen sämmtlich Zeugen von

den vielen großen Verlusten unseres Freundes gewesen. Sie müssen sich täuschen, Herr Rittmeister! Ich bin überzeugt, Sie werden meinem Freunde, dem Grafen Panin, volle Genugthuung geben für die unerhörte, unbegründete Beschuldigung, welche Sie gegen ihn erhoben haben."

Die zusammengesunkene Gestalt Panin's hob sich während der Worte des Prinzen, der Graf schaute wieder auf. „Dank, Durchlaucht, innigen Dank!" rief er, die Hand des Prinzen ergreifend und drückend. Aber so schnell sein Muth sich erhoben hatte, so schnell sank er wieder, als der Rittmeister mit unerschütterlicher Ruhe dem Prinzen erwiederte:

„Ich täusche mich nicht, Durchlaucht! Seit Monaten weiß ich, daß Graf Panin falsch spielt, aber ich konnte es nicht beweisen. Heute erst habe ich den Beweis in meiner Hand, diese Karten, die sämmtlich gezeichnet sind."

„Aber er hat verloren, bedeutende Summen. Und jetzt wieder verliert er durch den Buben!"

„An den Herrn Baron v. Werder! Erinnern sich Durchlaucht, daß alle die großen Summen, welche der Graf Panin in den letzten Wochen nebst allem Gewinn der Bank verloren hat, stets nur an den Herrn v. Werder geflossen sind! Welchen Grund der Graf Panin gehabt hat, den Herrn Baron durch sein falsches Spiel gewinnen zu lassen, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß er nur absichtlich verloren haben kann, was er von den übrigen Spielern gewonnen hat."

Aller Augen waren bei diesen Worten des Rittmeisters

Digitized by Google

auf Hans gerichtet, dessen Gesicht sich in flammender Röthe färbte. Wurde auch gegen ihn die Anklage des falschen Spiels, der Theilnahme am Betruge geschleudert? Hans wußte es nicht, er fühlte sich mit getroffen, mit vernichtet durch den gegen Panin gerichteten Schlag, sein böses Gewissen sagte ihm, daß seine Schuld entdeckt sei. Es flimmerte ihm vor den Augen, er sah nur noch undeutlich seine Umgebung, aber er bemerkte doch, daß der Baron S. sich von ihm zurückzog, daß auch sein Nachbar zur Linken zurücktrat, und daß er jetzt, belastet mit der Verachtung aller Kameraden, in dem weiten Kreise stand. Er wußte nicht, was er dem Rittmeister entgegnen sollte, und doch mußte er etwas sagen, wenn er sich nicht selbst schuldig erklären wollte. „Herr Rittmeister, diese Beschuldigung —" stammelte er, aber der Rittmeister unterbrach ihn:

„Verzeihung, Herr v. Werder, ich habe keine Beschuldigung ausgesprochen, nur eine Thatsache erwähnt. Ich habe kein Recht, Sie zu beschuldigen daß Sie im Einverständniß mit dem Grafen Panin gespielt haben, denn ich besitze dafür auch nicht den Schatten eines Beweises, dies erkläre ich hierdurch ausdrücklich; aber gegen den Grafen Panin besitze ich den vollen Beweis des falschen Spiels; ob dieser Beweis geltend gemacht werden soll, um den Betrüger der Strafe des Gesetzes zu übergeben, oder ob Sie, meine Herren, die Betrogenen, Gnade üben wollen, muß ich Ihnen überlassen. Ehe Sie sich darüber entscheiden, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen Rechenschaft abzulegen über mein eigenes Handeln. Schon seit Mo-

Digitized by Google

naten weiß ich, wie ich bereits erwähnte, daß Graf Panin falsch spielt, aber vergeblich war ich bemüht, das Wie? zu ergründen, einen Beweis zu erhalten. Ich wendete mich endlich an einen höheren Polizeibeamten, einen Mann von hoher Ehre und Rechtschaffenheit; ihm theilte ich meinen Verdacht mit, er veranlaßte es, daß ich durch einen alten, im Gefängniß befindlichen Falschspieler eingeweiht wurde in alle Geheimnisse des falschen Spiels, der Zeichnung der Karten und der Vertauschung der gezeichneten Karten. Mit dieser Kenntniß ausgerüstet, gelang es mir endlich, den lange gesuchten Beweis zu erhalten. Es lag mir nun die Frage vor, ob ich den Betrüger auf der That überraschen und ihn der Strafe des Gesetzes übergeben solle? Wenn ich es that, mußten wir Alle, meine Herren, gewärtig sein, in einem skandalösen Prozeß als Zeugen auftreten zu müssen, selbst Seiner Durchlaucht dem Prinzen Sarolat konnte dies schwerlich erspart werden; ich beschloß deshalb, zwar den Betrüger unschädlich zu machen, aber wo möglich uns Allen, mir selbst und Ihnen, meine Herren, die beschämende Zeugenschaft zu ersparen. Den Beweis, daß Graf Panin falsch gespielt hat, muß ich aber jedenfalls liefern, und hier in meiner Hand halte ich diesen Beweis, die gezeichneten Karten; aber ich bin noch nicht gezwungen, den Betrüger dem Strafgericht zu übergeben. Ich habe hierüber mit meinem Freunde, dem Kriminalkommissär v. Höhnstädt, mich vereinigt. Auf einen Ruf von mir erscheint er nach wenigen Minuten mit seinen Mannschaften in diesem Saale, belegt die gefälschten Karten mit Beschlag, hält eine Haus-

Digitized by Google

ſuchung ab und verhaftet den falſchen Spieler; er notirt zugleich die Namen aller Anweſenden; erfolgt mein Ruf nicht, dann zieht ſich die Polizei zurück, ſie wird auch für die Zukunft von einer Verfolgung des Grafen Panin Abſtand nehmen, wenn dieſer, der unabläſſig ſcharf beobachtet wird, ſich für die Zukunft des Hazardſpiels enthält; ſie wird ihn dagegen unfehlbar ſofort verhaften beim erſten Verſuch, wieder eine Bank aufzulegen. — Entſcheiden Sie nun, meine Herren, ob wir Gnade üben wollen, oder ob ich die Polizei herbeirufen ſoll."

Prinz Sarolat hatte, während der Rittmeiſter ſprach, bald dieſen, bald den Grafen Panin angeſchaut. Er wollte dem Rittmeiſter nicht glauben, er hielt es für ganz unmöglich, daß ein Graf Panin, ein Mann, der ſich gegen ihn ſo freundſchaftlich uneigennützig, ja ſo großmüthig gezeigt hatte, zum gemeinen Betrüger herabgeſunken ſein könne; aber ſo ſehr er ſich auch gegen einen ſolchen Glauben ſträubte, dieſer drängte ſich ihm doch auf, als er die zuſammengeſunkene Jammergeſtalt des Grafen betrachtete, der kein Wort der Rechtfertigung hatte, der ſchweigend die gegen ihn erhobene fürchterliche Beſchuldigung anhörte.

Ja, Panin war ſchuldig, er verdiente die härteſte Strafe; aber doch zog ſich das Herz des feinfühlenden jungen Prinzen krampfhaft zuſammen bei dem Gedanken, daß der Mann, deſſen Gaſt er ſo oft geweſen war, in deſſen Geſellſchaft er manche frohe Stunde verlebt, dem er Vertrauen geſchenkt und der ihm großmüthige Freundesdienſte erwieſen hatte, der Schmach einer gerichtlichen

Verurtheilung ausgesetzt werden sollte. „Ueben Sie Gnade, Herr Rittmeister, ich bitte Sie recht von Herzen darum!“ sagte er mit bebender Stimme.

„Gnade für den Schuft, der uns betrogen, der uns erbarmungslos ausgeplündert hat? Nein, keine Gnade, in's Zuchthaus mit ihm!“ rief dagegen der Baron S., den die Mittheilungen des Rittmeisters in eine wilde Aufregung versetzt hatten. „Der Schurke ist der Gnade nicht werth!“

„Sehr wahr, Herr Baron,“ erwiederte der Rittmeister ruhig. „Nicht aus Theilnahme für ihn stelle ich den Herren anheim, ob Sie ihn der gerichtlichen Bestrafung entziehen wollen, nur deshalb, weil der Verurtheilung ein skandalöser Prozeß vorangehen würde. Wir sämmtlich würden Zeugen sein müssen. Wir sind in der großen Mehrzahl Offiziere, für uns würde es eine besonders peinliche Pflicht sein, öffentlich Zeugniß abzulegen.“

„Sehr wahr, lassen wir den Schuft laufen, unschädlich ist er jetzt ohnehin!“ so ließ sich eine andere Stimme hören.

Ein lebhafter Streit erhob sich. Die wenigen Civilisten, zwei Gutsbesitzer und der Baron forderten energisch die Bestrafung des Betrügers, die Offiziere dagegen verlangten so dringend, den Skandal nicht durch einen Prozeß öffentlich zu machen, daß sich die Widersprechenden endlich dem allgemeinen Wunsche beugen mußten, aber erst, nachdem der Rittmeister v. Wedlow auf sein Wort versichert hatte, er selbst werde die Anzeige gegen den Grafen Panin bei der Staatsanwaltschaft einreichen, sobald er

Digitized by Google

erfahre, daß der Graf noch einmal sich an einem Hazardspiele betheilige. So lange aber eine solche Nothwendigkeit nicht vorliege, bitte er, der Rittmeister, um Schweigen über die Vorgänge des heutigen Abends.

Alle Anwesenden versprachen dies, nur Einer nicht, und dieser Eine war Hans v. Werder. Hans stand vereinsamt in dem Kreise der aufgeregten Kameraden, er wagte nicht Theil zu nehmen an dem Streite und nicht an den Beschlüssen, durch welche derselbe beendet wurde. Er fühlte, daß auch ihn fast in gleichem Grade, wie den moralisch verurtheilten Grafen, die Verachtung und der Haß der betrogenen Spieler traf, daß er als der Mitschuldige Panin's erkannt war, wenn auch Niemand diese Ueberzeugung aussprach. Wie richtig sein Gefühl war, dies zeigte sich, als jetzt nach erfolgter Einigung die Gesellschaft sich zerstreute. Keiner der Kameraden würdigte Hans zum Abschied auch nur eines Blickes, Alle gingen an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten.

Ein wilder Zorn loderte in Hans auf, er fühlte den brennenden Wunsch, sich wenigstens an Einem von denen, die ihn so verächtlich behandelten, zu rächen, mit dem Blute des Beleidigers die erlittene Kränkung abzuwaschen. Er trat einem jungen Dragoneroffizier, mit welchem er früher befreundet gewesen war, der aber jetzt ebenfalls ohne Gruß an ihm vorübergehen wollte, in den Weg, und mit heiserer, vor Wuth zitternder Stimme sagte er: „Sie verletzen die Gesetze des Anstandes, Herr v. Korwat! Es ist unanständig, ohne zu grüßen, vorüberzugehen."

Der Dragoneroffizier blieb stehen, mit einem Blick,

in welchem ſich ſeine tiefe Verachtung ausſprach, muſterte er Hans, dann erwiederte er, jedes Wort ſcharf betonend: „Von Ihnen, Herr Baron v. Werder, nehme ich keine Belehrung über die Geſetze des Anſtandes und der Ehre an.“

„Sie werden mir Genugthuung für dieſe freche Beleidigung geben!“ rief Hans wüthend.

Ehe der Lieutenant v. Korwat auf dieſe Herausforderung antworten konnte, trat der Rittmeiſter v. Wedlow zwiſchen ihn und Hans, und zu dieſem ſich wendend, ſagte er mit tiefem Ernſt: „Sie haben ſich wohl übereilt, Herr v. Werder, und werden bei ruhiger Ueberlegung nicht nur die beleidigenden Worte zurücknehmen, welche Sie ſoeben geſprochen haben, ſondern auch Herrn v. Korwat um Entſchuldigung bitten. Sie ſind dies ſich ſelbſt und uns Allen ſchuldig, die wir ſoeben uns gelobt haben, Schweigen über die Vorgänge dieſes unſeligen Abends zu beobachten. Knüpfte ſich eine Herausforderung an dieſelben, dann würde es nicht zu vermeiden ſein, daß der Urſache der Forderung nachgeforſcht würde. Ich würde mich dann verpflichtet fühlen, dem Ehrengericht eingehende Mittheilungen zu machen über Alles, was ich weiß und was ich denke! Ich bitte Sie, zwingen Sie mich nicht dazu, nehmen Sie die in der Uebereilung geſprochenen Worte zurück! — Und Sie, Herr v. Korwat, bitte ich, begnügen Sie ſich mit einer Bitte um Entſchuldigung durch den Herrn Baron v. Werder.“

Herr v. Korwat zuckte die Achſeln. „Ob ich dieſem Herrn Genugthuung geben würde oder nicht, will ich in dieſem Augenblick nicht erörtern,“ erwiederte er.

Digitized by Google

„Jedenfalls kann es mir nur angenehm sein, wenn diese Erörterung durch eine einfache Zurücknahme der gesprochenen Worte unnöthig wird. Einer Entschuldigung bedarf ich nicht und verlange sie nicht."

„Sie haben die Erklärung des Herrn v. Korwat gehört. Nehmen Sie Ihre beleidigenden Worte zurück? Ich fordere es von Ihnen. Bedenken Sie, daß Ihre Zukunft von Ihrer Entscheidung abhängt!"

Die in drohendem Tone gesprochene Aufforderung des Rittmeisters verfehlte ihre Wirkung auf Hans nicht. Sein Zorn war verraucht, er vermochte wieder nachzudenken und sich klar zu machen, welche Folgen seine unüberlegte Herausforderung haben konnte. Sie wurde von dem stolzen Offizier verächtlich zurückgewiesen, eine Verhandlung vor dem Ehrengericht mußte stattfinden und das Resultat derselben konnte nur ein schimpflicher Abschied sein. Es brach jetzt Alles über ihm zusammen! Nur durch Nachgiebigkeit gegen den Willen des Rittmeisters konnte er sich vielleicht noch retten. „Ich nehme meine Worte zurück!" sagte er.

Der Rittmeister verbeugte sich schweigend. Herr v. Korwat aber drehte sich auf dem Absatz um und ging fort, ohne Hans noch eines Wortes oder auch nur eines Blickes zu würdigen. Seinem Beispiel folgten alle übrigen Anwesenden; Hans mußte ihnen einsam, von Allen gemieden, folgen, denn auch er durfte ja nicht zurückbleiben, wenn er nicht seine Gemeinschaft mit dem entlarvten Falschspieler verrathen wollte.

## 20.

Graf Panin ſprang von ſeinem Seſſel auf, als der letzte der Gäſte den Spielſalon verlaſſen hatte. Mit einem Blick voll Haß und Wuth ſchaute er den Scheidenden nach, drohend erhob er die geballte Fauſt und ſchüttelte ſie. „Wein her, Wein, Champagner! Charles, Schurke, kannſt Du Dich nicht beeilen?“ rief er dem Diener zu, der unthätig an dem Schenktiſch ſtand und mit einem ſo gleichgiltigen, theilnahmloſen Geſicht vor ſich niederſchaute, als habe er nichts von den ſeltſamen Vorgängen geſehen oder als böten dieſelben für ihn gar kein Intereſſe.

Eilfertig gehorchte Charles, er nahm aus dem Eiskübel eine Flaſche Champagner, während er dieſe entkorkte und den Pfropfen ſpringen ließ, erglänzte auf ſeinem abgelebten Geſicht ein tückiſches Lächeln; es verſchwand aber in demſelben Augenblick wieder, als er ſich dem Grafen zuwendete und ihm auf dem ſilbernen Teller das eingeſchenkte Glas präſentirte.

„Noch eins! Noch eins!“ Drei Gläſer leerte der Graf ſchnell hintereinander, dann ſchleuderte er in einem Wuthausbruch das Glas mit ſolcher Kraft zu Boden, daß die Scherben weit über den Saal fortflogen. „Du haſt mich verrathen, Schuft! Weshalb haſt Du mir nicht gemeldet, daß das Haus von der Polizei umſtellt iſt?“ ſchrie er den Diener wüthend an.

„Ich wußte es nicht. Wie hätte ich es wiſſen können? Ich habe den Saal nicht einen Augenblick verlaſſen.“

„Du lügſt, Schuft! Du haſt dem Prinzen ein Glas Waſſer geholt.“

Digitized by Google

„Das hatte ich vergeſſen; aber ich ſchwöre dem Herrn Grafen, ich habe wirklich nichts gewußt, nicht eine Ahnung gehabt — es iſt auch vielleicht gar nicht wahr!“

„Nicht wahr? Zum Donnerwetter, das wäre möglich! Sollte dieſer nichtswürdige Rittmeiſter mich angeführt, mich in eine ſo plumpe Falle gelockt haben? Fort mit Dir, ſchnell! Ich will wiſſen, wie es draußen ſteht. Wehe Dir, wenn Du mir nicht die Wahrheit ſagſt. Aber noch Eins. Ich will den Freiherrn v. Werder ſprechen. Eile ihm nach, ſag' es ihm. Wenn er zögert, umzukehren, ſage ihm, ich laſſe ihm befehlen, augenblicklich zu kommen. Hörſt Du wohl, ich laſſe es ihm befehlen! Und nun fort, in fünf Minuten mußt Du zurück ſein. Sperr' die Augen auf! Schau' Dich beſonders nach dem Kriminalkommiſſär v. Höhnſtädt um, Du kennſt ihn ja! Schicke mir den Jean, ich will ihn ſprechen!“

Charles eilte, dem Befehl zu gehorchen, im nächſten Augenblick ſchon erſchien Jean, der zweite Diener, der die ankommenden Gäſte zu empfangen und zu melden, den ſcheidenden beim Anziehen ihrer Ueberröcke und Mäntel zu helfen hatte. Er nahte dem Grafen ſehr demüthig, auf ſeinem Spitzbubengeſicht aber lag der Ausdruck des böſen Gewiſſens.

„Sind Alle fort?“

„Zu Befehl, Herr Graf.“

„Haſt Du nichts Außergewöhnliches bemerkt?“

„Nichts, ich ſchwöre es Ihnen, Herr Graf!“ verſicherte Jean mit ſolchem Eifer, daß er ſchon hierdurch ſich verrieth.

Digitized by Google

„Schurke, Du biſt der Verräther, Du haſt Dich beſtechen laſſen!“ rief der Graf in höchſter Wuth und mit der geballten Fauſt ſchlug er dem Zurücktaumelnden in's Geſicht. Jean wagte es nicht, ſich zu vertheidigen, in maßloſer Angſt floh er vor dem Wüthenden.

Der Graf verfolgte ihn nicht, nach dem brutalen Wuthausbruche beruhigte er ſich; mit übereinander geſchlagenen Armen ging er haſtig im Saal auf und nieder. Vor dem Bilde, welches er vor Wochen von dem Maler Werder gekauft hatte und welches jetzt ſeinen Salon ſchmückte, blieb er ſtehen.

„Alles geht jetzt ſchief, nichts gelingt mir!“ murmelte er grimmig. „Auch bei der Kleinen komme ich nicht vorwärts. Vergeblich habe ich das unſinnige Geld für dies Bild ausgegeben, und nun wagt es dieſer elende Maler gar noch, mir den Weg zu kreuzen! Und gerade jetzt muß mich der neue Schlag treffen! Höhnſtädt, der Freund des Malers und Armin's, hat ihn durch den Rittmeiſter geführt. Der Maler ſoll es bereuen, daß er ſich mir in den Weg geſtellt hat! Er muß unſchädlich gemacht werden um jeden Preis, denn Hertha muß jetzt mein werden, ſie muß — ſie muß!“

Er ſetzte ſeine Wanderung fort, erſt als Charles zurückkehrte, erwachte er aus ſeinem düſteren Sinnen. „Nun, was haſt Du beobachtet?“ fragte er den ſeiner Anrede reſpektvoll wartenden Diener.

„Der Kriminalkommiſſär v. Höhnſtädt war auf der Straße; ich habe ihn geſehen, er ging mit Herrn Rittmeiſter v. Wedlow und ſprach ſehr eifrig mit ihm. Auf

der Straße vor unserem Hause gehen zwei Männer auf und nieder, es sind Kriminalschutzleute, ich kenne sie schon seit langer Zeit. Auf der anderen Seite der Straße, unserem Hause gegenüber, stehen zwei Schutzmänner in Uniform, auf dem Hofe sind auch zwei, sie haben sich hinter dem Kellerhals versteckt, so daß sie die Hintertreppe beobachten können, zwei sind die Vordertreppe hinaufgegangen, sie warten wahrscheinlich zwei Treppen hoch auf dem Flur. Der Portier hat sie in's Haus gelassen, sie haben ihm befohlen, nichts zu sagen; aber ich habe ihm einen Thaler gegeben, da hat er es mir erzählt. Vor einer Viertelstunde etwa sind die Schutzleute in's Haus gekommen."

Der Graf athmete tief auf. Die Bestätigung, daß die Polizei bereit gewesen war, auf ein Zeichen des Rittmeisters in den Spielsalon einzudringen, beruhigte ihn. Daß sie nicht eingedrungen war, diente ihm zum Beweise, daß man ihn schonen wollte.

Viel ruhiger als vorher fragte der Graf: „Hast Du den Freiherrn v. Werder eingeholt und ihm meinen Befehl überbracht? Wird er kommen?"

„Er wollte erst nicht, er bat, der Herr Graf möchte ihn für heute entschuldigen; als ich ihm aber sagte, der Herr Graf ließen ihm befehlen, zu kommen, wurde er dunkelroth im Gesicht und zeigte nach den beiden Schutzleuten, die auf der anderen Seite der Straße promenirten. ‚Ich werde kommen, wenn erst die Polizei sich zurückgezogen haben wird, in einer Viertelstunde!' sagte er dann."

Digitized by Google

Der Graf lachte höhniſch auf. „Sehr vorſichtig! Er möchte ſich gern ſalviren, aber er irrt ſich, der edle Freiherr! Du kannſt Dich zurückziehen, Charles. Ich will jetzt allein ſein; wenn aber der Baron kommt, führe ihn hierher; hier will ich ihn empfangen, nicht im Schlafzimmer.“

Der Graf ſetzte, nachdem Charles ihn verlaſſen hatte, ſeinen Spaziergang im Saale fort, er unterbrach ihn nur, wenn er an den Tiſch kam, auf welchem die Champagnerflaſche im Eiskübel ſtand, ſo lange, um ſich einzuſchenken und das Glas zu leeren. Der Wein regte ihn nicht auf, er diente ihm im Gegentheil, um ſeine zu ſehr angeſpannten Nerven zu beruhigen. Er konnte jetzt wieder ganz klar denken. Seit er von der ihn lähmenden Furcht befreit war, daß trotz der Verſicherung Wedlow's doch die Polizei einſchreiten werde, war er im Stande, Pläne für die Zukunft zu entwerfen, Pläne für ein neues Leben, denn das bisherige lag für lange Zeit abgeſchloſſen hinter ihm.

Die Zeit verflog ihm, er bemerkte es nicht, daß wohl eine halbe Stunde verging, ehe ihm Charles den Freiherrn v. Werder meldete, welcher der Meldung unmittelbar folgend in den Saal trat, gerade in dem Moment, als ſich Panin in Gedanken recht eifrig mit ihm beſchäftigte, ihm eine recht bedeutungsvolle Stellung in ſeinen Zukunftsplänen zutheilte. Ein ganz eigenes, boshaftes Lächeln zuckte über Panin's Geſicht, als er Hans erblickte. „Willkommen, mein theurer Baron!“ rief er dieſem zu. „Haben Sie doch den Weg zu mir wiedergefunden? Ich

Digitized by Google

fürchtete schon, auch Sie würden mich verlassen, wie die Anderen Alle! Aber nein, Sie sind mein lieber, treuer Freund, der auch im Unglück aushält bei dem Verstoßenen. Sie wären wieder gekommen, auch wenn ich Ihnen meinen Charles nicht nachgesendet hätte. Es bedurfte des Befehls nicht, Ihr treues, liebendes Herz hätte Sie zu mir zurückgeführt. Ja, lieber Baron, das Unglück soll uns Beide nicht trennen, es soll uns nur fester vereinen in treuer, unlösbarer Freundschaft! Das wollen Sie mir sagen, nicht wahr? Und nun, mein lieber Baron, lassen Sie uns vor allen Dingen zuerst unsere Kasse abschließen. Das Geschäftliche muß erst geordnet sein, ehe wir bei einem Glase Wein und einer guten Cigarre gemüthlich unsere gemeinschaftliche Zukunft besprechen."

„Unsere gemeinschaftliche Zukunft?" fragte Hans. — Schon die heuchlerisch freundschaftliche Begrüßung des Grafen hatte ihn mit Bangen erfüllt, in den letzten Worten aber lag eine Drohung, die seine Furcht erhöhte. Er hatte während der halben Stunde, welche er einsam durch die Straßen der Stadt wandernd verbracht hatte, nachgedacht über die letzten peinlichen und schreckenvollen Ereignisse, da war denn eine Hoffnung in ihm lebendig geworden, die ihn beruhigte, ihm Muth einflößte. Der Schlag, der Panin so unerwartet getroffen hatte, mußte in seiner Folge segensreich für ihn selbst werden, er löste die Kette, welche ihn an den Grafen fesselte, denn dieser bedurfte seines Beistandes nicht mehr beim Spiele, er mußte sich jetzt willig finden lassen, den Wechsel herauszugeben. Mit dieser Hoffnung im Herzen war Hans zum

Digitized by Google

Grafen zurückgekehrt, um so größer war sein Schreck, als sich jetzt ihm zeigte, daß er vergebens gehofft hatte, die unsichtbare Kette zu zerreißen! Unsere gemeinschaftliche Zukunft! Dies Wort sagte ihm, daß der Graf entschlossen sei, die Kette nur noch fester als bisher zu ziehen, daß er der Sklave des Verhaßten bleiben solle!

Der Graf lachte höhnisch auf, dann fragte er spöttisch: „Haben Sie etwa geglaubt, daß ich allein die traurigen Folgen unseres gemeinschaftlichen Pechs tragen soll? Für mich die Schande, die Entehrung! Ich schutzlos preisgegeben den Beleidigungen dieses Spions, dieses brutalen Rittmeisters, ausgestoßen aus der Gesellschaft, überwacht von der Polizei und in jedem Augenblick in der Gefahr, von dieser als Falschspieler vor das Gericht gestellt zu werden? Sie aber, der edle Freiherr v. Werder, befreit von dem Zwange, mir zu gehorchen, im Genuß des Gewinnantheils, welchen ich Ihnen überfreigebig und übergroßmüthig nach jedem Abende geschenkt habe, der Sorgen, die Ihnen bisher Ihre Schulden gemacht haben, überhoben? Das wäre wohl so nach Ihrem Geschmack! Aber Sie täuschen sich, mein verehrter Freund! Wie schwer ich auch getroffen, wie tief ich auch erniedrigt bin, die Macht, Sie zu vernichten, besitze ich noch! Ich vergesse es Ihnen nicht, daß Sie nicht ein Wort zu meiner Vertheidigung gehabt haben!“

„Was hätte ich sagen können?“ erwiederte Hans.

„Sie hätten dem Rittmeister entgegentreten müssen, aber in feiger Furcht für Ihr eigenes Schicksal haben Sie mich im Stich gelassen! Aber genug davon jetzt.

Digitized by Google

Machen wir zuerst unsere Kasse, nachher wird sich das Weitere finden. Noch sind wir nicht am Ende. Zählen Sie mein Geld auf!"

Schweigend gehorchte Hans, er wagte kein Wort der Erwiederung, fühlte er doch, daß die gegen ihn erhobenen Vorwürfe begründet waren. Er leerte seine Tasche und schichtete das Geld, Banknoten und Goldstücke, auf dem grünen Tisch auf, der Graf ordnete und zählte es so ruhig und geschäftsmäßig, wie an jedem der früheren Abende.

„Ich kann Ihnen heute nicht nachrechnen," sagte er, als er mit dem Zählen fertig war, „es kommt mir nicht darauf an, ob Sie sich um einige Hundert Mark geirrt haben."

„Herr Graf —"

„Spielen Sie nicht den Empfindlichen! Ich lasse die Berechnung stimmen, dies sei Ihnen genug. Wir haben trotz des frühen Schlusses des Spiels ein ganz leidliches Geschäft gemacht, fünftausendzweihundertzehn Mark gewonnen. Schade, es hätte ein schöner Abend werden können! Hier sind dreihundert Mark für Sie, mehr kann und will ich Ihnen nicht geben."

Hans nahm schweigend die drei Banknoten; er hatte sich schon so sehr daran gewöhnt, seinen Sündenlohn zu empfangen, daß er das Schimpfliche desselben kaum mehr empfand. Der Graf packte das übrige Geld zusammen und nahm es an sich, dann ging er langsam im Saale auf und nieder, vor dem von dem Maler Werder gekauften Bilde blieb er mitunter stehen, dann ging er

weiter. Endlich, nach einer langen Pauſe, welche für Hans eine Zeit peinlicher, qualvoller Erwartung war, endete er ſeine Wanderung, er kehrte zu Hans zurück, und vor dieſem mit verſchränkten Armen ſtehen bleibend, betrachtete er ihn lange mit finſter forſchenden Blicken.

Was hatte dieſes ſeltſame Benehmen zu bedeuten? Hans fühlte eine namenloſe Angſt vor einem unbeſtimmten Etwas. Ueber welchen Plänen der Graf auch brüten mochte, für ihn waren ſie verhängnißvoll, das wußte er, ehe Panin noch ein Wort geſprochen hatte. Er ſehnte ſich, endlich zur Entſcheidung zu kommen, denn die Pein der bangen Erwartung war kaum mehr zu ertragen, und doch fürchtete er das entſcheidende Wort.

„Herr Baron v. Werder!"

Hans zuckte bei der Anrede zuſammen, das Blut ſtockte ihm, die Hand, welche er auf den Tiſch geſtützt hatte, zitterte. Panin bemerkte es, ein ſpöttiſches Lächeln zuckte um ſeine Lippen, als er fortfuhr:

„Ihr ſehnlichſter Wunſch iſt, den Wechſel, welcher ſich in meinem Beſitz befindet, zurück zu erhalten. Dieſer Wechſel iſt, wie Sie wiſſen, für mich von unſchätzbarem Werthe, trotzdem bin ich bereit, ihn in Ihre Hand zu legen; aber ich verlange dafür von Ihnen einen Freundſchaftsdienſt. Wenn Sie mir dieſen Dienſt leiſten, will ich vergeſſen, daß Sie mich heute im Stich gelaſſen haben; verweigern Sie ihn, dann machen Sie mich zu Ihrem Feinde, der nicht eher ruhen wird, ehe er Sie nicht vernichtet hat."

„Was verlangen Sie von mir?" fragte Hans bebend

mit geſenktem Auge, er vermochte es nicht, dem glühenden Blick des Grafen zu begegnen.

„Ich verlange nichts, was einem muthigen Offizier, der auf dem Schlachtfelde dem Tode furchtlos in's Geſicht geſchaut hat, ſchwer fallen könnte. Sie ſollen als Freund für mich einſtehen gegen einen Feind, der ſich zwiſchen mich und mein Lebensglück drängt, gegen einen Mann, der auch Ihr Feind iſt, gegen den Sie eine tiefe Abneigung fühlen. Ich habe Sie in den Armin'ſchen Geſellſchaften ſcharf beobachtet. Ich weiß, daß Sie den Maler Werder haſſen. Auch ich haſſe ihn, es kann Ihnen nicht verborgen geblieben ſein, weshalb. Er hat ſich zwiſchen mich und Hertha v. Ragnow gedrängt, Hertha liebt ihn. Ich würde ſelbſt den elenden Menſchen für ſeine Frechheit züchtigen, ich würde ihn zwingen, mir mit der Piſtole in der Hand Genugthuung zu geben; aber ich kann es nicht, ohne mir ſelbſt jede Hoffnung auf Hertha's Neigung zu zerſtören. Fiele Werder von meiner Hand oder würde er auch nur ſchwer verwundet, dann träfe der Haß Hertha's mich und niemals würde ſie mir verzeihen. Von Ihnen verlange ich, daß Sie als mein Freund für mich eintreten, daß Sie unter einem Vorwand, welcher es auch ſei, Werder ſo ſchwer beleidigen, daß er als früherer Offizier gezwungen iſt, Sie zu fordern, oder daß Sie ſelbſt ihn fordern, wenn er es nicht thut. An dem Tage, an welchem Sie mir mittheilen, daß Ernſt Werder von Ihrer Hand im Duell gefallen iſt, erhalten Sie Ihren Wechſel zurück."

Sprachlos, ſtarr vor Entſetzen, hatte Hans den Worten

des Grafen gelauſcht. Einen Brudermord verlangte der entſetzliche Menſch von ihm!

„Niemals," rief er in höchſter Erregung, „niemals!"

„Bedenken Sie ſich wohl, ehe Sie eine entſcheidende Antwort geben," erwiederte der Graf mit eiſiger Ruhe. „Denken Sie daran, daß morgen Ihr Wechſel fällig iſt. Bleiben Sie bei Ihrem ‚niemals', dann wird er morgen dem Freiherrn Ludwig präſentirt, die Folgen mögen Sie ſich ſelbſt klar machen."

„Ich kann Ihren Willen nicht erfüllen, dies Duell iſt unmöglich. Alles mögen Sie von mir verlangen, aber nicht, daß ich einen — Brudermord begehe. Ernſt Werder iſt mein Bruder!"

Der Graf fuhr ſo jäh zurück, als habe er einen Schlag erhalten. „Werder iſt Ihr Bruder? Der Maler Ernſt Werder der Bruder des Freiherrn Hans v. Werder?"

„Mein rechter, einziger Bruder, der Freiherr Ernſt v. Werder, der nur den Adel abgelegt hat, um ſeiner Kunſt zu leben. Sie müſſen es ſelbſt einſehen, Herr Graf, daß ich ihn nicht fordern kann, daß dies Duell unmöglich iſt."

„Was iſt unmöglich?" fragte der Graf, der ſich wieder gefaßt hatte, finſter. „Es wäre nicht das erſte Duell zwiſchen feindlichen Brüdern. Jetzt, da ich weiß, daß er ein Freiherr iſt, iſt er mir ein Feind geworden, den ich vernichten muß um jeden Preis! Ihn und Sie, wenn Sie ſich weigern, den einzigen Freundſchaftsdienſt, den ich von Ihnen verlange, mir zu leiſten."

„Niemals! Ich kann es nicht."

Digitized by Google

„Sie werden es ſich überlegen! Morgen früh erwarte ich Ihre Entſcheidung! Ich halte mein Wort im Guten und Böſen. Verlaſſen Sie mich jetzt, Herr Baron v. Werder, wir haben nichts mehr miteinander zu verhandeln!“

Hans blieb noch einen Augenblick zögernd ſtehen; aber als er aufſchaute und dem Grafen in's Auge blickte, erkannte er, daß bei ihm jede Bitte, jede Vorſtellung vergeblich ſei! Eine wilde Verzweiflung ergriff ihn, er ſtürzte fort.

## 21.

Wieder eine ſchlafloſe Nacht! Seit jenem Unglückstage, an welchem Hans das dem Vater gegebene Ehrenwort gebrochen und ſich hatte verführen laſſen, im Salon des Grafen Panin zu ſpielen, war die Ruhe ſeiner Nächte dahin. Erſt wenn der Morgen graute, verfiel er wohl in einen ruheloſen, durch die körperliche Erſchöpfung erzwungenen Halbſchlaf, aus dem er dann mit ſchwerem Kopf erwachte.

O dieſe Nächte! Sie waren noch fürchterlicher als die unſeligen Tage! Keine äußere Störung unterbrach dann das verzweifelte Grübeln.

Endlos lang war die Nacht, und dennoch ſchien ſie heute nur zu kurz, denn der gefürchtete Morgen des Tages, an welchem ſich ſein Schickſal entſcheiden mußte, brach an, und immer noch hatte er keinen Ausweg gefunden aus dem Labyrinth von Schuld und Schande!

Ein Duell mit Ernſt! Nein, ſo tief er auch geſunken war, dieſen Gedanken vermochte er doch nicht zu faſſen.

Er wußte es, daß der Graf sein Wort halten, daß er den Wechsel heute noch dem Freiherrn Ludwig v. Werder präsentiren lassen werde. „Morgen früh erwarte ich Ihre Entscheidung!“ hatte der Graf gesagt. Hans schaute nach der Uhr. Schon zehn Uhr! Jetzt wartete der Graf wohl kaum mehr oder höchstens noch eine Stunde, dann gab er den Wechsel dem Herrn v. Armin zurück, damit dieser ihn präsentiren lasse. Wenn Hans zu Armin eilte, wenn er ihn mahnte an sein gegebenes Versprechen, wenn er ihm das Geld für den Wechsel brachte und noch mehr, die doppelte zur Einlösung nöthige Summe, ließ sich dann nicht das Entsetzliche abwenden?

Thörichter Gedanke! Er war schon hundertmal in ihm aufgetaucht und hundertmal verworfen worden! Armin war ja ebensowohl der Sklave des Grafen, wie Hans selbst.

Aber es war doch möglich, daß Armin einen Ausweg fand; an seiner Bereitwilligkeit hierzu zweifelte Hans nicht, er hatte ihn ja als einen liebenswürdigen, gutmüthigen Menschen kennen gelernt. Der Versuch mußte gemacht werden, auch wenn es fast gewiß war, daß er mißlingen werde.

Mit fieberhafter Hast kleidete sich Hans an. Als er den Uniformrock angezogen hatte und der alten Gewohnheit folgend in den Spiegel schaute, bebte er zurück! Das verstörte, verzerrte Gesicht, welches ihn aus dem Spiegel anschaute, paßte nicht zu der eleganten, glänzenden Uniform. Nein, er konnte bei dem Gange, den er vorhatte, die Uniform, auf welche er stets so stolz gewesen war, nicht tragen! Nicht als Offizier durfte er um Gnade

bettelnd vor Armin erſcheinen. Er vertauſchte ſchnell die Uniform mit dem Civilanzug.

Halb elf Uhr war es, als Hans auf dem Flur vor der Thür der Armin'ſchen Wohnung ſtand und die Glocke zog. Armin öffnete ihm ſelbſt die Thür, er erkannte im erſten Moment Hans nicht; das gleichgiltige Geſicht, mit welchem er den Fremden begrüßte, nahm aber ſchnell den Ausdruck ſchmerzlicher Wehmuth an, als er ſeinen Irrthum gewahr wurde.

Hans wußte, was dieſer Ausdruck zu bedeuten hatte, er hatte ohne Hoffnung den Weg zu Armin angetreten, aber ſein Herz zog ſich doch krampfhaft zuſammen, als er jetzt ſeine Ahnung beſtätigt ſah, und er hatte kaum mehr den Muth, Armin, dem er in den Geſellſchaftsſalon gefolgt war, ſein Anliegen vorzutragen.

„Ich komme, um den heute fälligen Wechſel einzulöſen, den Sie vor drei Monaten die Gefälligkeit hatten, für mich zu diskontiren," ſagte er. „Sie verſprachen mir damals, den Wechſel nicht aus der Hand zu geben, ihn womöglich zu prolongiren, dies Letztere iſt nicht nöthig; ich beſitze die Mittel zur Einlöſung."

„Sie bringen mich in eine peinliche Verlegenheit, Herr Baron," erwiederte Armin, und er ſagte die Wahrheit, er befand ſich wirklich in peinlicher Verlegenheit, ſein mit glühender Röthe überflogenes Geſicht, der ſcheue, geſenkte Blick bewieſen es. „Ich muß Ihnen leider bekennen, daß ich mein Verſprechen nicht habe halten können. Ich ſagte Ihnen ſchon damals, daß ich nicht ſelbſt das Geld beſaß, um den Wechſel zu diskontiren, ich habe dies

im Auftrage eines Anderen gethan, und dieſer hat mir ſchon vor längerer Zeit den Wechſel, der ja nicht mir, ſondern ihm gehörte, abgefordert. Ich hatte kein Recht, ihn zurückzuhalten."

„Ich weiß es, aber ich glaubte, Graf Panin würde Ihnen denſelben zum Inkaſſo wieder zurückſtellen."

„Sie wiſſen, daß Graf Panin den Wechſel beſitzt? — Nun wohl, dann begehe ich keine Indiskretion, wenn ich Ihnen ſage, daß der Graf beabſichtigt, ihn heute Ihrem Herrn Onkel präſentiren zu laſſen, mir aber hat er ihn zu dieſem Zweck nicht anvertraut. Ich weiß nicht, welche Verabredung Sie mit Ihrem Herrn Onkel getroffen haben, als dieſer Ihnen ſein Accept gab; aber faſt ſcheint es mir, als hätten Sie ihm verſprochen, ſelbſt die Einlöſung zu beſorgen. Wenn dies der Fall iſt, und wenn es Ihnen aus anderen Gründen unangenehm iſt, daß der Wechſel Ihrem Onkel präſentirt werde, kann ich Ihnen nur rathen, eilen Sie ſo ſchnell wie möglich zu ihm. Sie beſitzen die Mittel zur Einlöſung, bringen Sie ihm dieſelben; aber ich bitte Sie, eilen Sie, damit er das Geld in der Hand habe, ehe er den Wechſel ſieht. Ich kenne Ihren Herrn Onkel von früherer Zeit her, ich weiß, welchen Einfluß das Geld auf ihn ausübt. Welche Verabredungen Sie auch mit ihm getroffen haben, er kann Alles verzeihen, wenn ſeine Habſucht, ſein Geiz nicht in Frage kommt. Eilen Sie zu ihm, Herr Baron! Dies iſt der einzige Rath, den ich Ihnen geben kann; aber ich bitte Sie, verlieren Sie keine Minute, jede kann koſtbar ſein!"

Armin sprach in tiefer innerer Erregung. Er wußte, daß der Wechsel gefälscht war, aber er durfte sein Wissen nicht merken lassen, er wußte auch, daß der Freiherr Ludwig v. Werder den Wechsel zurückweisen würde, und daß Graf Panin gerade dies beabsichtigte, aber seine Theilnahme für den jungen Offizier bewog ihn, diesem, den Absichten Panin's entgegen, den einzigen Rath zu geben, durch welchen Hans der Entdeckung seiner Fälschung vielleicht vorbeugen konnte.

Hans konnte nicht im Zweifel sein, daß Armin ihm wirklich in bester Absicht und aus bester Ueberzeugung rathe; zwar fühlte er ein tiefes inneres Widerstreben, Armin's Rath zu befolgen. Er erinnerte sich der grauenhaften Freude, welche sein Onkel gezeigt hatte bei dem Gedanken, daß der älteste Sohn des verhaßten Bruders der Entehrung verfallen sei. Jetzt war ihm die Gelegenheit geboten, seine Rache zu befriedigen, den Sohn des Bruders nicht nur des Ehrenwortbruches, sondern sogar der Fälschung zu bezichtigen. Es war sicherlich nutzlos, sein steinernes Herz durch Bitten erweichen zu wollen; aber der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm. Möglich war es doch, die letzte, die einzige Möglichkeit für Hans, der Entdeckung seines Verbrechens vorzubeugen! — Er beschloß, den Rath Armin's zu befolgen, gelang es nicht, den Onkel zu erweichen, dann — ja dann blieb immer noch der letzte Weg übrig, den er schon vor drei Monaten hatte beschreiten wollen.

Mit einem Händedruck nahm er Abschied von Armin, der ihm noch eindringend: „Eilen Sie! Verlieren Sie keine

Sekunde!“ nachrief. Vor der Hausthür traf er eine Droschke, und durch das Versprechen eines Trinkgeldes von drei Mark bewegte er den Kutscher, sein Pferd zur äußersten Kraftanstrengung anzutreiben. Noch war es nicht elf Uhr, als der Wagen vor dem Hause Wartenbergstraße 47 hielt.

Noch öder, armseliger und unheimlicher als früher erschienen heute Hans der Hof und die schmutzigen Treppen des Hauses, und als er nun vor der Thür stand, welche das Schild mit dem Namen seines Onkels trug, da hatte er die größte Lust, wieder umzukehren; er bedurfte der Selbstüberwindung, um die Klingel zu ziehen.

Der schrille Ton der Glocke erschallte, gleich darauf erschien an dem Guckloch in der Thür ein graues, funkelndes Auge, und schon im nächsten Moment klirrten die Riegel, sie wurden eiligst zurückgeschoben, die Thür öffnete sich und in derselben stand der alte Freiherr. Seit drei Monaten hatte Hans den Onkel nicht gesehen, die kurze Zeit hatte einen verheerenden Einfluß auf den alten Mann ausgeübt, er war in derselben um Jahre gealtert. Seine verwitterten Züge erschienen noch welker und schlaffer als damals, der zahnlose Mund noch eingefallener, nur das graue Auge hatte nichts von dem unruhigen Feuer verloren, welches aus demselben hervorblitzte. Die hohe Gestalt war weit vornübergebeugt, der alte Mann konnte sich nur noch mit Mühe an einem Stocke, den er in der zitternden Hand hielt, aufrecht erhalten.

Ein ganz eigenes Lächeln verbreitete sich über des Freiherrn abgelebtes Gesicht, als er Hans begrüßte. „Da bist

Du ja," ſagte er, zwiſchen den einzelnen Worten hüſtelnd. „Ich habe Dich ſchon ſeit einer Stunde erwartet. Seit drei Monaten haſt Du Dich nicht ſehen laſſen bei dem armen, alten Onkel; aber ich wußte es ja, Du würdeſt wiederkommen, und heute mußteſt Du kommen."

„Du erwarteteſt mich heute?" fragte Hans mit verſagender Stimme. Eine bange Ahnung, daß er zu ſpät komme, ſtieg in ihm auf.

„Seit einer Stunde! Aber komm' nur herein, wir haben miteinander zu ſprechen."

Mit zitternder Hand ſchob der Freiherr die ſchweren Eiſenriegel vor die Thür, dann ging er Hans voran nach dem Wohnzimmer. Selbſt die wenigen Schritte ſchienen ihm unendlich ſchwer zu werden, nur indem er ſich auf den Stock ſtützte, vermochte er ſie zurückzulegen, und als er nun endlich das Sopha erreichte, ſank er kraftlos, mühſelig Athem holend, auf daſſelbe nieder; aber trotzdem richtete er ſich doch ſofort wieder auf, um das Dolchmeſſer vom Tiſch zu nehmen und es neben ſich ſo in die Kiſſen des Sopha's zu verbergen, daß er es in jedem Moment ergreifen konnte; erſt als er dies gethan hatte, lehnte er ſich erſchöpft zurück.

„Nimm Dir einen Stuhl, ſetze Dich," ſagte er mit ſchwacher Stimme. „Nicht zu nah' zu mir, dorthin — ſo iſt's recht, ich habe viel mit Dir zu ſprechen; aber erſt muß ich einige Minuten ruhen, um wieder zu Kräften zu kommen."

Er ſchwieg, ſchwer athmend lehnte er in den Kiſſen, einem Sterbenden würde er geglichen haben, wenn nicht

die grauen Augen so unheimlich funkelnd aus dem abgezehrten Gesicht hervorgeschaut hätten. Während er sich ausruhte von der Anstrengung, welche ihm der kurze Weg nach der Thür und das Zurückschieben der Riegel gemacht hatte, war für Hans Zeit genug, nachzudenken über die seltsamen Empfangsworte des Onkels. Dieser erwartete ihn seit einer Stunde. Wußte er, daß ihm heute der Wechsel präsentirt werden sollte, oder war dieser vielleicht gar schon vor einer Stunde präsentirt worden?

Als Hans nachsinnend über diese Frage vor sich niederschaute, fiel sein Blick unwillkürlich auf den Tisch vor dem Sopha, auf welchem verschiedene Papiere lagen. Der alte Freiherr mochte wohl unmittelbar vorher mit dem Schreiben eines Briefes beschäftigt gewesen sein, vor seinem Platz lag auf dem Tisch ein Briefbogen, auf welchem schon einige Zeilen geschrieben waren. Aber nicht dieser Briefbogen war es, der plötzlich die Aufmerksamkeit des vor sich nieder Schauenden fesselte, sondern ein anderes Papier, welches zwischen dem Briefbogen und der rothen Löschpapierunterlage verborgen, nur mit einer Ecke sichtbar war. Im Wachen und im Träumen hatte dies unselige Papier seit drei Monaten dem Ruhelosen vorgeschwebt, dieser kleine, bläuliche, mit wenigen Zeilen bedruckte und beschriebene Papierstreifen, über welchem quer fort geschrieben die Worte standen: „Angenommen, Ludwig Freiherr v. Werder.“ Nur eine kleine Ecke des Wechsels schaute unter dem angefangenen Brief hervor, nur einige geschriebene Buchstaben „Ang—“ waren auf dem bläulichen Papier zu sehen, aber sie genügten für Hans. Er er-

kannte seinen Wechsel; dieser lag unter dem angesaugenen Brief, er befand sich also bereits im Besitze des Onkels!

Hans hätte laut aufjubeln mögen! Sein Wechsel war eingelöst, jetzt war jede Gefahr beseitigt! Wie schweres Unrecht hatte er doch in Gedanken dem alten Manne gethan, als er ihn der Grausamkeit, des hartherzigsten Geizes beschuldigt hatte! Eine Regung inniger Dankbarkeit wallte in Hans auf, er mußte dem alten Manne, der ihm Ehre und Leben rettete, danken! Er sprang auf und näherte sich dem auf dem Sopha sitzenden alten Mann, da aber fuhr dieser jäh empor, riß den zwischen den Kissen versteckten Dolch hervor und mit schriller Stimme schrie er: „Zurück! Komme mir nicht zu nahe, oder ich stoße Dich nieder!“

Hans wich zurück, der in thörichter, feiger Furcht zitternde alte Mann flößte ihm Mitleid ein. „Wie kannst Du nur glauben, Onkel, daß ich Böses gegen Dich im Sinne habe?“ sagte er mild. „Ich wollte Dir die Hand drücken, wollte Dir danken.“

„Bleib' mir vom Leibe und komm' mir nicht zu nahe! Setze Dich, aber noch weiter zurück, ich will Dich nicht so nahe bei mir haben — noch etwas weiter — so ist es recht. Nun können wir mit einander verhandeln. — Also danken willst Du mir, dann weißt Du also schon, daß ich den Wechsel hier eingelöst habe?“

Er zog den Wechsel unter dem Briefbogen hervor und schwenkte ihn Hans vor den Augen hin und her, dann legte er ihn wieder auf den Tisch vor sich hin.

„Ein nettes Papierchen!“ fuhr er höhnisch fort, „an-

genommen, Ludwig Freiherr v. Werder,' ausgestellt und in blanco girirt von ‚Johann Freiherrn v. Werder,' ein Zuchthauspapierchen! Du verstehst Dich doch jämmerlich schlecht auf das Fälschen! Der Schuft, dem Du den Wechsel verkauft hast, hat ihn gekauft, weil er wußte, daß das Accept falsch war, sonst verdiente er Prügel, wenn er sich durch solche jämmerliche Fälschung hätte täuschen lassen. Ich begreife nur noch nicht recht, weshalb der Wucherer verblüfft war, als ich ihm vor einer Stunde bei der Präsentation des Wechsels sagte: ‚Das Accept ist nicht von mir geschrieben; aber ich löse den Wechsel doch ein und behalte mir das Weitere vor.' Es schien fast, als wolle er mir den Wechsel wieder fortnehmen, als ich ihn schon in der Hand hatte, aber ich hielt ihn fest und gab ihm das baare Geld, dreitausendsechshundert Mark! Und nun habe ich den Wechsel, Hans, da liegt er! Ein kostbares Papier! Nicht um die zehnfache Summe würde ich ihn wieder aus der Hand geben!"

Er hielt in seiner langen, durch fortwährendes Hüsteln unterbrochenen Rede inne; der Athem fehlte ihm, er legte sich wieder tief erschöpft in die Kissen zurück; aber mit funkelndem Auge betrachtete er Hans, ein boshaftes, höhnisches Lächeln spielte dabei um seinen zusammengekniffenen Mund.

Die Freude, welche Hans bei der ersten Entdeckung, daß der Onkel den Wechsel eingelöst habe, gefühlt hatte, war schnell verflogen. Als er jetzt in das verzerrte Gesicht des alten Mannes schaute, überkam ihn eine namen-

loſe Angſt. Nicht um ihn zu retten, hatte der Onkel den Wechſel eingelöst!

Mit bebender Stimme ſagte Hans: „Onkel, ich komme zu Dir, um Dich anzuflehen, daß Du mir den Mißbrauch Deines Namens verzeihſt. Ich hoffte, Du ſollteſt ihn nie erfahren, ich wollte den Wechſel einlöſen, ehe er fällig wurde, aber es iſt mir nicht gelungen. Ein Todfeind von mir wollte den Wechſel benutzen, um mich zu verderben, er gab ihn nicht heraus, obgleich ich ihm das Geld baar zahlen wollte. Deshalb komme ich nun zu Dir, Onkel! Ich bringe Dir die ganze Summe des Wechſels, nur für eine Stunde haſt Du ſie ausgelegt, und dafür danke ich Dir aus vollem Herzen.“

„Er dankt mir!“ rief der Freiherr höhniſch auflachend. „Thörichter Knabe, glaubſt Du, ich werde noch einmal mich um den Vollgenuß meiner Rache betrügen laſſen? Vor drei Monaten glaubte ich endlich am Ziel meiner Wünſche zu ſtehen! Da haſt Du mich ſchnöde betrogen! Meine Unterſchrift haſt Du gefälſcht und dadurch meine Rache an Deinem nichtswürdigen Vater vereitelt. Ich war damals außer mir vor Wuth, aber ich tröſtete mich endlich mit der Hoffnung, daß Du doch wiederkommen würdeſt. Du warſt Deinem Schickſal rettungslos verfallen, das wußte ich und das tröſtete mich. Von dieſer Hoffnung habe ich gelebt, ſie hat mich aufrecht erhalten! Ich will nicht ſterben, ehe ich mich gerächt habe! — Ich will nicht! — Ich will nicht! — Heute Morgen war ich ſo ſchwach und elend, daß ich glaubte, ich w[illegible] den Abend nicht erleben. Ich ſchrieb an ein liebes

welches mir verſprochen hat, dem alten verlaſſenen Manne die letzte Lebensſtunde zu verſchönen, mir die müden Augen zuzudrücken. Als ich den Brief geſchrieben und fortgeſchickt hatte, brach ich zuſammen, ich meinte, meine letzte Stunde ſei gekommen, da weckte mich der Wucherer, der mir Deinen Wechſel brachte, zu neuem Leben! Das ſtockende Blut fließt mir wieder lebendig durch die Adern, jetzt, da endlich, endlich die Stunde der Rache gekommen iſt, ſterbe ich nicht! Und Du Thor meinſt, ich würde ſie Dir für elendes Geld verkaufen? Du erhältſt dieſen koſtbaren Wechſel niemals zurück! Dein Vater ſoll ihn mir abkaufen, er ſoll und muß ſein Ehrenwort, Dir niemals zu helfen, brechen, ſonſt wandert ſein älteſter Sohn in das Zuchthaus! Ich habe Dich lieb gehabt, Hans, Du wirſt es nach meinem Tode erkennen; aber eher will ich Dich todt zu meinen Füßen oder verzweifelnd in der Zuchthäuslerjacke ſehen, ehe ich auf meine Rache verzichte! Keine Gnade, kein Erbarmen! Der ſtolze General ſoll ſich demüthigen vor mir! Dies ſei meine letzte Lebensfreude! Hier liegt der Brief, den ich an ihn ſchrieb, Du magſt ihn ſelbſt überbringen. Ich ſchrieb ihm: Willſt Du die Schmach, Dein Ehrenwort zu brechen, oder Deinen älteſten Sohn als Fälſcher dem Zuchthaus zu überliefern, nicht erleben, dann denke an die Mahnung, die Du mir einſt zugerufen haſt, als ich Dir ſagte: Ich nehme mir das Leben, wenn Du mich nicht retteſt. ‚Du kannſt nichts Beſſeres thun!‘ antworteteſt Du mir damals. Heute rufe ich Dir zu: ‚Du kannſt nichts Beſſeres thun!‘“

Ein ſchwerer Huſtenanfall zwang den alten Freiherrn,

ſich zu unterbrechen; wieder ſank er kraftlos in die Kiſſen zurück, er bedurfte einer längeren Ruhe.

Auch der letzte Hoffnungsſchimmer war jetzt in Hans erſtickt. Aber gab es denn gar kein Mittel, den Wahnſinnigen zu zwingen? Da alle Bitten ihn nicht zu erweichen vermochten, war gegen ihn jedes Mittel des Zwanges nicht nur erlaubt, ſondern durch die Pflicht der Selbſterhaltung geboten. Dort auf dem Tiſch neben dem angefangenen Brief lag der Wechſel, die Quelle alles Unglücks. Mit einem kühnen Griff war er zu erreichen. War das unſelige Papier vernichtet, in zahlloſe Stücke zerriſſen, wer wollte dann noch beweiſen, daß Hans die Unterſchrift des Onkels gefälſcht habe?

Ein kühner Griff! Der ſchwache, in die Kiſſen zurückgeſunkene Alte konnte ihn nicht hindern, und wehe ihm, wenn er es verſuchte! In einem Kampf um das Leben und um die Ehre gab es keine Schonung!

Kein Zögern mehr!

Er ſprang auf und griff nach dem Wechſel, aber in demſelben Moment ſchnellte auch der Freiherr empor, die wilde Wuth, welche ihn ergriff, als er das koſtbare Papier bedroht ſah, verlieh ihm neue Lebenskraft. „Du willſt mich berauben, Schurke!“ ſchrie er mit heiſerer Stimme. „Das iſt Dein Tod!“ Den Dolch zum Stoß bereit in der erhobenen Rechten ſtürzte er ſich auf Hans, nur durch einen plötzlichen Seitenſprung entging dieſer dem tödtlichen Stoß und ſchon wieder erhob ſich die mörderiſche Hand gegen ihn.

Ein Kampf um Leben und Tod! Mit der linken

Hand umklammerte Hans den rechten Arm des Alten, mit der rechten packte er diesen an der Kehle und suchte ihn, die Faust zusammenpressend, niederzudrücken auf das Sopha. Der alte Mann wehrte sich mit Anstrengung seiner ganzen Kraft, aber diese erlosch schnell, der Dolch entfiel seiner Hand, er stolperte und stürzte nieder, im Fallen mit der Schläfe hart gegen die Tischkante anschlagend.

Hans beugte sich herab zu dem besinnungslos am Boden Liegenden, mit tiefem Entsetzen sah er, daß aus einer Wunde an der Schläfe das Blut hervorquoll. — War der Unglückliche todt? — Nein, noch lebte er, noch bewies dies ein leichtes Zucken des Mundes, aber im nächsten Moment schon regte er sich nicht mehr, der Athem stockte.

Starr vor Schrecken stand Hans vor dem regungslosen Körper. Er hatte während des Feldzuges viele Sterbende, viele Todte gesehen, ihm konnte es nicht zweifelhaft sein, daß ein Todter vor ihm lag.

Das hatte er nicht gewollt! Und nun? War er nicht ein Mörder, wenn er auch nicht hatte morden, nur sich selbst vertheidigen wollen?

Er beugte sich noch einmal nieder. — Kein Zweifel, sein Onkel war todt!

Als Hans sich wieder aufrichtete, stieg ihm das Blut in glühendem Strom nach dem Kopf. Eine Fluth wilder, wirrer Gedanken durchkreuzte sich. „Du bist ein Mörder!“ rief ihm die innere Stimme zu, „ein Ehrloser, ein Fälscher, der Hehler betrügerischen Spieles, und nun auch noch ein Mörder!“

Lange, lange Zeit, wie lange, das wußte er nicht,

Digitized by Google

ſtand er, ohne zu einem klaren Gedanken kommen zu können, von Schreck und Entſetzen gebannt, regungslos vor dem Todten, er kam erſt wieder zum Bewußtſein, als plötzlich der ſchrille Ton der Klingel draußen in der kleinen Küche erſchallte.

Es wollte irgend Jemand zu dem alten Freiherrn! Wenn jetzt ein Fremder in das Zimmer drang, den Todten fand und bei ihm den Mörder! Aber nein, dieſe Sorge war gegenſtandslos, die Thür draußen war von innen verriegelt, es konnte hier Niemand eindringen, ehe nicht der Riegel zurückgeſchoben wurde. Wer auch draußen ſein mochte, mußte glauben, der alte Mann ſei nicht zu Hauſe, und ſich entfernen, wenn auf mehrfaches Klingeln nicht geöffnet wurde.

Und ſo geſchah es. Hans horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Noch zweimal ertönte die Klingel, dann ließen ſich draußen die ſchweren Schritte eines die Treppe hinuntergehenden Mannes hören.

Hans athmete etwas freier auf; er war jetzt wieder im Stande, zu denken. Was ſollte er thun? Das Unabänderliche war geſchehen, dem Todten konnte er keine Hilfe mehr leiſten. Die Pflicht der Selbſterhaltung gebot ihm, jetzt zu fliehen. Wenn es ihm gelang, ohne einem Menſchen zu begegnen, die Wohnung des Onkels und das Haus zu verlaſſen, dann konnte auf ihn ſicherlich niemals ein Verdacht fallen.

Dort auf dem Tiſch lag noch immer das unſelige Papier, der Wechſel und der angefangene Brief, ſie freilich durften nicht gefunden werden! Mit zitternder Hand

nahm Hans den Wechsel und den Brief, er knitterte die beiden Papiere zusammen und steckte sie in die Tasche.

Dann schaute er sich noch einmal im Zimmer um, auf den Todten wagte er keinen Blick mehr zu werfen, er nahm seinen Hut und auf den Zehen schlich er durch die Küche nach der Flurthür. Er schaute durch das runde kleine Loch, es war Niemand draußen auf dem Flur; mit größter Behutsamkeit zog er langsam den Riegel zurück, um das Klirren zu vermeiden.

Es gelang, die Thür öffnete sich geräuschlos, er trat hinaus und schloß sie hinter sich.

Schnellen Schrittes eilte er die Treppe hinunter, auf dem ersten Absatz aber schon prallte er zurück, ihm entgegen kam die Treppe herauf der Doktor Maximilian Schnorrig. Im jähen Schreck blieb Hans stehen, aber in demselben Moment fühlte er, daß er sich beherrschen müsse.

Doktor Schnorrig zog mit seiner gewohnten respektvollen Höflichkeit den Hut. „Habe die Ehre, Sie zu begrüßen, Herr Baron!“ sagte er. „Sie kommen von dem Herrn Onkel. Ich war eben im Begriff, zu versuchen, ob er wohl meinen Besuch annehmen würde. In Ihrem Interesse, Herr Baron! Ich habe gehört, daß heute Ihr Wechsel dem Herrn Onkel präsentirt werden wird und da wollte ich versuchen, den alten Herrn vorher zu benachrichtigen und günstig für den Herrn Baron zu stimmen!“

„Ist nicht nöthig, Herr Doktor,“ erwiederte Hans, der Zeit gewonnen hatte, sich zu fassen. „Der Wechsel ist bereits präsentirt und von meinem Onkel eingelöst worden. Sie können sich die Mühe, die Treppe zu steigen,

Digitized by Google

ſparen, mein Onkel würde Ihren Beſuch doch nicht annehmen, er läßt heute Niemand mehr zu ſich. Er iſt ſo krank und ſchwach, daß er kaum im Stande war, mich bis zur Thür zurück zu begleiten und dieſe hinter mir zu verriegeln."

Es koſtete Hans furchtbare Anſtrengung, im ruhigſten Tone dieſe Worte zu ſprechen, aber es gelang ihm.

„Dann hat mein Beſuch allerdings keinen Zweck und ich kehre mit Ihnen um," erwiederte Doktor Schnorrig arglos, mit einem Lächeln fuhr er fort: „Es hat wohl einen harten Kampf mit dem alten Herrn gegeben, Sie ſehen noch ganz blaß und verſtört aus, Herr Baron?"

„Nicht deshalb. Mein Onkel war ſehr freundlich. Mir iſt nicht recht wohl, ich habe ſtarken Kopfſchmerz."

Hans erwiederte den tiefen Gruß, mit welchem Schnorrig ſich empfahl, als Beide auf der Straße anlangten, viel freundlicher und höflicher, als er dies ſonſt wohl gethan haben würde, dann ging er ſchnell vorwärts; aber ſchon nach wenigen Schritten jagte ihm eine zweite Begegnung einen neuen Schreck ein. Die niedliche Kleine, die im Armin'ſchen Hauſe bei den Donnerstagsgeſellſchaften die Gäſte bedient hatte, kam ihm eiligen Schrittes entgegen; ſie ſchaute ihn im Vorübergehen an, aber offenbar erkannte ſie in dem Civiliſten nicht den eleganten Offizier, den ſie nur in glänzender Uniform geſehen hatte, ſonſt würde gewiß ein Lächeln das Wiedererkennen verrathen haben.

(Fortſetzung folgt.)

# Eine Täuſchung.

## Novelle

von

**Alma Weißmann.**

(Nachdruck verboten.)

Bleigrau hing der Himmel über der weiten Ebene; nur fern im Weſten, wo dunkle Fichten den Horizont begrenzten, lag ein gelblich fahler Schimmer, der Vorbote des herannahenden Gewitterſturmes, über den Wolkenmaſſen. Zuweilen fuhr ein kurzer Windſtoß über die Wieſen und Stoppelfelder hin, dann laſtete wieder jene ſeltſame Stille auf der Gegend, als hielte die Natur ängſtlich lauſchend den Athem an.

War es nur die ungünſtige Beleuchtung, der Mangel an Licht und Sonnenſchein, der die Landſchaft in dieſem Augenblicke ſo eintönig und dürftig, den beſcheidenen Gutshof dort, inmitten der dazu gehörigen Wirthſchaftsgebäude, ſo unſchön und verwittert erſcheinen ließ? Freilich, um den „Haidhof" zu einem eleganten oder auch nur anmuthigen Bau umzuwandeln, dazu hätte es mehr bedurft, als der lachendſten Frühlingsſonne. Schlicht und ſchmucklos, ohne Thürmchen und Erker, wie ſolche die Edelſitze rings in der Gegend zierten, trug er unleugbar das Ge-

präge dessen, was er in der That war, eines mühsam bewirthschafteten, mühsam behaupteten Wittwenbesitzthums. Das einstöckige Gebäude mit seinem himmelanstrebenden, altersgrauen Schindeldache zeigte nur zu deutlich, daß die Gutsherrin für Verschönerung des Hofes weder Sinn noch Mittel hatte.

Auf der grasbewachsenen, schlechtgehaltenen Fahrstraße, die zum Haupteingange des Wohnhauses führte und auf welcher wohl nur Oekonomiefuhrwerke verkehren mochten, denn die Familie hielt keine Equipage zu eigenem Gebrauche, schritt gesenkten Hauptes ein junges Mädchen; eine anmuthige Gestalt, schlank und hochgewachsen wie die Fichten drüben am Waldessaum. In der unbehandschuhten Hand hielt sie einen großen altmodischen Regenschirm mit dickem Horngriffe, das einfache graue Sommerkleid reichte kaum bis über ihre Knöchel und ließ die in festen Lederschuhen steckenden wohlgeformten Füße sichtbar werden. Unter dem breiten, mit einem farbigen Seidenbande geknüpften Strohhute quoll eine Fülle freigetragener dunkelbrauner Locken hervor, und als das Mädchen jetzt bei einer Biegung des Weges das Haupt erhob, um mit spähenden Augen in die Ferne zu blicken, konnte man ein schmales, bräunliches Gesicht, mit feingebogener Nase, schwellend rothen Lippen und schöngeschwungenen Brauen gewahren. Das Entzückendste aber in diesem jungen Mädchenantlitz waren die großen dunklen Augen, die so lebensdurstig und sehnsuchtsvoll in's Weite blickten, als wollten sie Umschau halten nach dem Glücke, das doch dereinst des Weges ziehen müsse.

Digitized by Google

Im Weitergehen warf die einſame Wandrerin einen flüchtigen Blick nach dem Himmel, an welchem ſich die Regenwolken immer dunkler und ſchwerer zuſammenzogen, eine Wahrnehmung, welche ſie augenſcheinlich zu größerer Eile antrieb, und dann einen zweiten zurück nach dem Hauſe, das ſie vor Kurzem verlaſſen, als fürchtete ſie, bei dem drohenden Unwetter von dort angehalten oder zurückgerufen zu werden.

Als ſie vielleicht eine kleine halbe Stunde ſo dahingeſchritten war und nun ſchon am Waldesſaume im Schutze der Bäume weitergehen konnte, zog ſie plötzlich ihr Taſchentuch hervor und ſchwenkte es freudig grüßend in der Luft, während ein fröhliches Aufleuchten über ihre Züge ging. Nur ſo ſcharfe junge Augen, wie die ihren, die von Jugend auf an einen weiten Umblick gewohnt geweſen, konnten auf ſolche Entfernung die Geſtalt erkennen, die auf der Landſtraße, am graulich verſchwimmenden Horizonte eben erſt als ſchwarzer Punkt auftauchte. Nach dieſer mehr auf gut Glück geſchehenen Begrüßung nahm das Mädchen haſtig den Regenſchirm unter den Arm, die Falten des Kleides in die linke Hand, und fort ging es wie der Wirbelwind, den ſteinigen, holperigen Weg entlang, als flöge ſie nach Jahre langer Trennung dem Geliebten entgegen.

Es wäre allerdings ein ſehr jugendlicher Geliebter geweſen, dem das ſchöne Mädchen hier in die Arme eilte, wenig älter, als ſie ſelber, und gleich ihr ein friſches, bildſchönes Menſchenkind. Sein Ränzel trug er auf dem Rücken, die Beinkleider waren aufgeſtülpt, um ſie vor dem

Schmutz der Landstraße zu bewahren, der seine Stiefel reichlich bedeckte, denn zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, waren die Eisenbahnen spärlich in deutschen Landen, und minderbemittelte Studenten hielten noch lange an der alten Gewohnheit fest, die Heimreise in den Ferien zu Fuße zurückzulegen.

Als das Mädchen bis auf wenige Schritte an ihn herangekommen war, blieb der jugendliche Wanderer stehen und breitete mit komisch zärtlicher Geberde pathetisch beide Arme aus; aber es lag trotz aller Schelmerei ein gut Theil wirklicher Rührung in dem herzhaften Kusse, den er auf die rothen Lippen der Schwester drückte.

„So kann kein Stadtkind laufen, wie unsere alte, lange Albertine," sagte der Heimkehrende, ihr lächelnd die erhitzten Wangen streichelnd. „Was für ein thörichtes Ding Du bist, Angesichts des drohenden Regengusses so weit von Hause wegzulaufen, nur um mich ein paar Minuten früher als die Uebrigen begrüßen zu können! Nun, mach' nur kein so jämmerliches Gesicht," fügte er begütigend hinzu, als er sah, wie ein düsterer Schatten über die Züge seiner Schwester flog. „Ich habe Dich gewiß nicht kränken wollen; Du weißt ja, wie lieb ich meinen guten, treuen Kameraden habe, wie ich mich freue, ihn in den ‚heimatlichen Gefilden'" — er warf einen etwas spöttischen Blick auf die nüchterne Gegend rings umher — „zuerst begrüßen zu können."

Und während er nun fröhlich seinen Arm unter den ihren schob, sie sanft zum Weitergehen zwingend, fragte er nach Dem und Jenem, nach dem Befinden der Mutter,

der kleinen Schweſtern, nach Knechten und Mägden, ſchließlich auch nach den Ergebniſſen der Ernte.

Mit der Ernte ſei es noch ziemlich gut geworden, berichtete Albertine ſo obenhin; die Schweſtern ſeien wohl und vergnügt, die Mutter wenigſtens das Erſtere. Es ſei Alles, wie es immer geweſen, daſſelbe eintönige Leben, wie es ihm von Alters her bekannt. Ihr ſelber gehe ſo ein Tag nach dem anderen mit Nähen, Bügeln und Gartenarbeit hin; das ſei gerade nicht übermäßig heiter. Die einzige Abwechslung böten eben die Klavier- und Geſangſtunden, die der alte Lehrer ihr und den Schweſtern nach wie vor zweimal in der Woche ertheile; und was es mit dieſem Unterrichte auf ſich habe, das wiſſe ja der Bruder ſelbſt am beſten.

„Du glaubſt nicht, Theodor," fügte ſie heftiger hinzu, „welche Sehnſucht nach etwas Anderem mich oft erfaßt! Manchmal, wenn wir Sonntag Nachmittags auf unſeren Spaziergängen am Dorfwirthshauſe vorübergehen und Geige und Brummbaß der Bauernmuſikanten ſo luſtig daraus hervortönen, überkommt mich oft ein förmliches Gefühl des Neides auf unſere Mägde, die wenigſtens einmal in der Woche ein paar Stunden lang ſo recht von Herzen luſtig ſein dürfen. Die Mutter mit ihrem ernſten Sinn und ihrer nüchternen Weltanſchauung hat kein Verſtändniß für ſolche jugendliche Regungen; ihr dürfte ich damit nicht kommen! Sie meint, wer ſeine Pflicht erfülle und geſund ſei, der habe keinen Grund zur Klage, ſo lange er an des Lebens Nothdurft nicht Mangel leide. Es fragt ſich eben nur, was iſt des Lebens Nothdurft? Für mich

vermuthlich Anderes, als für sie! O Theodor, Theodor, welche wahnsinnige Sehnsucht erfaßt mich manches Mal, hinauszukommen aus dem alten Hause, aus den alten Verhältnissen, fort, fort in die weite Welt! ... Ja, wenn ich ein Mann wäre, da wollte ich meinen Weg im Leben wohl zu finden wissen! Lieber heute als morgen packte ich mein Ränzel und zöge auch auf eine Universität. Freilich," setzte sie plötzlich zögernd hinzu, „es würde doch kaum gehen, und so ist es wohl am Ende besser, daß ich nur ein Mädchen bin; zwei Söhne könnte die Mutter nie studiren lassen, das kostet zu viel Geld. Die arme Mutter, sie quält und sorgt sich ohnedies Tag und Nacht, um mit ihrem spärlichen Einkommen für uns Alle Brod zu schaffen. Du hast in der letzten Zeit auch mehr gebraucht, als wir hofften, Theodor," — eine leichte Röthe zog bei diesen Worten über das Gesicht des jungen Mannes — „nicht, daß ich es Dir mißgönnte," fuhr Albertine hastig fort, „und auch die Mutter ist ja in diesem Punkte viel nachsichtiger gegen Dich, als gegen uns Andere; aber es ist ihr doch oft recht schwer gefallen, das nöthige Baargeld aufzubringen, so daß sie sogar schon daran gedacht hat, einen Theil unseres Waldes zu veräußern. Es wäre doch recht schade um die stolzen, alten Bäume; mir thut das Herz weh, wenn ich denke, daß sie fallen sollen. Ist doch der Wald das einzig Schöne an unserem Besitzthum, das einzig Schöne in der Gegend überhaupt!"

Ganz sanft hatte sie die letzten Worte gesprochen, als wolle sie in diesem günstigen Augenblicke zaghafte Für-

ſprache einlegen für ihre bedrohten Lieblinge bei einem despotiſchen Gebieter.

Ein verlegenes Schweigen folgte dieſen Worten, und des Bruders fröhliches, gutmüthiges Geſicht zeigte momentan einen recht bekümmerten Ausdruck.

„So ſchlimm wird es ja wohl nicht werden," entgegnete er endlich mit einem leiſen Seufzer. „Du legſt es ja ordentlich darauf an, mir bei meiner Heimkehr das Herz recht ſchwer zu machen. Ich will mich Dir gegenüber nicht beſſer hinſtellen, als ich bin, gewiß nicht; ich hätte vielleicht noch zurückgezogener leben, meine Ausgaben noch mehr beſchränken können, hätte ich allezeit Eurer und der Heimath gedacht. Aber, lieber Gott, was für ein Leben wäre das geweſen! Ihr Frauen hier daheim in Eurem ſtillen Erdenwinkel habt ja kaum eine Ahnung davon, wie ſchwer es Einem fällt, immer und überall zurückzuſtehen, wenn die flotten Kameraden luſtig in den Tag hinein leben. Dich, zum Beiſpiel, ſieht hier Niemand über die Achſel an, wenn Du ein verblichenes Kleid und grobe Schuhe trägſt; einfach, weil der Vergleich mit Anderen mangelt. Aber nimm einmal an, Du ſollteſt ſo, wie Du hier vor mir ſtehſt, hinein in die große Stadt, unter all' die eleganten Damen, die für Deine ländliche Toilette nur ein geringſchätzendes Lächeln hätten, glaubſt Du nicht, daß ſich dann manchmal in Deinem Herzen ein brennendes Verlangen regen würde, es dieſen Leuten gleich zu thun und ihnen zu zeigen, daß Deine Geſtalt ebenſo zierlich, Deine Füße ebenſo wohlgeformt ſind, wie die ihrigen?"

Digitized by Google

Albertine sah nachdenklich vor sich hin. „Ich weiß nicht, wie ich in solchem Falle empfinden würde, lieber Theodor; aber das darfst Du glauben, daß es auch uns Anderen hier nicht immer so ganz leicht wird, die Beschränkung, die uns die Mutter auferlegen muß, willig zu ertragen. Ab und zu geschieht es ja doch auch, daß sich in unsere abgeschiedene Gegend andere Leute verirren, als Hausirer und Viehhändler; Leute, vor welchen es uns Mädchen gar nicht besonders freut, in Kleidern zu erscheinen, die sogar Dir alt und verblichen vorkommen."

Ein spöttisches Lächeln kräuselte unmerklich die Lippen des jungen Mannes, während er seine Blicke rasch über die Gestalt der Schwester hingleiten ließ.

„O Eitelkeit!" rief er dann aus. „Zählt denn auch schon dieses stille Thal zu Deinen eroberten Gebieten? Sag' einmal, Schatz, wer ist denn hier gewesen im verflossenen Jahrzehnt? Sei ohne Sorge, er thut's gewiß nicht zum zweiten Male, und Ihr könnt noch fünfzig Jahre lang hier Euren Kohl in Frieden bauen und Eure Wäsche in Frieden bleichen."

Ihm kam der brüderliche Egoismus, mit welchem er seiner schönen Schwester so kaltblütig ein trübseliges Verblühen in der Einsamkeit in Aussicht stellte, gar nicht zum Bewußtsein, aber das Mädchen fühlte denselben doch heraus aus Theodor's Rede, und eine Regung des Unmuths verlieh momentan ihren bräunlichen Wangen ein tieferes Roth.

„So sprichst Du eben, weil Du noch keine Ahnung hast, was hier bevorsteht," stieß sie ärgerlich hervor. „Du

kannst Dir vielleicht vorstellen, wie groß die Aufregung bei uns zu Hause ist, wenn ich Dir sage, daß wir in den nächsten Tagen — Einquartierung bekommen werden!"

Schon während der letzten Worte war der gekränkte Ausdruck von ihrem frischen Antlitz verschwunden, und helle Jugendlust sprühte wieder aus ihren dunklen Augen, während sie mit einem wahren Siegeslächeln auf den Bruder blickte.

„Einquartierung?" wiederholte dieser fragend. „Woher sollte denn die kommen? Wir leben doch im allertiefsten Frieden."

„Natürlich," lachte Albertine, „wie könnte ich denn sonst so fröhlich sein! Eine ganz neue Einrichtung, weißt Du," fuhr sie wichtig fort, „von Preußen überkommen, meint der Bürgermeister, der nicht gerade selig darüber ist. Zu militärischen Uebungen sollen nämlich hier in der Gegend ein paar Regimenter oder eine Brigade, oder wie man das heißt, zusammengezogen werden. Es muß das eine Menge Menschen sein, da sie in den Wirthshäusern der umliegenden Dörfer bei Weitem nicht Alle Unterkunft finden können und rings auf die Bauernhöfe und Besitzungen vertheilt werden müssen. Vor acht Tagen schon hat die Mutter von der Behörde ein Schreiben zugestellt erhalten, worin ihr mitgetheilt wird, daß sie auf drei Tage zwanzig Mann in ihrem Hause unterzubringen habe. Die Mutter sagt, die kommen selbstverständlich nur auf Stroh in die Scheune. Aber die Offiziere — denke Dir nur, Theodor, wir bekommen ja auch einen Obersten und zwei jüngere Herren, ich weiß nicht mehr, was die

Letzteren sind. Natürlich kommt auch Militärmusik; das wird ein anderer Spaß, als das langweilige Geklimper auf unserem alten, kurzathmigen Leierkasten! Wir freuen uns Alle unsinnig auf diese herrliche Zeit, das heißt wir ‚Jungen', von mir angefangen bis hinunter zum letzten Hüterbuben. Die Mutter freilich war nicht wenig ärgerlich, als sie die Mittheilung erhielt, und das ist am Ende nur natürlich, denn die Einquartierung der fremden Leute wird uns viel Kosten und Mühe machen. Dem Obersten muß man die gute Stube zur Verfügung stellen, für die anderen Offiziere werden im ersten Stockwerke Betten aufgeschlagen, und uns Mädchen packt man einstweilen zusammen in die blaue Hinterstube. Und so geschieht denn wirklich das Unerhörte: man erlebt einmal etwas auf unserem alten, langweiligen Haidhofe."

Albertine war so vertieft in ihre Mittheilung und all' die Betrachtungen, welche sie daran knüpfte, daß sie mit ihrem Bruder nur langsam heimwärts schlenderte, ohne der schwarzen Wolken weiter zu gedenken, die schon vor fast einer Stunde drohend am Himmel gestanden; und jetzt, da die Beiden kaum noch wenige Minuten vom Hofe entfernt waren, prasselte erst in einzelnen schweren Tropfen, dann plötzlich wolkenbruchartig ein Gewitterregen auf sie herab, dem auch ein Regenschirm so solider Bauart, wie der des jungen Mädchens, nicht Stand zu halten vermochte. Obschon die Geschwister Hand in Hand im raschesten Laufe das Wohnhaus zu erreichen trachteten, triefsten doch ihre Gewänder vor Nässe, als sie glücklich unter'm Thorbogen angelangt waren, und eine schmale,

feuchte Straße bezeichnete auf dem Bretterboden der Einfahrt in Schlangenlinien den Weg, den die Heimkehrenden zurückgelegt hatten.

An der Schwelle der großen, mit dunklem Eichenholz gedielten Wohnſtube trat Frau Bäumer ihren beiden Erſtgeborenen entgegen. Mutterſtolz und Freude verſchönten und milderten den etwas herben Ausdruck ihrer ſcharfen Züge, als ſie den geliebten Sohn begrüßend in die Arme ſchloß. Sie war eine große, hagere Frau mit gelblich blaſſer Hautfarbe, aber noch jugendfriſchen Augen und pechſchwarzen Haaren, die, ſchlicht geſcheitelt, Schläfe und Ohren halb verbargen. Das Schickſal mochte dieſe Frau wohl nicht mit zarten Händen angefaßt und den Reiz der Jugend vorzeitig von ihrem ernſten Angeſicht hinweggewiſcht haben, trotzdem blieben darin die Spuren früherer Schönheit, die Aehnlichkeit mit den blühenden Geſtalten, die vor ihr ſtanden, unleugbar. Jetzt lag in ihrer ganzen Erſcheinung etwas Klöſterliches, hervorgerufen durch die Einfachheit ihres dunklen Kleides, von dem ſich nur ein ſchmaler Halskragen in blendender Weiße abhob. Uebrigens bei aller Strenge ein ſympathiſches Geſicht, voll feſter Willenskraft, wie geſchaffen, um einem großen Haushalte zweckbewußt und energiſch vorzuſtehen.

Frau Bäumer, der jede heftige Gefühlsäußerung unpaſſend ſchien, hatte die Rührung des Wiederſehens raſch überwunden, und ſchaute nun mit prüfenden Blicken den Heimgekehrten an.

„Du biſt ja patſchnaß geworden, mein armer Junge, und mußt nun vor Allem die Kleider wechſeln; wie ungeſchickt,

daß Dich dieſer Regenguß noch im Freien erreicht hat! Na, das war bei Dir freilich nicht zu ändern; aber für Dich, Albertine," wandte ſie ſich jetzt mit weit ſchärferer Stimme an das junge Mädchen, „wäre es wohl zu vermeiden geweſen, wenn Du, wie wir Alle, Theodor's Heimkehr hübſch zu Hauſe hätteſt erwarten wollen. Du liegſt mir die ganze Woche mit Klagen und Wünſchen über Deinen Anzug im Ohre; ich glaube nicht, daß Dein graues Kleid durch dieſe Wanderung ſonderlich gewonnen hat. Nun ſei ſo gut, Dich umzuziehen, und ein ander' Mal, ehe Du das Haus verläßt, wirſt Du ſo freundlich ſein, mich wenigſtens davon in Kenntniß zu ſetzen; ſo ſelbſtſtändig biſt Du denn doch noch nicht geworden, daß Dein Kommen und Gehen einzig und allein von Deinem eigenen Ermeſſen abhinge!"

Die alſo Zurechtgewieſene öffnete einen Augenblick die Lippen wie zu einer heftigen Erwiederung, dann verließ ſie jedoch, ohne geſprochen zu haben, das Zimmer.

„Noch immer, wie von jeher, ein wenig auf dem Kriegsfuße mit Albertinen?" ſagte Theodor lächelnd, während er begütigend ſeinen Arm um den Hals der Mutter legte. „Sie hat ſich ſo ſehr darauf gefreut, mich wiederzuſehen nach der langen Trennung, daß ſie dem Drange, mir entgegen zu laufen, nicht widerſtehen konnte."

„Kriegsfuß iſt ein etwas ſeltſamer Ausdruck, wenn es ſich um den gerechten Tadel einer Mutter gegenüber der höchſt eigenwilligen Tochter handelt," entgegnete Frau Bäumer etwas gereizt. „Und wer ſagt Dir denn, daß ich mich nicht ebenſo, und mehr als ſie, auf Dein Nach-

hauſekommen gefreut habe? Es iſt mir trotzdem nicht eingefallen, ſchon vor einer Stunde vom Bügeltiſche wegzulaufen, da die Wäſche doch unbedingt heute noch beſorgt werden muß. Albertine weiß ſo gut wie ich, wie viel es noch zu thun gibt, bevor wir die ungebetenen Gäſte in's Haus bekommen. Sie hat Dir doch jedenfalls die große Neuigkeit, die ihr nun den ganzen Tag im Kopfe ſteckt, unterwegs längſt mitgetheilt?"

Theodor nickte und meinte gutmüthig, es ſei ja am Ende nur natürlich, wenn Albertine und die Kinder ſich der kleinen Abwechslung in der Einförmigkeit ihres Lebens freuten; aber die Mutter vermochte ſich einmal mit der Ausſicht auf die kommende Einquartierung nicht zu befreunden, und traf mit ziemlich düſterer Miene alle darauf bezüglichen Vorbereitungen.

Als am letzten Abend vor Ankunft der Einquartierung das übliche allgemeine Abendgebet auf dem Haidhofe eben beendigt war und das Geſinde ſich zurückziehen wollte, hielt die Hausfrau Knechte und Mägde noch ein paar Augenblicke in der Wohnſtube zurück.

„Wenn morgen die fremden Leute in's Quartier kommen," ſagte ſie ſtreng, „hoffe ich, daß Ihr Männer Euch anſtändig gegen ſie betragt, freundlich und zuvorkommend, wie es ſich gegen Gäſte ziemt; ich will von keinem Wortwechſel und keiner Zänkerei hören, und würde es nicht gelten laſſen, würde Einer von Euch die Schuld hiervon den Soldaten zumeſſen. Ich werde mich allein an Euch halten, und Ihr haftet mir für die ſtrengſte Ordnung. — Was aber Euch betrifft," wandte ſich die Frau dann zu

den verblüfft und ängstlich dareinschauenden Mägden, „Ihr werdet Euch wohl hüten, den fremden Leuten mehr als nöthig in den Weg zu kommen, oder gar mit ihnen herumzustehen und zu schwatzen, auch nach Feierabend nicht. Wer diesem meinem bestimmten Befehl zuwider handelt, thut mir damit zu wissen, daß er auf dem Haidhofe nicht länger dienen will. Verstanden?"

Ein stummes Nicken der Männer war die Antwort auf die energische Ansprache der Dienstherrin; die Mägde blickten verschämt zu Boden, und schweigend, aber mit etwas langen Gesichtern verließ die ganze Gesellschaft die Wohnstube, in der nur die Familienmitglieder zurückgeblieben waren. Die kleine Standrede der gestrengen Frau schien indeß noch nicht völlig zu Ende; die zweite Hälfte derselben stand augenscheinlich noch bevor und wurde losgelegt, sobald die Schritte des Gesindes in der Ferne verhallten.

„Was ich zu den Mägden sagte, gilt, zum Theile wenigstens, auch für Euch, Kinder, den Herren gegenüber, die vermuthlich mit an unserem Tische speisen werden. Ihr drei Kleineren," sprach sie, sich an drei anmuthige Mädchen von fünfzehn, zwölf und zehn Jahren wendend, „laßt Euch nicht einfallen, bei den Mahlzeiten irgend etwas zu verlangen oder überhaupt zu sprechen, bevor ich Euch durch einen Blick eigens dazu ermächtigt habe. Theodor und Albertine sind alt genug, um zu wissen, wie wohlerzogene junge Leute sich Fremden gegenüber zu betragen haben. Ihr werdet um so höheres Lob verdienen, je mehr es Euch gelingt, durch äußerste Bescheidenheit

Eure Anwesenheit vergessen zu machen, wenn letztere überhaupt nothwendig ist. Sobald dies nicht der Fall ist, thut auch Ihr am besten, Euch den Blicken der fremden Offiziere so viel als möglich zu entziehen."

Frau Bäumer hatte während des letzten Theiles ihrer Rede fast ausschließlich die Augen auf ihre Tochter Albertine gerichtet, und diese fühlte, wem die gegebenen Verhaltungsmaßregeln in erster Linie gelten mochten.

„Die Mutter war heute Abend wirklich ganz unleidlich," flüsterte sie auf dem halbdunklen Gange ihrem Bruder zornig in's Ohr, als sie mit einem kurzen „Gute Nacht!" die Wohnstube verlassen hatte. „Wenn wir morgen drei Wehrwölfe in's Quartier bekämen, hätte sie's nicht schlimmer machen können; die Herren werden sich über die Liebenswürdigkeit ihrer Wirthin gehörig wundern!" —

Der nächste Morgen brachte für die Bewohner der Umgegend ein nie gesehenes Schauspiel; die sonst so stille, weltvergessene Ebene schien verwandelt. Zu früher Stunde schon erklang in der Ferne der Donner der Geschütze; das eigenthümliche Knattern des Kleingewehrfeuers wurde deutlich vernehmbar, und die Landleute, welche ihr Weg zufällig am Waldrande vorüber führte, sahen mit verwunderten Blicken nach dem Unterholze, aus dem da und dort Gestalten in gebückter Stellung, das Gewehr im Anschlag, sich vorsichtig vorwärts schoben. Kopfschüttelnd blickten die harmlosen Bauern auf den mit weißer Binde verhüllten Helm der Leute, die den Feind darzustellen hatten, und wußten sich Zweck und Ziel der seltsamen Kopfbedeckung nicht zu erklären; bedenklich schauten

sie dann wieder nach dem Himmel droben, dessen tiefes Blau noch in den späten Nachmittagsstunden weiße Dampfwolken, erst dicht geballt, dann langsam zerflatternd, verhüllt hatten, bis gegen Abend die Schüsse seltener fielen und endlich ganz verstummten.

Albertine hätte den Bruder für ihr Leben gern begleitet, als derselbe bei einbrechender Dämmerung das Haus verließ, um sich nach den fremden Gästen ein wenig umzusehen, da ihm ein paar Knechte erzählt hatten, daß nach beendigtem Gefechte die zerstreuten Truppentheile sich nun gesammelt, daß im Freien abgekocht würde und das fröhlichste, bunteste Treiben in der ganzen Gegend herrsche; aber unter den Augen der Mutter war natürlich daran nicht zu denken. So erwartete sie denn voll Ungeduld Theodor's Heimkehr und seine Berichte über die Vorgänge draußen im Felde.

Auf dem Haidhofe standen um den großen Familientisch drei Stühle mehr als gewöhnlich; die Tafel selbst war einfach, aber mit größter Sauberkeit gedeckt, und auf den für die Gäste bestimmten Plätzen lagen sogar schön gearbeitete silberne Bestecke. Statt der sehr bescheidenen Lampe, die sonst die Mitte des Tisches ziemlich spärlich erleuchtete, brannten deren heute zwei, was allein schon genügte, in den Augen der Kinder der ganzen Mahlzeit einen überaus feierlichen Anstrich zu geben. Sie standen Alle, Theodor und Albertine mit eingeschlossen, in einer der tiefen Fensternischen und blickten erwartungsvoll nach der Thüre, durch welche die Offiziere in Begleitung der Mutter demnächst eintreten mußten.

„Darf ich die Herren bitten," erklang draußen auf dem Flur die Stimme der Hausfrau, während ihre Hand nach der Klinke faßte.

„Nach Ihnen, Madame," ſagte darauf eine tiefe, ernſte Stimme, „jedenfalls nur nach Ihnen. Wir haben im wilden Treiben unſeres Scheinkrieges der guten Sitten noch nicht ſo völlig vergeſſen, um nicht zu wiſſen, was man den Damen ſchuldet."

Drinnen in der Fenſterniſche blickten ſich die Kinder bei dieſem ungewohnten Austauſch förmlicher Redensarten lachend an; ſie waren bis heute kaum je in die Lage gekommen, mit anzuhören, daß Jemand Verbindliches zu ihrer Mutter ſagte, die von ihrer Umgebung den gebührenden Reſpekt forderte, nichts darüber.

„Ich bitte nochmals, voranzugehen," wiederholte Frau Bäumer dringend. „Ich lebe allerdings ſeit Jahren abgeſchloſſen von jedem geſellſchaftlichen Verkehr, aber ſollten ſich inzwiſchen die Gebräuche wirklich ſo geändert haben, daß den Gäſten eines Hauſes nicht mehr der Vortritt zukäme?"

„Wie Sie befehlen," entgegnete raſch dieſelbe Männerſtimme, und die Thür wurde endlich geöffnet.

Der Schein der verhüllten Lampen warf ein ungewiſſes Licht auf die Geſtalten der Eintretenden. Der Erſte derſelben, ein ſehr großer, nicht mehr junger Mann, in ſtramm militäriſcher Haltung, mit ſcharfgeſchwungenen dunklen Brauen, unter welchen ein paar ebenſo dunkle Augen etwas finſter in die Welt blickten, brachte auf die fünf jungen Menſchenkinder, die von ihrem ſicheren Hinterhalte aus

den Ankömmlingen forschende Blicke entgegensandten, keinen besonders günstigen Eindruck hervor. Sein gebräuntes, hageres Gesicht war bis auf die obere Hälfte der Wangen, welche ein kurzgehaltener Backenbart bedeckte, glatt rasirt; lockiges, gleichfalls kurzes und schon graugemischtes Haupthaar umrahmte die hohe, im Verhältniß zur übrigen Hautfarbe leuchtend weiße Stirn, die an beiden Schläfen in jene tiefen, spitzen Winkel verlief, welche man mit dem Namen „Hofrathsecken" zu bezeichnen pflegt. Dazu etwas vorspringende Backenknochen, eine gebogene Nase, von der zwei scharfe Linien nach abwärts zu den Mundwinkeln gingen, welche dem Gesicht des Mannes einen stark selbstbewußten, fast harten Ausdruck gaben.

Die zwei untergebenen Offiziere, die ihm auf dem Fuße folgten, sahen um Vieles jünger, hübscher und lebenslustiger aus, wurden aber trotzdem durch die imponirende Gestalt ihres Vorgesetzten in den Schatten gestellt, so daß sich sogar die Augen der vier jungen Mädchen nur vorübergehend ihnen zuwandten. Auf einen Wink der Mutter traten sie Alle zum Tische heran.

Ein Ausdruck sichtlicher Ueberraschung flog über die Gesichter der beiden jüngeren Herren, als die anmuthigen Gestalten sich dem Bereiche des Lampenlichtes näherten; sie warfen sich gegenseitig einen Blick zu, der so deutlich als Worte sagte: „Donnerwetter, wer hätte der alten Baracke so liebliche Bewohnerinnen zugetraut!" Nur das Gesicht des Obersten blieb völlig unbeweglich, auch während der kurzen Vorstellung, die nun durch die Hausfrau erfolgte.

„Die Herren geſtatten gütigſt, daß ich Sie mit meinen Kindern bekannt mache, die an unſerer einfachen Abendmahlzeit theilnehmen werden. Meine vier Töchter“ — die Mädchen wurden nur in Bauſch und Bogen erwähnt — „und mein Sohn Theodor.“ Daß die Genannten auch erfahren ſollten, wer die Gäſte ſeien, ſchien die geſtrenge Hausfrau für überflüſſig zu erachten. Zögernd fügte ſie dann hinzu: „Ich weiß nicht, Herr Oberſt, ob es Ihnen und Ihren Herren Begleitern nicht etwa unangenehm iſt, wenn ich auch heute an der bei uns üblichen althergebrachten Sitte des lautgeſprochenen Tiſchgebetes feſthalte?“

„Ich bitte ſehr, verehrte Frau, ſich durch unſere Gegenwart in keiner Weiſe Zwang anthun zu wollen,“ entgegnete der Angeredete ernſt. „In einer Zeit, wo ſich die Bande altgewohnter Zucht und Sitte nur zu ſehr zu lockern beginnen, wo beſonders wir Soldaten die frommen Bräuche unſerer Kindertage im wilden Treiben der Welt ſo raſch vergeſſen, thut es doppelt wohl, ſich einmal wieder vom milden Geiſte des Familienlebens umweht zu fühlen.“

Seine Stimme klang ſehr ſanft, während er dieſe Worte ſprach, und wohlgefällig ruhte das ſtrenge Auge der Hausfrau auf ſeinen ernſten Zügen. In gedämpftem Tone ſprach ſie das kurze, einfache Tiſchgebet, und forderte dann ihre Tochter Albertine auf, die Schüſſeln herumzureichen. Einer der Offiziere machte dabei aus angeborener Ritterlichkeit den Verſuch, der jungen Dame dieſe Dienſtleiſtung abzunehmen oder wenigſtens zu erleichtern,

Digitized by Google

aber Albertine war an solche zarte Aufmerksamkeiten augenscheinlich durchaus nicht gewöhnt, und verrichtete das ihr obliegende Amt stillschweigend weiter, nachdem ein paar höfliche Worte seiner Wirthin den galanten Lieutenant auf seinen Platz zurückgeschreckt hatten.

Die Unterhaltung trug während des Speisens einen ziemlich frostigen Charakter; sie beschränkte sich in der That nur darauf, die Mahlzeit zu keiner völlig stummen werden zu lassen; allerdings mochte auch die ungünstige Vertheilung der Plätze an diesem Umstand die Schuld tragen. Oben am Tische saß der Oberst inmitten seiner beiden Herren; links von diesen die Hausfrau selbst, an ihrer Seite Albertine und die jüngeren Schwestern, hübsch wie die Orgelpfeifen nach der Größe; neben der kleinsten aber hatte Theodor auf Wunsch der Mutter Platz nehmen müssen, um so auch von dieser Seite die kleine Heerde vor jedem feindlichen Angriffe zu bewahren.

So saßen sie Alle zusammengedrängt, wie schüchterne Vögelein auf dem Telegraphendrahte, und schwiegen beharrlich. Theodor hatte freilich einmal einen lahmen Versuch gemacht, seinen Tischnachbarn in ein politisches Gespräch zu verwickeln, denn die Politik lag damals förmlich in der Luft, aber der vorsichtige junge Offizier enthielt sich in Gegenwart seines Vorgesetzten jeder entschiedenen Meinungsäußerung, und so hatte die Sache bald wieder ihr Bewenden. Der andere der jüngeren Herren saß zwischen seinem gestrengen Oberst und der nicht minder strengen Dame des Hauses nicht günstiger. Von der

Suppe bis zum Käſe ſchwankte er zwiſchen der in dieſem Hauſe jedenfalls unerhörten Kühnheit, mit ſeinem liebreizenden Gegenüber ein heiteres Geſpräch anzuknüpfen, und dem heroiſchen Entſchluß, ſich bei ſeiner Wirthin mit verbindlichen Redensarten angenehm zu machen, was ihm eigentlich auch keine ſchlechte Taktik ſchien, konnte aber zu keinem Reſultate kommen, bis auch der Käſe verſpeist und die Zeit verpaßt war. Der Oberſt hingegen widmete naturgemäß faſt ausſchließlich ſeine Aufmerkſamkeit der Hausfrau, an deren gemeſſenem, zurückhaltendem Weſen er offenbar Gefallen fand. Nur vorübergehend flogen ſeine Blicke hinüber zu den vier jungen Mädchen an der anderen Seite des Tiſches, und einmal ſagte er mit einem leiſen Seufzer: „Sie ſind eine glückliche Frau! Ein Kranz von blühenden Geſtalten, die Ihnen Alle in Liebe zugethan ſind, umgibt Sie täglich; einem alten, einſamen Menſchen, wie ich es bin, krampft ſich bei ſolchem Anblick förmlich das Herz zuſammen.“

„Dieſer Kranz von blühenden Geſtalten macht viele Mühe und Sorge, Herr Oberſt, und vergilt die liebende Sorgfalt der Mutter nicht immer, wie er ſollte. Die ſtrengere Hand des Vaters, die mit mehr Gewicht auf all' dieſe thörichten Köpfe einwirken könnte, wird von mir oft ſchwer vermißt.“

„Nun,“ erwiederte der Oberſt, „das mag ja wohl ſeine Richtigkeit haben, was den jungen Herrn dort betrifft. Ich weiß aus meiner eigenen Jugendzeit, daß heranwachſende Söhne, über welchen die Autorität des Vaters nicht mehr einſchüchternd ſteht, nur zu raſch geneigt ſind,

Digitized by Google

ſich auch von dem milderen Joche der Mutter vorzeitig loszumachen. Da heißt es dann freilich, mit unbeugſamer Konſequenz die Zügel der Regierung feſthalten, was ſo wohlerzogenen, beſcheidenen jungen Damen, wie jene, mit welchen zu ſpeiſen ich heute das Vergnügen hatte, wohl kaum von Nöthen ſein dürfte."

„Töchter ſind oft viel ſchwieriger zu erziehen, als man denken ſollte," meinte Frau Bäumer, während ihr Blick wie zufällig Albertinen ſtreifte. „Mein Sohn Theodor hingegen hat mir bis jetzt noch wenig Veranlaſſung zu Unzufriedenheit und Beſorgniß gegeben."

„Ich wünſche von ganzem Herzen, daß es auch ferner ſo bleiben möge, verehrte Frau," ſagte der Oberſt, ſich erhebend und ſo auch ſeinen beiden Herren das Zeichen zum Aufbruche gebend.

Die fünf jungen Leute athmeten erleichtert auf; als nun auch die Mutter zur Erledigung häuslicher Geſchäfte die Wohnſtube verlaſſen hatte, ſagte Theodor mit zorngerötheten Wangen zu ſeiner Schweſter: „Das iſt ja recht heiter für einen neunzehnjährigen Studenten, von dritten Perſonen ſo über ſich verhandeln zu hören, als ob man gar nicht gegenwärtig wäre! Ein angenehmer Herr, dieſer Oberſt! Gegen die Mutter wollte er zwar offenbar verbindlich und liebenswürdig ſein, aber wie das paßt zu ſeiner beleidigenden Art, über die Leute hinwegzuſehen! Sein ganzes Weſen ſtrotzt von hochmüthiger Selbſtüberſchätzung; findeſt Du dies nicht auch, Albertine?"

Aus den Worten des jungen Mannes klang eine Gereiztheit hervor, die deutlich zeigte, daß er vermeinte, in

ſeiner Eigenſchaft als einziger Sohn des Hauſes nicht genügend gewürdigt worden zu ſein.

Das Mädchen zuckte gleichmüthig die Achſeln. „Das weiß ich nicht," ſagte ſie endlich, „es iſt mir nicht beſonders aufgefallen. Aber das weiß ich ſicher," fügte ſie hinzu und warf ſchmollend die rothen Lippen auf, „daß ich mir die ganze Geſchichte viel netter und luſtiger vorgeſtellt habe. Da heißt es in den Büchern immer, die Leute ſeien vergnügt, wenn ſie Gäſte hätten, und muntere Scherzreden flögen dabei um den Tiſch. Das war ja wieder recht ſcherzhaft bei uns heute Abend! Wie die ſtummen Oelgötzen haben wir Alle dageſeſſen und kaum gewagt, zu athmen. Aus der Militärmuſik und all' den ſchönen Dingen, die ich erwartete, ſcheint auch nichts werden zu wollen, wenigſtens war heute außer dem langweiligen Schießen kein Ton zu hören. Mich reuen nur die ſchönen Blumen, die ich in des Oberſten Zimmer ſtellte, um es ein wenig freundlicher ausſehen zu machen; der ſieht nicht aus, als hätte er Sinn für ſolche Dinge."

„Wie undankbar Du biſt," höhnte Theodor, „und es hat ihm doch ſo viel Vergnügen gemacht, mit ‚ſo wohlerzogenen jungen Damen' zu Tiſch zu ſitzen! Ihr ſeid noch gut weggekommen bei ſeiner Kritik; der arme Mann ſcheint mir nicht ſehr verwöhnt, was Damengeſellſchaft anbelangt."

„Möglich," erwiederte die Schweſter lachend, „aber mit dem reichen Schatze Deiner Erfahrungen werden ſich die ſeinigen doch wohl meſſen können, zumal er keiner der Jüngſten mehr zu ſein ſcheint. Uebrigens waren die

beiden Anderen um nichts unterhaltender; wenn die ganze Geschichte so langweilig verläuft, dann war's wahrhaftig nicht der Mühe werth, sich darum schon eine Woche vorher von der Mutter alltäglich abkanzeln zu lassen."

„Nun, das ist ja viel besser geworden, als wir hoffen durften," sagte Frau Bäumer, die eben wieder in's Zimmer trat und deren Ansicht in Betreff der Gäste von jener ihrer zwei Aeltesten wesentlich abzuweichen schien. „Wir können von Glück sagen, so feine, anständige Leute, mit welchen sich vorübergehend recht angenehm verkehren läßt, in's Quartier bekommen zu haben. Seltsam, wie mich dieser Oberst in Aussehen und Geberde an meinen seligen Mann erinnert, wenn ich mir die Uniform hinwegdenke!"

„O Mutter," unterbrach sie Albertine lebhaft, „so kann doch der Vater unmöglich ausgesehen haben! Mir steht er in Erinnerung wie von einem Glorienschein von Schönheit und Güte umgeben, und dagegen dieser alte Mann mit den harten, eckigen Zügen!"

„Alter Mann? Dummes Zeug!" meinte Frau Bäumer ärgerlich. „Das ist so die Art junger Grünschnäbel, Jeden, der über fünfundzwanzig Jahre zählt, sofort womöglich unter die Greise zu rechnen. Du sollst einmal sehen, wie rasch sich darin Deine Ansicht ändern wird, sobald Du selbst erst acht oder zehn Jahre älter geworden bist. Uebrigens komm jetzt und hilf mir noch rasch die Wäsche von der Bleiche nehmen, statt Dich in unziemlicher Weise über unseren Gast zu äußern."

Draußen lag heller Mondenschein auf Wiese und Garten; es war ein entzückender, wunderbar milder Spät-

ſommerabend. Der blaßblaue Himmel, da und dort von mattblinkenden Sternchen beſät, ſpannte ſich in unendlicher Weite über die Ebene. Geſpenſtig weiß leuchtete das Linnen im Graſe, geſpenſtig weiß die zarten Mädchenarme, die ſich darnach ausſtreckten. Mit gierigen Zügen ſog Albertine die wonnige Abendkühle ein und ein ſehnſuchtsvoller Seufzer hob ihre junge Bruſt, während ſie die Blicke auf das lichte Firmament heftete. So weit die Welt, ſo weit und wunderſchön, ihr junges Herz ſo lebensdurſtig und unruhvoll, und das Leben hier ſo eng und klein und jämmerlich! . . .

„Mach' ſchnell, Albertine, die Luft wird kühl," ſagte die Mutter, ſich nun auch ihrerſeits eifrig nach dem Leinenzeuge bückend. Als Albertine ſich von ungefähr nach ihr umwandte, blieben die Augen des jungen Mädchens an einem hellerleuchteten, weitgeöffneten Fenſter des erſten Stockes haften, in deſſen Rahmen die hohe Geſtalt eines Mannes ſichtbar wurde, die unverwandten Blickes die Beſchäftigung der beiden Frauen verfolgte.

Der Oberſt! Ob die Mutter ihn wohl auch bemerkt hatte? Blitzartig ſchoß ein ſeltſamer Gedanke durch Albertinens Kopf. Warum ſtarrte der fremde Mann, der durchaus eine Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen Vater haben ſollte, ſo beharrlich nach ihrer Mutter hin?

Am nächſten Nachmittage, als die Sonne ſchon ziemlich tief am Himmel ſtand, und die Truppenübung für den Tag beendigt war, ſaß der Oberſt allein an einem Tiſche im Obſtgarten des Haidhofes. Er hatte das Anerbieten der Hausfrau, den Nachmittagskaffee im Freien

einzunehmen, gerne angenommen, während die beiden anderen Offiziere eine Verabredung mit Kameraden vorgeschützt hatten, um der feierlichen Atmosphäre des Haidhofes zu entgehen, in dem ja, wie der Eine von ihnen lachend gemeint hatte, die hübschen Töchter eifriger bewacht würden, als weiland die goldenen Aepfel im Garten der Hesperiden.

Eben nahm er das Feuerzeug aus der Tasche, steckte sich eine Cigarre an und blickte nachdenklich den leichten Rauchwölkchen nach, die zwischen dem Gezweig der Bäume in der klaren Luft zerflatterten. Heute, im hellen Sonnenschein, erschienen seine Züge noch schärfer, die Furchen auf seiner bleichen Stirne noch tiefer, als gestern in der zweifelhaften Beleuchtung der Abendtafel. Und doch lag gerade jetzt der Ausdruck des Wohlbehagens, sogar ein Schimmer von Heiterkeit auf seinem Angesicht, während er so traumverloren zu den kleinen Fleckchen blauen Himmels aufschaute, die durch die Baumkronen schimmerten.

„Hier schickt die Mutter den Kaffee, Herr Oberst," sagte plötzlich eine leise, schüchterne Stimme dicht an seiner Seite, „und im Falle Sie statt des Kuchens Brod und Butter wünschten —"

„Ich danke für beides, liebes Fräulein," erwiederte er freundlich und ließ seine Blicke ein paar Augenblicke lang auf ihrem schönen, jungen Antlitz ruhen, dessen Liebreiz die grelle Beleuchtung des Sommernachmittags keinen Eintrag zu thun vermochte, „aber wenn Sie vielleicht so gütig sein wollten, mir den Kaffee einzuschenken, sofern es Ihre Zeit erlaubt — ich bin das nämlich so gewöhnt

von Hauſe, wo allerdings weit weniger hübſche Hände, nämlich die meiner mürriſchen alten Wirthſchafterin dieſes Amtes walten."

Während Albertine erröthend über das harmloſe kleine Kompliment ſeinem Wunſche willfahrte, fuhr er lächelnd fort: „Sie werden auf dem Haidhofe wohl Alle recht froh ſein, wenn der morgige Tag erſt vorüber iſt, und die ungebetenen Gäſte wieder dahin gehen, wo ſie hergekommen ſind? — Sie ſchweigen, wie? Da hab' ich wohl den Nagel auf den Kopf getroffen; eine gerechte Strafe für meine indiskrete Frage!"

Ein leichter Schatten flog über ſein Geſicht, während ihr eine Antwort nur zögernd von den Lippen kam.

„Froh? Nein, froh werden wir nicht ſein über Ihr Weggehen, ſogar die Mutter nicht, die doch erſt von der Einquartierung nichts wiſſen wollte. Nur werden wir den Abzug des Militärs doch nicht ſo ſchwer empfinden, wie wir Mädchen erſt gedacht hatten."

„In der That?" ſagte er, ſeine Stimme klang lange nicht mehr ſo verbindlich, wie vorher. „Das klingt ja wenig ſchmeichelhaft! Sie waren wohl recht enttäuſcht in den Perſonen Ihrer Gäſte?"

Sie ſah verwundert zu ihm nieder. „In den Perſonen, o nein!" erwiederte ſie unbefangen; „nur in der ganzen Sache."

„Nur in der ganzen Sache?" wiederholte er lächelnd. „Nun müſſen Sie mir aber doch erklären, wie Sie das eigentlich meinen!"

„Was iſt da viel zu erklären," ſtammelte ſie verwirrt

unter ſeinen forſchenden Blicken. „Wir Mädchen haben uns eben die Sache anders vorgeſtellt, viel, viel luſtiger. Wir leben hier das ganze Jahr über ſo furchtbar einſam.“

„Ah, und da haben Sie wohl erwartet, unſere jungen Offiziere würden Ihre Einſamkeit mit einem kleinen Tänzchen im Freien oder etwas der Art beleben! Ja, mein liebes Fräulein, für ſolche niedliche Einfälle haben wir leider keine Zeit, ſo groß jedenfalls die Vorliebe unſerer Herren für derartige Zerſtreuungen ſein dürfte.“

„Nein, ſo hochfliegende Erwartungen haben wir nicht gehegt,“ entgegnete ſie, etwas gereizt über ſeinen ſpöttiſchen Ton; „aber wir dachten eben, wo Militär ſei, da bekäme man doch auch ein bischen Muſik zu hören. Eine Freundin, die ich im vergangenen Jahre in der Kreishauptſtadt einmal beſuchen durfte, hat mir erzählt, unter ihren Fenſtern zöge faſt täglich die Parade mit klingendem Spiel vorüber. Das thäten ihr die Offiziere zu Gefallen, die ſie Alle perſönlich kenne.“

„Die Beneidenswerthe!“

Ein zorniges Roth färbte bei dem offenbaren Spott, der in dieſem Ausrufe lag, die Wangen des jungen Mädchens.

„Es mag Ihnen ja ſehr lächerlich erſcheinen, daß man an ſolchen Dingen Gefallen finden kann,“ erwiederte ſie ziemlich heftig, „und wenn ich, wie Sie, Herr Oberſt, mein Leben lang in einer großen Stadt geweſen wäre, und gleich Ihnen nur mit dem Finger zu winken brauchte, damit meine Spielleute d'rauf los bliesen, trommelten und pfiffen, ſo lange es mir Spaß machte —“

Digitized by Google

Seine Miene war während ihrer lebhaft hervorgesprudelten Rede immer heiterer geworden, und bei ihren letzten Worten brach er in ein herzliches Lachen aus.

„Sie sind köstlich, mein Fräulein! Aber wenn die Musik wirklich das Einzige war, was Sie an uns vermißten, so kann dem leicht abgeholfen werden, und unsere Regimentsmusik soll Ihnen morgen einen Abschiedsgruß darbringen, der seines Gleichen sucht! Dann sind wir aber wieder gute Freunde, nicht wahr? Sie müssen mir Ihre Hand reichen, zum Zeichen, daß Sie uns die gehabte Enttäuschung nicht weiter nachtragen."

Schüchtern und zögernd legte sie ihre kleine Hand in seine dargebotene Rechte und dachte dabei innerlich: „Was die Mutter auch sagen mag, er ist eigentlich doch ein alter Mann; man fühlt es schon allein am Zittern seiner Hand," dann fügte sie, ihren Gedankengang verfolgend, laut hinzu: „Nur dürfen Sie mich bei der Mutter nicht verrathen, daß ich eigentlich Schuld trage an diesem Abschiedsgruße; sie würde meine Unbescheidenheit unverzeihlich finden und mich darum schelten."

Lächelnd blickte sie der Oberst an. „Aber Sie tragen ja gar nicht Schuld daran, mein liebes Fräulein! Die kleine Huldigung, die wir morgen vor unserem Abzuge zu bringen gedenken, gilt natürlich der liebenswürdigen Frau des Hauses als schwacher Beweis unserer aufrichtigen Verehrung und Dankbarkeit."

„Natürlich," sagte sie und zog rasch ihre Hand aus der seinen, während sie sich zum Gehen anschickte. Zum zweiten Male seit gestern Abend huschte ihr ein Gedanke

des Argwohns durch den Sinn, der, so lächerlich er ihr im ersten Augenblicke auch erschienen war, jetzt, nach kaum vierundzwanzig Stunden, schon festere Gestalt gewonnen hatte. Und dieser Argwohn wollte sie nicht mehr verlassen den ganzen Abend über. Verstohlen mußte sie stets wieder nach der Mutter blicken, der eine ungewohnte Redseligkeit heute die wortkargen Lippen löste und sogar einen Hauch von Röthe auf die sonst so bleichen Wangen zauberte. Das Wort „aufgeregt" hatte auf die kühle, gemessene Herrin des Haidhofes bis heute gewiß nie gepaßt, aber wie sie nun dort am Tische saß und sich mit ihren Gästen in scheinbar unbefangener Weise unterhielt, war es für Albertine deutlich erkennbar, daß die Mutter mit einer tiefinnerlichen Erregung kämpfte.

Als die Abendmahlzeit, die heute weit länger als gestern gedauert hatte, endlich vorüber war, die fremden Herren sich zurückgezogen hatten, und die Kinder noch einen Augenblick hinaus in's Freie sprangen, wollte Albertine, der es vor dem Hause zu kühl geworden war, rasch aus ihrem Zimmer droben im ersten Stocke ein Umschlagtuch herunterholen. Schon war sie an der Treppenbiegung angekommen, als sie hörte, wie die Thüre zum Zimmer des Obersten sich öffnete, und ihre Mutter in Begleitung des Letzteren heraus auf den Flur trat. Zögernd blieb Albertine stehen; wozu den Beiden gerade in die Hände laufen? Der Oberst würde sich wohl jedenfalls sehr bald wieder zurückziehen, nachdem er aus Höflichkeit seiner Wirthin ein paar Schritte das Geleit gegeben. Was aber in aller Welt mochte die Mutter so spät am

Abende überhaupt noch zu ihm geführt haben? Während ſie einen Moment darüber nachdachte, ſchlugen deutlich ein paar Sätze an ihr Ohr, die ihr vor Ueberraſchung das Blut in die Wangen trieben und jede Bewegung lähmten.

„Ich danke Ihnen nochmals, verehrte Frau, daß Sie mir die erbetene Unterredung hier oben, wo wir jedenfalls am ungeſtörteſten waren, gewährt haben," hörte ſie den Oberſt mit gedämpfter Stimme ſagen, „und danke Ihnen doppelt für den mir gewordenen Beſcheid. Sobald die Herbſtwaffenübungen vorüber ſind und ich Urlaub erhalte, werde ich von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch machen und wiederkommen. Sie glauben nicht, welche Sehnſucht nach einer glücklichen Häuslichkeit mich in dieſen letzten Tagen ergriffen hat! Und was Sie mir da zuletzt über Ihre Vermögensverhältniſſe mittheilen zu müſſen glaubten, kommt für mich wirklich gar nicht in Betracht; ich bin reich genug für uns Beide und ein halbes Dutzend Kinder noch dazu. Wenn ich ſie nur glücklich machen kann, das iſt die Hauptſache! Im Uebrigen bleibt es bei unſerer Abmachung, nicht wahr, verehrte Frau? Unverbrüchliches Schweigen bis zu dem Tage, wo ich Ihnen meine baldige Rückkehr anzeigen kann!"

Albertine hatte genug gehört; geräuſchlos glitt ſie die Stiege wieder hinab, aber ihr war, als müßten die Obenſtehenden das ſtürmiſche Pochen ihres Herzens vernehmen.

Auf eine einſame Bank draußen im Garten ließ ſie ſich wie im Traume niederſinken und verſuchte dort, ihrer Aufregung Herr zu werden. Hatte ſie denn die ſeltſamen

Worte wirklich vernommen, oder war es nur eine Täuschung ihrer Sinne gewesen? Die Mutter wollte sich zum zweiten Male verheirathen! — Natürlich, warum auch nicht? Sie war ja gar nicht so alt — erst acht- oder neununddreißig Jahre, und der finstere, hochmüthige Mann, wie ihn Theodor genannt hatte, würde vortrefflich zu ihr passen. — Der arme Theodor! Er würde die eiserne Hand des Stiefvaters jedenfalls am schwersten empfinden. Ein Stiefvater! Jetzt, wo sie Alle fast erwachsen waren! Albertine schauderte bei dem Gedanken. Wie man in seinen Jahren nur noch so verrückt sein konnte! Ganz weich und innig hatte seine Stimme geklungen, als er die Worte gesprochen: „Wenn ich Sie nur glücklich machen kann!“ Dann war freilich gleich der häßliche Nachsatz gekommen: „Ich bin reich genug für uns Beide und sechs Kinder noch dazu!“ Nicht einmal die Mühe, seine zukünftigen Kinder richtig zu zählen, hatte er sich genommen; sie waren doch, Gott sei Dank, nur fünf Geschwister, und Albertine wenigstens war fest entschlossen, von seinem großen Reichthume in keiner Weise Gebrauch zu machen. Für einen Stiefvater war sie nun doch zu alt, lieber wollte sie dem Haidhofe für immer Lebewohl sagen und auf gut Glück hinausgehen in die weite Welt!

Thörichtes junges Wesen! Hier war sie wieder angekommen bei ihrem alten Traumbilde, der trügerischen Fata morgana, die sie lockte und lockte in stillen Stunden, fort aus der alten Heimath, hinaus in's Weite — hinaus in's Leben!

Digitized by Google

Wochen waren inzwiſchen in's Land gegangen; die ſo lang beſprochenen und ſo raſch verflogenen Einquartierungstage hatten keine Spur zurückgelaſſen in dem weltvergeſſenen Erdenwinkel; nur der Herbſt hatte ſeitdem dort ſeinen Einzug gehalten, und wenn auch Sturm und Regen noch auf ſich warten ließen, es ging doch unverkennbar, trotz allen Sonnenſcheines, ein leiſes Sterben und Vergehen durch die Natur. Zwiſchen dem kurzen, gelblichen Gras der Haidhofer Wieſengründe ſchoſſen über Nacht die Herbſtzeitloſen zu Tauſenden in die Höhe, während die froſtigen Abendnebel alle anderen Blumen allgemach verdarben. Von den Bäumen des Obſtgartens, unter welchen der Oberſt damals geſeſſen hatte, fielen leiſe, leiſe die rothen und gelben Blätter auf den feuchten Raſen und bedeckten langſam Weg und Bänke, während an den kahl gewordenen Zweigen weiße Sommerfäden flatterten.

Eine böſe, düſtere Falte lag zwiſchen Albertinens Brauen, während ſie ihre Blicke über all' dieſe Vorboten des kommenden Winters hinſchweifen ließ und mit ihres Geiſtes Augen zugleich vorahnend in die Zukunft ſpähte. O, daß ſie noch immer, gleich einer Gefangenen, an der alten Scholle haftete, daß ſie nicht wußte, wie ein Ende zu machen, wie dem, was nun bald kommen würde, aus dem Wege zu gehen ſei. Mitten in ihren unerfreulichen Gedanken legte ſich plötzlich die braune, hartgearbeitete Hand der Mutter auf ihre Schulter.

„Ich habe heute einen Brief bekommen, Kind," ſagte Frau Bäumer mit etwas unſicherer Stimme, „und möchte gern mit Dir darüber reden."

Digitized by Google

„Jawohl, Mutter; ich kann mir denken, was Du mir mitzutheilen haſt; trotzdem habe ich all' dieſe Tage darüber geſchwiegen, auch gegen Theodor, obwohl es mir hart genug geworden iſt. Allein ich hatte ja kein Recht, Dein Geheimniß preiszugeben, bevor Du es Deinen Kindern freiwillig anvertrauen willſt."

„Da muß ich ja, wie es ſcheint, für Deine Verſchwiegenheit ſehr dankbar ſein! Nun höre aber, Albertine, und ſchwatze kein dummes Zeug! Es iſt ja möglich, daß Du Dir in Deinem romantiſchen Köpfchen etwas zuſammenkombinirt haſt, das der Wahrheit ziemlich nahe kommt, obwohl wir glaubten, Du ſeieſt noch völlig ahnungslos, man hält Euch Kinder von heutzutage ja ſtets für viel naiver, als Ihr wirklich ſeid; aber in wie fern Du dabei ‚mein Geheimniß' gewahrt haben willſt, oder weshalb die Sache ſofort den Kindern hätte mitgetheilt werden ſollen, das Alles iſt mir nicht ganz verſtändlich. Weshalb denn ‚mein Geheimniß'? Du wirſt doch nicht etwa denken, daß ich es dem Herrn Oberſten nahegelegt, ſich um meine Tochter zu bewerben? Oder was ſoll ſonſt von meiner Seite aus geſchehen ſein, für deſſen Geheimhaltung ich mich Dir verpflichtet fühlen müßte?"

Albertine ſtarrte ihre Mutter mit weitgeöffneten Augen in ſprachloſem Erſtaunen an. „Um mich ſich zu bewerben?" ſtammelte ſie endlich, „und ich vermuthete, Du ſelber wollteſt Dich zum zweiten Male verheirathen! Ich hörte es ja doch mit eigenen Ohren, wie er zu Dir ſagte: ‚Ich bin reich genug für uns Beide und ſechs Kinder noch dazu; wenn ich Sie nur glücklich machen kann.'"

Digitized by Google

Ein flüchtiges Lächeln und etwas wie ein Hauch von Röthe huſchte über Frau Bäumer's ernſte Züge.

„Klein geſchrieben das ‚ſie', meine Beſte!" erwiederte ſie dann mit ziemlich ſcharfer Stimme. „Das kommt davon, wenn man ſich zur Lauſcherin erniedrigt; eine ſolche Handlungsweiſe hätte ich Dir eigentlich gar nicht zugetraut!"

„Nichts lag mir ferner, als Eure Heimlichkeiten erlauſchen zu wollen," rief Albertine, während Zornesröthe in ihren vorher bleichen Wangen aufflammte. „Es iſt nicht meine Schuld, daß der Zufall mich in jenem Augenblicke in den Bereich Eurer Stimmen führte. Sage lieber, das kommt davon, wenn ſich die Leute nicht gleich an die richtige Adreſſe wenden! Hätte der Herr Oberſt ſich entſchließen können, mich, welche die Angelegenheit denn doch zunächſt betraf, von ſeinen Wünſchen zu unterrichten, ſo wäre jedes Mißverſtändniß vermieden worden, und die ganze Sache längſt erledigt."

„In der That," meinte Frau Bäumer mit etwas ſpöttiſchem Lächeln, „ſo raſch wäre alſo die Entſcheidung gefallen, wenn Herr v. Schließmann nicht die altmodiſche Geſchmackloſigkeit begangen hätte, ſich mit ſeiner Bitte zuerſt an Diejenige zu wenden, der er die ruhigere Ueberlegung zutrauen durfte? Und wie hätte dieſe Entſcheidung dann wohl gelautet, wenn es geſtattet iſt, eine ſo unbeſcheidene Frage überhaupt zu ſtellen?"

„Vermuthlich nicht weſentlich anders, als ſie jetzt lauten wird, wo ich mich, innerlich wenigſtens, ſeit Wochen daran gewöhnt habe, den Oberſten ſo halb und halb als

meinen künftigen Stiefvater zu betrachten. Sieh, Mutter," fügte sie plötzlich mit viel sanfterer Stimme hinzu, „damit ist wohl am besten Alles gesagt: ich kann doch einen Mann nicht heirathen, von dem ich es für möglich halten konnte, daß er mein Vater werden würde!"

„Dummes Zeug!" rief Frau Bäumer ungeduldig; „nun komm nicht zum zweiten Male zurück auf eine solche Thorheit! Ihr fünf Kinder habt reichlich dafür gesorgt, daß mir der Sinn nicht mehr nach Freien und Hochzeit steht! Sei nur einmal in Deinem Leben vernünftig, liebe Albertine, und höre ruhig an, was ich Dir nun zu sagen habe. Herr v. Schließmann hat seine Bitte in erster Linie mir vorgetragen, einestheils, weil sein Wiederkommen in unser Haus vorerst doch lediglich von meiner Einwilligung abhängt, anderntheils jedoch in der, wie ich fürchte, irrthümlichen Voraussetzung, es wäre mir, als Mutter, möglich, Deine Wahl in entscheidender Weise zu beeinflussen. Er war nun allerdings nicht in der Lage, wissen zu können, daß dieser Einfluß auf das Gemüth meiner Tochter ein so verschwindend geringer ist, daß ich denselben zu seinen Gunsten nicht verwerthen könnte, selbst wenn ich es gewollt hätte. So erübrigt mir nur, Dir die einfache Frage vorzulegen, in welchem Sinne ich Herrn v. Schließmann's Brief zu beantworten habe. Ich hoffe, Du wirst bei reiflicher Ueberlegung Dich dennoch meinen Wünschen fügen, und den Mann zum Gatten nehmen, den ich als Sohn von ganzem Herzen willkommen heißen könnte."

Ein Wirbel von Gedanken schwirrte durch das Haupt

des jungen Mädchens. Höchſte Ueberraſchung über eine Wendung der Dinge, die ſie nie für möglich gehalten, trotzige Auflehnung gegen einen Einfluß, dem ſie ſich von Kindheit auf nur ungern gebeugt hatte, kämpften in ihrem Innern mit dem heißen Wunſche nach einem gänzlichen Umſchwunge in ihren bisherigen Lebensverhältniſſen, mit einer leiſen, leiſen Stimme, die, ihr ſelber kaum vernehmbar, in ihrem tiefſten Herzen zu Gunſten dieſes Mannes ſprach.

Noch behielt der Trotz die Oberhand, und ſie erwiederte mit langſamer Betonung jeder Silbe: „Und wenn ich mich nun nicht entſchließen könnte, Deinen Wünſchen Folge zu leiſten?“

Die Züge der Mutter verfinſterten ſich. „Du irrſt Dich gewaltig, Albertine,“ ſagte ſie mit kalter Stimme, „wenn Du glaubſt, mich mit dieſer Drohung erſchrecken zu können. Die Entſcheidung über Deine Zukunft liegt allein bei Dir; ich verzichte darauf, irgend welchen Druck auf Dich auszuüben. Biſt Du wirklich thöricht genug, ohne den Schatten eines vernünftigen Grundes, blos aus kindiſchem Trotze ein Glück von Dir zu weiſen, das Dir das Leben ſicher nicht zum zweiten Male bietet, ſo thuſt Du es auf eigene Gefahr, und es werden nicht zwei Monate — was ſage ich — zwei Wochen in's Land gehen, bevor Du Deine Weigerung auf's Bitterſte bereuſt. Der Haidhof, liebes Kind, liegt weit ab von der großen Straße menſchlichen Verkehrs, ſeine Einkünfte ſind gering und werden ſich im Laufe der Zeit vermuthlich noch vermindern. Ich ſelber bin erſt neununddreißig Jahre alt

und muß, schon um Deiner Schwestern willen, wünschen, daß es mir vergönnt sein möge, noch lange als Herrin hier zu walten und Befehle zu ertheilen. Das wird Dir, Albertine, voraussichtlich von Jahr zu Jahr unerträglicher, unser altes Haus stets freudloser, unsere bescheidenen Mittel stets ungenügender erscheinen. Du gehörst nicht zu jenen Frauenseelen, die es als kein hartes Loos empfinden, in stiller Demuth, dem Heckenröslein gleich, ungesehen zu verblühen. Nun überlege Dir bis morgen, was Du zu thun gedenkst; hast Du den Muth, jenen trefflichen Mann, der Dir vertrauensvoll seinen Namen und seine Stellung bietet, von Dir zu weisen, und einer Zukunft, wie ich sie Dir eben schilderte, gefaßt in's Auge zu blicken, so wollen wir dies Herrn v. Schließmann unverzüglich mittheilen. Von meiner Seite soll Dich darum kein Wort des Vorwurfs treffen!"

Sie hatte völlig ruhig gesprochen, ohne merkliche Erregung, von Anfang bis zu Ende. „Ruhig wie die Vernunft," sagte Albertine mit bitterem Lächeln vor sich hin, während sie der Enteilenden nachblickte. Die Mutter war nicht böse, nein, nein, gewiß nicht; sie war nur anders geartet als sie selber, und eben darum wurde Albertinen das Zusammenleben mit ihr zuweilen so schwer. Wohl hatte sie Recht, es würde sich mit den Jahren nur immer schwieriger gestalten. Und hier bot sich unerwartet, ganz von selbst, ein Ausweg für das junge Mädchen. Mußte sie denn dem Schicksale nicht dankbar sein, daß es ihr diesen Mann in den Weg geführt hatte, den offenbar eine tiefe Leidenschaft unwiderstehlich in ihre Arme trieb? Wie

hätte er ſonſt den Abſtand der Jahre zwiſchen ſich und ihr ſo leicht vergeſſen, den Gedanken, um ſie zu werben, ſchon am zweiten Tage ihres Bekanntſeins faſſen können? Ein Gefühl des Stolzes ſchwellte plötzlich ihre junge Bruſt, daß er, der ernſte, vornehme Mann, der die Höflichkeit der jüngeren Offiziere ſtets in ſo gemeſſener Haltung, als etwas ganz Selbſtverſtändliches entgegennahm, nun bald als Bittender vor ihr ſtehen würde, vor ihr, einem linkiſchen, ſchüchternen, weltfremden Kinde. Es dämmerte ſogar in Albertinens unerfahrenem Köpfchen eine Ahnung auf von der Größe einer Leidenſchaft, die des Urtheils der Welt, die der eigenen grauen Haare ſpottet, und beſinnungraubend, unerbittlich wie das Schickſal, über einen Mann hereinbricht.

Dann tauchten auch andere, viel thörichtere Gedanken und Erwägungen in ihr auf; Erwägungen, welchen nur ihre achtzehn Jahre allenfalls zur Entſchuldigung dienen konnten. Was wohl die Leute in der Stadt ſagen würden über die Frau Oberſt? Albertine lächelte ganz wohlgefällig vor ſich hin während dieſer Träumereien. Und in der Stadt würde Theodor ſie alle Tage dann beſuchen können und nicht mehr ſo herablaſſend, wie mit einem einfältigen kleinen Mädchen, zu ihr reden. Dann erſt könnte ſie ihm zeigen, wie lieb ſie ihn eigentlich habe; ſie könnten zuſammen plaudern von alten Zeiten, und beim Abſchied würde ſie ihm freundlich zuflüſtern: „Höre, Theodor, wenn Du vielleicht Geld brauchſt — Ihr Studenten braucht ja immer Geld — ich habe in meiner Schatulle ein paar Rollen Dukaten liegen, für die ich

wirklich ſonſt keine paſſende Verwendung weiß!“ — Ja, ja, das würde herrlich ſein! Gewiß, die Hoffnung, ihrem Bruder die Univerſitätsjahre erleichtern und verſchönern zu können, trug ebenfalls dazu bei, ihr den Gedanken einer Verbindung mit Herrn v. Schließmann, der ihr im erſten Augenblicke als etwas völlig Unfaßbares erſchienen war, verlockender zu machen, denn Albertine war von Natur großmüthigen Sinnes und ſtets geneigt, Anderen Freude zu bereiten. So kam es denn, daß, als am nächſten Morgen die Mutter ſich erkundigte, was dem Oberſten für Beſcheid zu ſenden wäre, das junge Mädchen mit geſenkten Augen erwiederte, ſie möge ſchreiben, was ihr das Rechte dünke.

In zagender Beklommenheit, hin und her getrieben zwiſchen wechſelnden Gefühlen, wie ein Kind, das verſprochen hat, ſehr artig zu ſein, und noch nicht weiß, ob es das gegebene Verſprechen wird halten können, erwartete Albertine Herrn v. Schließmann's Kommen. Aber als dann endlich der gefürchtete Augenblick herannahte, als ſie den Erwarteten mit ſo glückſeligem Lächeln aus dem Wagen ſpringen und ihr entgegeneilen ſah, als ſich ſogar ihren unerfahrenen Augen die Wahrnehmung aufdrängte, wie das Glück ein Angeſicht verjüngen und verklären kann, regte ſich doch neben der Beklommenheit ein Gefühl der Freude, der Rührung in ihrem Herzen. Und rührend war es in der That mit anzuſehen, wie tiefe Gluth die gebräunten Wangen des ernſten Mannes bedeckte, während er Albertinens ſchlanke Geſtalt zum erſten Male in ſeine Arme ſchloß.

Was ihre ſtammelnden Lippen ſagten, er hörte es kaum in dem Taumel von Entzücken, der ihn erfaßte, als er ſeinen Mund auf den ihren preßte, als wollte er die heiße Gluth ſeiner Mannesleidenſchaft in ihre Kinderſeele hauchen, die jetzt dafür noch kein Verſtändniß hatte. Ihm war zu Muthe wie einem Trunkenen, der ſich zum erſten Mal in ſeinem Leben in gierigen Zügen an einem Becher feurigen Weines berauſcht und nicht mehr zu begreifen vermag, wie er ſo lange Jahre nüchtern bleiben konnte. Sie wollte die Seine werden, das holdſelige Geſchöpf, das hier an ſeiner Bruſt lag — war der Gedanke nicht unſagbares, unverdientes Glück! Ob ſie ihn liebe, hatte er zu fragen nicht den Muth gefunden; wie hätte er, mit ſeinem ergrauenden Haar, ſolches von einem Kinde, das noch in des Lebens Maitagen ſtand, jetzt ſchon erwarten dürfen? Aber er vertraute auf die Zeit und ſeine eigene tiefe Neigung. Hier war in ländlicher Stille, fern von dem Gifthauche großer Städte, eine liebliche Blume für ihn erblüht; ihr Herz war unberührt, rein wie ein weißes Blatt — warum ſollte es ihm nicht vergönnt ſein, ſeinen Namen auf dieſes weiße Blatt zu ſchreiben? Dieſe Gunſt durfte er doch erwarten vom Schickſale, das, was es ihm auch ſonſt beſcheert im Leben, das Geſchenk einer reinen Frauenliebe ihm bis heute niemals zugewendet hatte.

---

Es war Herrn v. Schließmann's dringender Wunſch geweſen, daß die Hochzeit noch zu Anfang des Winters gefeiert werde. Hausfrauliche Einwendungen von Seiten ſeiner künftigen Schwiegermutter hatte er nicht gelten

lassen wollen, sondern nur lächelnd bemerkt, während er seine Hand zärtlich über das wellige Haar seiner schönen Braut gleiten ließ, das Alles seien Nebendinge, in seinen Augen kaum der Beachtung werth, und wenn auch Albertine allenfalls noch einige Zeit zuwarten könnte, bevor sie ihre jungfräulichen Locken unter der Frauenhaube berge, für ihn selbst seien der Tage des Glückes voraussichtlich nicht mehr so viele, daß er deren muthwillig noch mehr verscherzen wolle.

So wußte es denn der Oberst, ohne viel Worte zu machen, ja ohne selbst auch nur an Ort und Stelle anwesend zu sein, mit der ihm eigenen zähen Energie durchzusetzen, daß zu Anfang November alle Vorbereitungen zur bevorstehenden Vermählung auf dem Haidhofe beendigt waren. Der Bräutigam hatte sich erst am Abende vor der Hochzeit von seinen Dienstespflichten in der Garnison losmachen können, so war für Abschiedsfeierlichkeiten in der Familie wenig Zeit geblieben. Bei der Trauung bildeten der Bürgermeister und der Schullehrer des nächsten Dorfes die Zeugen; der alte Pfarrer vollzog die kirchliche Ceremonie, die fast ebenso rasch vorüberging, wie das kleine, im engsten Familienkreise nachher abgehaltene Festmahl.

Wie im Traume verlebte Albertine die kurzen Stunden dieses Hochzeitmorgens, wie im Traume wandelte sie zur Kirche und von da zurück zum Hofe. Es kam ihr selber gar nicht zum Bewußtsein, daß sie eigentlich der Mittelpunkt all' dieser Festlichkeiten sei, so unendlich seltsam war ihr zu Muthe. Die Mutter schloß sie beim Abschied

von der alten Heimath inbrünſtig in die Arme, und flüſterte ihr warme Liebesworte und Ermahnungen zu, die kleinen Schweſtern umſtanden ſie in ſcheuer Ehrfurcht, wie eine ihnen plötzlich fremd gewordene Erſcheinung, die Dienſtboten ſtreckten ihr alle noch treuherzig die ſchwieligen Hände entgegen; ſie hörte und ſah das Alles nur wie durch einen dichten Nebelſchleier aus weiter Ferne. Nichts ſchien ihr lebendige Wirklichkeit, als die hohe Geſtalt des Mannes an ihrer Seite, der ihr nun in den Wagen half und mit glückſtrahlenden Augen an ihrer Seite Platz nahm.

Draußen wirbelten nach langen Regentagen die erſten Schneeflocken vom grauen Novemberhimmel und zerfloſſen langſam an den dunſtigen Wagenfenſtern. Die ganze Landſchaft ſah ſo düſter und trübſelig aus, daß ſich bei ihrem Anblicke das Herz der jungen Frau unwillkürlich zuſammenkrampfte. Schaudernd drückte ſie ſich in die Wagenecke und ein Thränenſchleier verhüllte ihr Geſicht.

Ihr Gatte ſprach kein Wort und doch ſchmerzten ihn ihre Thränen in tiefſter Seele; er war der Frauen und ihrer Art zu ungewohnt und maß ihrem Leide wohl größere Bedeutung zu, als es im Grunde hatte. Er mußte ſich Gewalt anthun, um nicht die Tropfen wegzuküſſen, die langſam über ihre Wangen perlten; ein Gefühl ſtummer Scheu hielt ihn davor zurück, ſie jetzt in ſeine Arme zu ſchließen und ihr thränenüberſtrömtes Angeſicht mit Küſſen zu bedecken, wie er in den erſten Tagen ſeines Bräutigamsjubels oft gethan. Mit welchem Gefühl der Seligkeit war er zu ihr in den Wagen ge-

ſprungen, wie hatte die Wonne dieſes Augenblickes ſeit Monaten ihm vorgeſchwebt in den ſchlafloſen Stunden ſo mancher Nacht — und nun konnte ſie weinen über etwas, das ihn ſo glücklich machte! Er empfand ihre Thränen faſt wie eine Kränkung. Ein Gefühl zornigen Weh's ſchnürte ihm die Kehle zu; ſtumm fuhren ſie weiter. Von Zeit zu Zeit nur hüllte er die Reiſedecke feſter um ihre Füße, denn es war bitter kalt in der ſchlechtſchließenden alten Poſtkutſche, die ſie bis zur Erreichung der erſten Bahnſtation benützten mußten, und ſo oft das Fenſter an ſeiner Seite von trübem Hauche überzogen war, fuhr er langſam mit der Hand über die Scheiben und ſah dann nachdenklich dem Spiele der tanzenden Schneeflocken zu. Endlich faßte er ſanft Albertinens beide Hände.

„Du mußt nicht ängſtlich vor mir zurückſchrecken, mein armes Kind," ſagte er bittend und blickte ganz verzagt in ihr bleiches Geſicht mit den ſchüchtern niedergeſchlagenen Augen. „Ich will ſehr gut gegen Dich ſein, glaube mir, Albertine, denn ich habe Dich unendlich lieb. Nur Eines hoffe und erwarte ich von meiner Frau: die Leute werden mich einen verliebten alten Thoren ſchelten; an Dir iſt es, der Welt zu zeigen, daß ich in meiner Wahl kein Thor geweſen bin!"

---

Durch eine der nächtlich ſtillen Straßen der Hauptſtadt rollte noch zu ſpäter Abendſtunde ein Miethwagen, um vor einem großen Hauſe anzuhalten, an dem kein erleuchtetes Fenſter mehr den ſpäten Ankömmlingen freundlichen Willkomm verhieß. Nach ein paar Sekunden ver-

Digitized by Google

geblichen Wartens, ob kein Anderer ihm diese Mühewaltung abnehmen würde, entschloß sich der Kutscher endlich, vom Bocke zu springen und den Schlag zu öffnen.

„Nun, gnädiger Herr," rief er achselzuckend, „hier unten scheint sich ein- für allemal nichts rühren zu wollen! Jetzt frägt sich's nur, wie wir den großen Koffer über die Treppe hinauf kriegen sollen, wenn weiter Niemand zur Hand ist."

Aus dem Innern des Wagens drang etwas, wie ein unverständlich gemurmelter Fluch, dann sprang die hohe Gestalt eines Mannes hastig daraus hervor, der mit einem zurückgeworfenen: „Entschuldige die lästige Verzögerung, liebste Albertine," auf die geschlossene Hausthüre zuschritt und dort förmlich Sturm zu läuten begann. Nachdem nun abermals einige peinliche Minuten verflossen waren, hörte man endlich Tritte die Stiege herunter kommen, der Schein einer Lampe fiel durch die bunten Scheiben des Oberlichtes, ordentlich widerwillig drehte sich der Hausschlüssel im Schlosse, und in der Thürspalte, vorsichtig auslugend, erschien etwas, das man im ersten Augenblicke ebenso gut für ein wanderndes Bündel von Shawls und Umschlagtüchern, als für eine menschliche Gestalt hätte halten können, wenn nicht bei näherem Zusehen aus dem oberen Theile der schützenden Hüllen ein paar scharfe, unfreundliche kleine Augen und eine ebenso scharfe, aber ziemlich große Nase zum Vorschein gekommen wären.

„J du meine Güte, der Herr Oberst! Heute schon und noch so spät, bei nachtschlafender Zeit?" klang es in

ſcheinbar ſehr überraſchtem Tone von den Lippen der alten Dienerin, und ein leichtes Schwanken der in ihrer Hand befindlichen Leuchte ſollte wohl andeuten, daß ſie im erſten Augenblicke nicht übel Luſt gehabt, vor Schrecken die Lampe auf den Boden fallen zu laſſen.

„Ja, Lene, ich weiß wirklich nicht, was das Alles heißen ſoll," entgegnete der alſo Begrüßte mit ſehr ungnädiger Stimme. „Die Treppe nicht erleuchtet, wie ich es ausdrücklich befohlen, mein Burſche nicht zur Hand, um die Koffer abzunehmen, und Sie ſelber augenſcheinlich erſt aus den Federn aufgeſchreckt! Meine Frau muß einen guten Eindruck von der Wirthſchaft hier im Hauſe empfangen! Haben Sie denn meinen Brief nicht rechtzeitig erhalten?"

„Doch, doch, gnädiger Herr! Der iſt heute Morgen richtig angekommen," erwiederte die Alte, während ein böſer Blick, an dem Oberſten vorbeigleitend, nach dem außen in der Dunkelheit harrenden Wagen ſpähte; „aber meine dummen alten Augen müſſen mir da wohl wieder einen ſchlimmen Streich geſpielt haben! Der Herr Oberſt wiſſen ja, daß ich Geſchriebenes meiner Lebtage nur ſchwer habe leſen können, und nun gar die Schriftzüge des Herrn Oberſten, die ſo wirr und kraus ſind! Ich hatte mir ſo deutlich ‚Mittwoch Abend zwiſchen neun und zehn Uhr' herausbuchſtabirt, und da wäre dann auch Alles zum Empfang in der ſchönſten Ordnung geweſen. Ich wollte ſogar die Schlafzimmerthüre mit Tannenguirlanden und einem Willkommgruße verzieren —"

„Na, nun erſparen Sie mir gütigſt die Aufzählung

Ihrer morgigen Empfangsfeierlichkeiten," unterbrach ſie ihr erzürnter Dienſtherr mit ziemlich barſcher Stimme. „Da ſoll ja doch —! Jetzt ſetzen Sie Ihre Lampe gefälligſt auf die Erde und helfen Sie dem Kutſcher unſer Gepäck wenigſtens in den Hauseingang ſchaffen, wo es bis morgen früh ſtehen bleiben mag, damit der Mann endlich abgefertigt werden kann und meine Frau in ein warmes Zimmer kommt."

„Es iſt nur leider in der ganzen Wohnung nirgends eingeheizt," meinte Lene mit kläglicher Stimme, während ſie ſich anſchickte, Herrn v. Schließmann's Befehlen nachzukommen.

Er hatte ſich nun wieder der offenen Wagenthüre zugewandt, um ſeiner jungen Frau beim Ausſteigen behilflich zu ſein, die in ſchweigender Verwunderung dem Geſpräche zugehört hatte. Ihr ſchien hier ſo offenbare Böswilligkeit vorzuliegen, daß ſie nicht begreifen konnte, wie ihr Gatte ſolchen durchſichtigen Entſchuldigungen auch nur einen Augenblick Glauben beimeſſen mochte.

„Du mußt während unſerer Verhandlungen halb erſtarrt ſein, mein armes, liebes Herz," flüſterte er leiſe, ihre kalten Hände in die ſeinen nehmend, als er nun mit ihr über die Schwelle ſeines Hauſes trat. „Verzeih' das thörichte Mißverſtändniß und den unfreundlichen Empfang! Du mußt vorerſt große Nachſicht haben mit meiner Junggeſellenwirthſchaft. Das wird nun Alles beſſer werden, wenn eine verſtändige kleine Frau im Hauſe iſt. Meine alte Lene iſt ja in vielen Dingen eine treffliche Perſon, aber fürchterlich beſchränkt in Allem,

Digitized by Google

was über Putzen und Kochen hinausgeht. Uebrigens ist sie selber offenbar ganz untröstlich über den stattgehabten Irrthum."

Albertine wollte es nun freilich scheinen, als ob die Untröstlichkeit der Wirthschafterin genau so glaubwürdig sei, wie die traurige Geschichte von ihren „dummen alten Augen", die doch noch so merkwürdig scharf den Leuten in's Gesicht blicken konnten, allein sie hütete sich wohl, solchen Gedanken Ausdruck zu geben, und schritt am Arme ihres Gatten wortlos die frostige, breite Treppe hinauf, welche zu ihrer Wohnung führte. Sie fühlte sich so abgespannt und müde von der langen, kalten Fahrt, so durchaus ruhebedürftig, daß sie seit Stunden das Ziel ihrer Reise sehnsüchtig herbeigewünscht hatte, und nun, da es erreicht war, quoll ihr ein Gefühl schmerzlichster Wehmuth in's Herz.

Sie hatte sich ihren Einzug in die neue Heimath so ganz anders vorgestellt, so viel freundlicher und glänzender, daß sie sich nun plötzlich zwischen dem ihr fast noch fremden Gemahle und der jedenfalls feindlich gesinnten Wirthschafterin entsetzlich einsam und verlassen vorkam. Wie hilfesuchend irrten ihre Augen über den dunklen, kahlen Flur, um dann fragend an dem mürrischen Gesicht der Alten hängen zu bleiben, welch' Letztere die neue Herrin eben mit prüfenden Blicken musterte. Ein tröstender Gedanke durchzuckte in diesem Augenblicke Albertinens Haupt.

„Ist mein Bruder Theodor nicht hier gewesen, um sich nach der Zeit unserer Ankunft zu erkundigen?" fragte sie mit sanfter Stimme.

„Es kommen den ganzen Tag über oft ſo viele Leute, die nach dem gnädigen Herrn fragen," meinte Jungfer Lene, bedächtig den Kopf hin und her wiegend. „Es iſt wohl geſtern ein junger Menſch hier geweſen, der ſich nach der Ankunft der Herrſchaften erkundigte, aber da er mir weder ſeinen Namen ſagte, noch mittheilte, was er wünſche —"

„Nun, wenn der ‚junge Menſch' wiederkommt," unterbrach ſie Albertine mit zornbebenden Lippen, „dann ſchicken Sie ihn nur getroſt zu mir; mir wird er ſeinen Namen und ſeine Wünſche dann wohl anvertrauen."

Die Regung des Zornes, die das unfreundliche Benehmen der alten Dienerin in ihr wachgerufen, that Albertinen ordentlich wohl; ein Hauch von Wärme hatte ſich dabei über ihr froſtiges Geſicht ergoſſen.

Als nun endlich im Eßzimmer die Lampe angezündet worden und ein luſtiges Feuer im Ofen praſſelte, deſſen Wärme die froſtige Temperatur des Gemaches allmählig zu weichen begann, am Nebentiſche das beginnende Summen des Theekeſſels freundliche Ausſicht auf einen heißen Trank gewährte, ſchien auch die leichte Mißſtimmung der Ehegatten langſam zu verfliegen. Der Oberſt war zu ſeiner jungen Frau getreten, die nahe am Ofen ſtand, hatte ihr ſchönes Haupt zwiſchen ſeine beiden Hände genommen und blickte ihr lächelnd in die Augen.

„Arme kleine Frau, kaum von der Hochzeitsreiſe heimgekehrt und ſchon der erſte Aerger! Wie manchen Strauß wirſt Du mit der thörichten Perſon noch durchzufechten haben, wie manches unbedachte Wort von ihr

Digitized by Google

verzeihen müſſen, falls Du Dich nicht dennoch zu dem entſchließen willſt, was ich Dir gleich zu Anfang unſerer Verlobung vorgeſchlagen habe: zu einer Kündigung."

Albertine ſchüttelte das Haupt.

„Nein, nein!" erwiederte ſie faſt ängſtlich, „ich werde nach und nach ſchon mit ihr zurechtkommen; um meinetwillen ſoll Niemand aus liebgewordenen Verhältniſſen verdrängt werden. Zudem kann ich ſie gar nicht entbehren; wie ſollte ich ſonſt zurechtkommen in dem fremden Haushalte, in der fremden Stadt."

„Solche Dinge muß man nicht zu ſchwer nehmen, liebes Kind," ſagte der Oberſt munter und verſuchte die leichte Falte fortzuſtreichen, die noch immer zwiſchen Albertinens Brauen lag. „Unſer Haushalt iſt nicht groß, ich bin ein anſpruchsloſer Mann, leicht zufriedengeſtellt, wenn ich nur vom Knarren der Wirthſchaftsmaſchine nicht zu viel zu hören bekomme und beim Nachhauſekommen ein freundliches Geſicht ſehe. Sieh, liebes Herz, das iſt's, worauf ich mich vor Allem freute, eine fröhliche, anmuthige kleine Fee um mich zu haben in jenen kurzen Stunden, die der leidige Beruf nicht für ſich in Anſpruch nimmt. Denn die ſüßen, flüchtigen Wochen, in welchen ich nur Dir leben durfte, in welchen ich an nichts zu denken brauchte, als an Deinen Liebreiz, mein holdes Weib, ſind leider nun vorüber, und der Dienſt, die Arbeit treten von Neuem in ihre Rechte!"

Ja, der Dienſt trat wieder in ſein volles Recht; mehr als ſein Recht, wie Albertine manchmal bitter dachte. Der gute Oberſt, in ſeiner Unkenntniß der Frauen, in

jener völligen Hingabe an einen Beruf, der ihm durch Jahre lange Gewohnheit zum wahren Lebensbedürfniſſe geworden, hatte ſich das Alles furchtbar einfach zurechtgelegt: erſt pünktliche Erfüllung aller militäriſchen Pflichten, und in den Erholungsſtunden — die kleine Frau! Aber der Erholungsſtunden ſind wenige, und der Dienſt iſt eine eiferſüchtige Gottheit, die ſich von einer ſchönen Frau faſt ſo wenig abmarkten läßt, wie eine herrſchſüchtige alte Wirthſchafterin von ihren häuslichen Gerechtſamen. Täglich, ſtündlich ſtieß ſich die arme Albertine an jenen beiden, gleich unbeugſamen Gewalten, über welche ſie nur ſo geringe Macht zu gewinnen vermochte, und der Oberſt war, wenn er des Abends dann oft müde und verdrießlich nach Hauſe kam, manchmal ſchmerzlich überraſcht, nicht das ſonnige Geſicht vorzufinden, von dem er in ſeinen Bräutigamstagen ſehnſuchtsvoll geträumt. Er ſuchte den Grund hierfür, zu ſeiner eigenen Qual, an falſcher Stelle. Sie langweilte ſich an ſeiner Seite, er war zu alt für ſie: ſo ſagte er ſich ſelbſt mit unendlicher Bitterkeit, vielleicht zu alt zum Glücke überhaupt! Und dieſe Angſt, zu alt zu ſein für ſeine junge Frau, ſie nicht ſo glücklich gemacht zu haben, wie er gewünſcht hätte, ließ den urſprünglichen, düſteren Ernſt ſeines Weſens nur noch ſchärfer hervortreten. Er wollte ſie nicht darunter leiden laſſen, gewiß nicht; ſie ſollte die Zerſtreuungen haben, wonach ihre Jugend verlangte, ſie ſollte ſo viel als möglich mit ihrem Bruder Theodor verkehren, deſſen Gegenwart in ſeinem Hauſe er allzeit willig ertrug, obwohl ihm der junge Mann mit den von den ſeinigen ſo

grundverschiedenen Anschauungen und Prinzipien, die er vor dem so viel älteren Schwager nicht gerade immer in schonender Weise kundgab, persönlich nicht sehr sympathisch war. Er gewöhnte sich an ihn, um Albertinens willen, wie er sich nach und nach an den ihm anfangs fast unerträglichen Gedanken gewöhnte, seine Frau im kommenden Karneval in die Geselligkeit der Hauptstadt einzuführen. Albertine sollte auf Bälle gehen — warum auch nicht! War es etwa ein stichhaltiger Gegengrund, daß ihm derartige Vergnügungen stets ein Greuel gewesen? Nein, nein, es durfte ihr nicht zum Bewußtsein kommen, welche Kluft die Jahre zwischen ihren Wünschen und den seinigen gegraben hatten, das wenigstens sollte sie nie erfahren!

So erkannte Albertine nicht einmal das Opfer, das die tiefe Neigung ihres Mannes ihr in diesem Falle schweigend brachte, und schritt ahnungslos, mit rosig angehauchten Wangen und niedergeschlagenen Augen, schüchtern und selig zugleich, wie ein richtiges junges Backfischlein, an Herrn v. Schließmann's Arm die teppichbelegten Stufen hinauf, die zum festlich erleuchteten Ballsaale führten. Sie gewahrte nichts von den bewundernden Blicken, die sich von allen Seiten auf die liebliche Erscheinung hefteten, in den ersten Augenblicken unsäglicher Beklommenheit verschwamm Alles um sie her in eine einzige Wolke von Licht, Glanz und schimmernden Gewändern, aus der sich nur da und dort vereinzelte Gestalten im einfachen Civil als dunkle Punkte abhoben.

Albertinens junge Brust hob sich in kindischem Jubel.

Ja, das war das Leben, von dem ſie einſt geträumt, draußen auf dem ſtillen Haidhofe; ſo glänzend hatte ſie ſich damals die Menſchen und die Räume in großen Städten vorgeſtellt; jetzt durfte ſie endlich einmal ſchauen, was ihrer Kinderphantaſie nur dunkel vorgeſchwebt!

„Herr Oberſt, darf ich um die Ehre bitten, der gnädigen Frau vorgeſtellt zu werden?“ — „Gnädige Frau werden doch jedenfalls tanzen?“ — „Um welche Tour darf ich ergebenſt bitten?“ — „Geſtatten Frau Oberſt, daß ich mir ein Plätzchen auf Ihrer Karte ſichere?“ ... Ein Schwarm von fremden Menſchen, von Fragen, von Namen, die ſie nicht behalten konnte, ſchwirrte ihr vor Augen und Ohren. Es war wie ein wogendes Meer, aus dem nur die hohe, ernſte Geſtalt Herrn v. Schließmann's unbeweglich aufragte. Bei jedem neuen Tänzer wandte ſie ſich mit anmuthiger Geberde, halb bittend, halb fragend, nach ihm zurück, um aus ſeinen Mienen die Richtſchnur für ihr Gewähren oder Verſagen abzuleſen. Endlich nahm der Oberſt ihr lächelnd Tanzkarte und Bleiſtift aus der Hand und zog auf der erſteren irgendwo einen dicken Strich. „Bis hierher, liebes Kind,“ ſagte er freundlich, aber beſtimmt, „weiter wollen wir für heute Abend nicht engagiren. Wir müſſen doch erſt ſehen, wie Dir die ungewohnte Anſtrengung zuſagt, und wie Du Dich auf dem ſchlüfrigen Parquet des Ballſaales bewähren wirſt.“

„Anſtrengung?“ dachte Albertine bei ſich ſelber, während ſie nach den rauſchenden Klängen der prächtigen Militärmuſik am Arme ihres erſten Tänzers — den ſie

übrigens kaum angesehen hatte — dahinschwebte; „wie kann man so etwas ‚Anstrengung' heißen?"

Das war freilich ein anderes Tanzen, als daheim auf dem Haidhofe, wenn sie manchmal, während der Faschingszeit, in der Wohnstube den großen Eßtisch bei Seite gerückt hatten und ein wenig herumgehüpft waren, sobald der Herr Lehrer bei seinen zeitweiligen Besuchen sich dazu herbeiließ, den Mädchen auf dem alten, dünnstimmigen Klavier ein paar Tänze aufzuspielen. Albertine war so völlig versunken in diesen neuen Genuß, daß sie, wie alle sehr jungen Mädchen, nur wenig darauf achtete, an wessen Arm sie gerade durch den Saal flog. Offiziere und Civilisten, ältere und jüngere Herren, das galt ihr völlig gleich; ein wahrer Taumel des Vergnügens hatte sie ergriffen: sie tanzte, tanzte, tanzte!

Schon war der Abend ziemlich weit vorgerückt, und während der Oberst, kurz vor der Pause, sich mit einigen Bekannten in die Eßsäle begeben hatte, um dort Plätze zu belegen, ereignete sich im Ballsaale mit seiner Frau oder vielmehr ihrem derzeitigen Tänzer ein kleiner Unfall. Derselbe hatte das Unglück, bei einer etwas raschen Wendung auszugleiten, und statt genug Geistesgegenwart zu besitzen, seine Dame sofort loszulassen, riß er diese ziemlich heftig mit sich zu Boden. Da sich der unangenehme Vorfall in einer verhältnißmäßig leeren Saalecke zugetragen hatte, und überdies die meisten der nicht tanzenden Herren bereits in den Restaurationslokalitäten verschwunden waren, fand derselbe nur wenig Zuschauer, aber freilich auch nur wenig hilfbereite Hände. Ein

junger Offizier, der ein paar Schritte entfernt einsam an einer Säule lehnte und unermüdlich an seinem stattlichen, hellblonden Schnurrbarte drehte, während seine übermüthigen, lachenden Augen über die vorbeiwirbelnden Paare hinglitten, sprang herzu, um Albertinen beim Aufstehen die Hand zu bieten. Auch ihr ungeschickter Tänzer war rasch wieder auf den Beinen und wollte eben, mit einer verlegen gestammelten Entschuldigung, von Neuem den Arm seiner Dame ergreifen, um den Schauplatz seiner Niederlage so bald als möglich zu verlassen, als der junge Offizier sich zu ihm neigte und ihm einige Worte in's Ohr flüsterte, die jedenfalls auf seine Toiletteverhältnisse Bezug hatten, denn ein bestürzter Blick des jungen Mannes glitt an seinem Anzuge hinab, dann wendete er sich hastig zu seiner Tänzerin.

„Verzeihung, meine Gnädige! In zwei Minuten stehe ich wieder zu Ihrer Verfügung. Der Herr Lieutenant hier wird sich jedenfalls ein Vergnügen daraus machen, Sie zu Ihrem Platze zurückzubegleiten ... Ich bin Ihnen für Ihre Freundlichkeit zu größtem Danke verpflichtet, mein Herr!"

Mit gerötheten Wangen und einer flüchtigen Verbeugung empfahl sich der also von seinem Unstern Verfolgte und gewann in zwei Sprüngen die Ausgangsthüre.

Albertine war im ersten Augenblicke von ihrem Sturze ein wenig betäubt gewesen und auch viel zu verwirrt, um ihrem neuen Beschützer vorerst besondere Aufmerksamkeit zu schenken; eifrig bemüht, mit ihrem Spitzentuche die Staubflecken von ihren weißen Handschuhen einigermaßen

zu entfernen, nahm sie, ohne aufzusehen, den Fächer wieder in Empfang, der ihr entfallen war.

„Nach welcher Richtung des Saales befehlen das gnädige Fräulein geführt zu werden?“

Sie erhob rasch das Haupt bei der ungewohnten Anrede; ein paar Sekunden lang ruhte ihr Blick auf der stattlichen Gestalt des jungen Offiziers, auf seinen regelmäßigen Zügen und blitzenden Augen; dann senkten sich unwillkürlich ihre dunklen Wimpern auf die Wangen herab, die purpurne Gluth jählings übergoß. Fürwahr, noch nie in ihrem Leben hatte sie so den Eindruck sieghafter Mannesschönheit empfangen, wie in diesem Augenblicke! Wie unbedeutend erschien ihr im Geiste ihr hübscher Bruder Theodor, der bis heute für sie gewissermaßen ein Schönheitsideal gewesen, neben dieser hohen Gestalt mit dem Apollokopfe auf den Schultern eines Mars!

Auch der junge Offizier blickte überrascht auf die bezaubernde Erscheinung, die ihm ein freundlicher Zufall hier unversehens in die Arme geführt. Wie anmuthig hoben sich die jugendlichen Schultern, der schlanke Kinderhals aus einer Wolke rosig-duftenden Gewebes, wie entzückend war das Geranke wilder Heckenrosen, das sich durch die braunen Locken schlang, wie verführerisch der halbgeöffnete rothe Mund, der wie geschaffen schien zum Lächeln und zum Küssen!

„Wer mag das liebliche Kind wohl sein?“ Dieser Ausruf schien auf seinen Lippen zu schweben, während er der Antwort auf seine Frage harrte. Bevor dieselbe noch

Digitized by Google

erfolgte, ſagte er haſtig: „Mein Gott, verehrtes Fräulein, eben entdecke ich, daß Sie hier am linken Arme bluten! Sie müſſen ſich im Fallen am Ellenbogen die Haut geſchürft haben, oder hat Ihr eminenter Tänzer vielleicht Sporen getragen?"

Die junge Frau blickte jetzt, mehr ärgerlich als erſchrocken, auf den verletzten Arm und tupfte mit dem Tuche vorſichtig die Bluttropfen weg, die an der lebhaft gerötheten Stelle langſam hervorſickerten. „Es iſt zu albern, im Ballſaale zu fallen," murmelte ſie unmuthig.

„Ein Schickſal, das uns ein oder das andere Mal faſt Alle trifft," meinte er lächelnd. „Aber, mein Fräulein, das ſollten Sie nicht thun," fügte er verweiſend hinzu und legte leiſe ſeine Hand auf ihre Rechte, die das Tuch auf die Wunde drückte. „Ihr Taſchentuch iſt vorhin ſehr ſtaubig geworden; es klebt daran zu viel von dem häßlichen Niederſchlag des ſchimmernden Feſtſaales, und Sie könnten auf dieſe Weiſe an einer ſehr harmloſen Verletzung eine bedeutende Entzündung hervorrufen."

Albertine hatte unter der Berührung dieſer fremden Hand unwillkürlich zuſammengezuckt und ſofort den Arm ſinken laſſen.

„Lieber Gott, was ſoll ich ſonſt thun?" ſagte ſie unſchlüſſig. „Ich kann nicht gut das hervordringende Blut auf mein Kleid abtropfen laſſen, und anderweitige Verbandmittel ſind mir in dieſem Augenblicke leider nicht zur Hand."

„Doch, doch, mein gnädiges Fräulein! Ich trage für dergleichen kleine Unfälle ſtets Pflanzenpapier in meiner

Digitized by Google

Tasche; wenn Sie gefälligst mit mir in die zwei Schritte entfernte Konditorei eintreten wollten, damit wir die verletzte Stelle vorerst etwas mit frischem Wasser behandeln und dann zukleben können —"

Sie nickte zustimmend und sagte leise: „Sie sind sehr gütig, mein Herr!"

Der junge Offizier stand dicht an ihrer Seite, während sie den langen Handschuh abknöpfte und schweigend den dünnen Wasserstrahl über ihren Arm gleiten ließ. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er jede ihrer Bewegungen und schien in dem kleinen Abenteuer einen ganz besonderen Reiz zu finden.

„Nun ist leider wieder Alles in Ordnung, verehrtes Fräulein," sprach er lächelnd, nachdem die kleine Wunde von Albertine zugeklebt worden. „Ich sage ‚leider', da nun, wie ich fürchte, meine Ritterdienste sehr bald zu Ende sein werden; noch ein paar kurze Augenblicke, und das Glück dieser flüchtigen Begegnung ist dahin, aber nicht für immer, wie ich hoffe. Ich werde Sie wiedersehen auf anderen Bällen des heurigen Karnevals? . . . O bitte, liebes Fräulein, sagen Sie, daß ich Sie wiedersehen werde!"

Eben als Albertine die Lippen öffnen wollte, um jetzt endlich einen Irrthum richtig zu stellen, in dem der junge Offizier über ihre Person befangen war, und den sie während ihres kleinen Unfalles ganz vergessen gehabt, erklang plötzlich Herrn v. Schließmann's Stimme am Eingange zur Konditorei: „Aber, bestes Kind, wo bist Du hingerathen? Eben erst erfuhr ich von dem kleinen Mißgeschicke, das Euch betroffen, und daß Dich Herr v. Bohlen

im Schutze eines Offiziers zurücklaſſen mußte, deſſen Name ihm nicht bekannt war."

Der Oberſt blickte bei dieſen letzten Worten mit etwas hochmüthig fragender Geberde zu dem jungen Offizier hinüber, der es gewagt hatte, einige Minuten länger, als unbedingt nothwendig geweſen, an der Seite ſeiner Frau zu verweilen.

„Um Vergebung, Herr Oberſt," ſagte dieſer, ſich in ſtramm militäriſcher Weiſe vor ſeinem Vorgeſetzten verbeugend, „es liegt kein Grund zu weiterer Beſorgniß vor. Die Verletzung Ihrer Fräulein Tochter war eine ſo unbedeutende, daß meine Samariterdienſte durchaus keine Schwierigkeiten boten. Darf ich mir übrigens die Ehre geben, mich dem Herrn Oberſt vorzuſtellen? Lieutenant Baron Brunn."

„Es freut mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen, Herr Lieutenant," antwortete Albertinens Gatte mit ſo eiſiger Stimme, daß über die Größe und Aufrichtigkeit ſeiner Freude kein Zweifel herrſchen konnte, und ein grimmiger Zug lagerte ſich um ſeinen Mund. „Ich bin der Oberſt v. Schließmann, und dieſe Dame hier, die, wie ich ſehe, Ihre koſtbare Zeit leider über Gebühr in Anſpruch nehmen mußte, iſt meine Frau."

Dunkle Gluth färbte bei den Worten des Oberſten gleichzeitig Albertinens Wangen, wie die des jungen Offiziers, und der Mißgriff, mit dem er, wie er wohl fühlte, die Gunſt eines Vorgeſetzten von vorn herein verſcherzt haben mußte, raubte ſogar dem weltgewandten Baron momentan die Faſſung.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," stammelte er verwirrt, und sein schönes Gesicht trug ein paar Sekunden lang den Ausdruck hilfloser Verlegenheit; „ich bitte tausendmal um Entschuldigung ... die große Jugend der gnädigen Frau ..."

„Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen, Herr Lieutenant," unterbrach ihn der Oberst mit etwas spöttischem Lächeln; „geben Sie sich weiter keine Mühe! Die große Jugend der gnädigen Frau und meine grauen Haare ... mein sehr verehrter Herr Baron, das können Sie auch mit zweitausend Entschuldigungen nicht wieder gut machen!"

Die Worte hatten scherzhaft klingen sollen, und die Art und Weise, in welcher Herr v. Schließmann die Hand des jungen Offiziers schüttelte, sah ganz verbindlich aus; trotzdem verblieb diesem Letzteren die deutliche Empfindung, als ob der Humor nicht eben des Obersten stärkste Seite sei. Einen letzten leuchtenden Blick sandte er der jungen Frau nach, die jetzt am Arme ihres Gatten unter dem Säulengange des Ballsaales verschwand, drehte sich mit einer unhörbar pfeifenden Bewegung der Lippen rasch auf seinem Absatze, und murmelte etwas zwischen den Zähnen, was kaum ein Segenswunsch für Albertinens Begleiter gewesen sein mochte.

---

Am folgenden Tage, kurz vor dem Mittagsmahle, saßen Theodor und Albertine fröhlich plaudernd im Salon der Letzteren, während der Oberst mit auf dem Rücken verschränkten Armen etwas mißgestimmt im Zimmer auf und ab ging. Das heißt, er war nicht so eigentlich schlechter

Laune, als vielmehr etwas abgespannt und übernächtig, obgleich er das den jungen Leuten dort, wie er seine Frau und seinen Schwager innerlich bezeichnete, um keinen Preis eingestanden hätte. Die grelle Beleuchtung und die große Hitze des Ballsaales hatten für Herrn v. Schließmann recht unangenehme Kopfschmerzen zur Folge gehabt, aber er zog es bei Weitem vor, ein wenig unliebenswürdig zu erscheinen, als von einer in seinen Augen so unrühmlichen Schwäche etwas verlauten zu lassen. So wandelte er denn schweigend von einem Ende des Gemaches zum anderen, ohne sich an dem Gespräche der Geschwister zu betheiligen, das sich naturgemäß um die Ereignisse des gestrigen Abends drehte, als plötzlich die Hausglocke mit ziemlicher Heftigkeit gezogen wurde.

„Wer mag denn jetzt noch kommen?" sagte der Oberst, etwas mürrisch nach der Uhr blickend, als draußen eine fremde Stimme hörbar wurde, die sich offenbar nach der Anwesenheit der Herrschaften erkundigte, worauf Männerschritte auf dem Flur sich näherten. „Das ist wieder eine der liebenswürdigen kleinen Bosheiten unserer trefflichen Lene, die vermuthlich mit dem Essen nicht rechtzeitig zu Stande gekommen ist, und uns deshalb, fünf Minuten vor ein Uhr, noch einen Besuch auf den Hals hetzt! Na, meinetwegen d'rauf los!"

Bei den letzten Worten des Obersten war die Salonthüre von Seiten der alten Haushälterin diensteifrig geöffnet worden, die noch eben Zeit fand, „Herr Lieutenant Baron Brunn" in das Zimmer zu rufen, als der Gemeldete schon auf der Schwelle stand.

Das Gesicht Herrn v. Schließmann's, wie er nun Albertine einen flüchtigen Blick zuwarf, sah genau so aus, als wollte er sagen: „Nun, das nenne ich doch eine Dreistigkeit von dem jungen Menschen!" — Letzterer aber hatte jedenfalls Zeit gehabt, sich auf einen allenfalls kühlen Empfang von Seiten des Hausherrn genügend vorzubereiten, denn er ließ sich durch denselben nicht wie gestern verblüffen, sondern gab als Grund für seinen heutigen Besuch auf's Unbefangenste den Wunsch an, sich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen und zugleich in gebührender Weise dem Herrn Oberst seine Aufwartung zu machen.

Ganz besonders entzückt schien Baron Brunn auch über den angenehmen Zufall, den Bruder der gnädigen Frau hier zu treffen. War Herr Bäumer nicht mit einem Lieutenant Schorndorff näher bekannt, der vor einigen Jahren derselben Studentenverbindung angehört hatte?

Als Theodor dies bejahte und sich in verbindlicher Weise über ihren beiderseitigen Freund äußerte, schienen sich auch sofort die besten Beziehungen zwischen ihm und Herrn v. Brunn anknüpfen zu wollen, der wiederholt versicherte, daß er seinem innersten Berufe zufolge jedenfalls Medicin studirt haben würde, hätte nicht sein Vater zäh an dem alten Brauche ihres Hauses festgehalten, nach dem stets der Erstgeborene der Familie für die militärische Laufbahn bestimmt war. — Er empfahl sich dann ziemlich rasch, um die Herrschaften nicht etwa vom Speisen abzuhalten, nachdem er noch Theodor gegenüber die Hoffnung ausgesprochen, ihn recht bald im Kaffee-

Digitized by Google

hause oder vielleicht auf dem Eisplatze, welchem Sport er doch jedenfalls auch huldige, zu treffen; er selber sei nämlich ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer. Ob die gnädige Frau auch Schlittschuh fahre? Nein — wie schade! Sie entbehre dadurch wirklich ein hervorragendes Vergnügen.

„Gott sei Dank, daß er weg ist," sagte der Oberst, als die Hausthüre hinter dem Besuche in's Schloß gefallen war. „Nun werden wir doch endlich etwas zu essen bekommen."

„Weshalb Gott sei Dank?" rief mit ungeduldigem Achselzucken Theodor, dessen leichtbewegliches Herz die Liebenswürdigkeit des Barons im Sturme erobert hatte. „Ich habe kaum noch einen angenehmeren Offizier getroffen, gewiß aber niemals einen schöneren Mann! Wie hat er Dir gefallen, Albertine?"

„Mir? O, ich kannte ihn ja schon von gestern," sagte diese ausweichend. „Uebrigens sind ein paar flüchtig ausgetauschte Redensarten doch kaum genügend, um sich über einen Mann ein Urtheil zu bilden. Komm, lieber Kurt, komm, Theodor, wir wollen zu Tische gehen."

Und die junge Frau schob mit freundlichem Drängen, viel zärtlicher, als sonst ihre Art war, den Arm unter den ihres Gatten, ganz wie Jemand, dessen Gewissen nicht völlig rein ist, und der durch äußerliche Liebenswürdigkeit ein innerlich begangenes Unrecht gern wieder gut machen möchte. —

Arme Albertine! Der erste Schritt auf einem Wege, der zum Unrecht, zum Verderben führen mußte, war hier in der That geschehen. Nein, nicht der erste Schritt, nur

der erſte Gedanke, der erſte, halb unbewußte Wunſch, den ein Paar übermüthige Männeraugen ihr in die Seele gezaubert, um den Frieden ihres jungen Herzens leichtſinnig zu untergraben.

Es war wie ein Verhängniß, das ſich von jenem Ballabend an über ihrem Haupte zuſammenzog, und ſie nun immer und überall, ohne ihr Zuthun, ohne ihren Willen, mit dem jungen Offiziere zuſammenführte. Selbſt ihr Bruder Theodor, in ſeiner jugendlichen Begeiſterung für den neuen Freund, ſpielte hier, gewiß unabſichtlich, eine unſelige Vermittlerrolle. Wenn Albertine mit äußerſter Selbſtüberwindung am Vormittage vom Fenſter ferngeblieben war, zu einer Zeit, wo ſie mit Beſtimmtheit vermuthen konnte, daß Baron Brunn an ihrem Hauſe vorübergehen würde, um ſehnſüchtige Blicke hinauf nach den Fenſtern der ſchönen Frau zu ſchicken, ſo erzählte ihr ein paar Stunden ſpäter der Bruder ahnungslos von den köſtlichen Nachmittagen und Abenden, die er nun ſo häufig im Kreiſe ſeiner neuen Bekannten verlebe; was für famoſe Leute Brunn und ſeine Kameraden wären, wie geiſtreich ſie ſich zu unterhalten, wie luſtig ſie zu leben verſtänden. Oder ſie traf ihn auf den Spaziergängen, die ſie zuweilen mit ihrem Gatten machte, wo er ſich durch die finſteren Blicke des Oberſten, der ihn nie zu einem zweiten Beſuche aufgefordert hatte, nicht abſchrecken ließ, das Ehepaar eine Strecke Weges zu begleiten, und dann mit ſeiner wirklich ausgezeichneten Unterhaltungsgabe zuweilen ſogar ein heiteres Lächeln auf Herrn v. Schließmann's ernſte Züge zauberte.

Digitized by Google

Wenn Albertine nach ſolchen Begegnungen des Abends oft ſchlaflos in ihrem Bette lag und ſich vergebens bemühte, das Bild jenes Mannes aus ihrem Sinne zu bannen, von dem ſie wußte, daß jedes Wort, das er geſprochen, jedes Lächeln ſeines Mundes, jeder Blick ſeiner leuchtenden Augen ihr gegolten hatte, ihr ganz allein, dann überkam ſie ſtets ein Gefühl zornigen Grolles gegen das Schickſal, das ihr das Ideal ihrer Mädchenträume viel zu ſpät zugeführt. Ja, er wäre der Rechte geweſen, in ſeiner ſtolzen Ritterlichkeit, in ſeiner feurigen Jugendkraft, in ſeiner heiteren Lebensluſt, er, dem ein Gott ſchon in die Wiege die Himmelsgabe höchſter Körperſchönheit gelegt! Und dieſer Mann liebte ſie, ſie fühlte es mit dem untrüglichen Inſtinkt der Frau, ſie hätte die Seine werden können, wenn... wenn nicht ein Anderer ihm zuvorgekommen wäre!

Wie verlor dieſer Andere in Albertinens unerfahrenen Augen täglich, ſtündlich, im Vergleiche mit jenem Götterlieblinge! Er liebte ſie vielleicht ja auch in ſeiner Weiſe, eine vorwurfsvolle Stimme in ihrem Herzen ſprach trotz alledem unabläſſig zu ſeinen Gunſten, aber ſeine Weiſe war eben nicht die ihre! Was verſtand ihr Gatte, mit ſeinem gemeſſenen Weſen, mit ſeinem ſtarren Pflichtgefühl, von jener gewaltig lodernden Leidenſchaft, deren ſie ſich fähig fühlte! Damals freilich, in ſeinen Bräutigamstagen, als er ſie bebend in ſeine Arme ſchloß, damals hatte ſie geglaubt, daß eine große, heiße Liebe ſein Herz erwärmt habe; aber er war ein Anderer geworden in den kurzen Monaten ihrer Ehe! Langſam, anfangs unmerk-

Digitized by Google

lich, hatte die Wandlung in ihm begonnen, von jenem ersten, trübseligen Abende ihrer Rückkehr an, als es sie schon frostig angeweht hatte beim Betreten der Räume, die ihre Heimath werden sollten. Sobald das gewohnte Geleise des Alltagslebens, die Berufspflichten, ihn von Neuem umklammert hielten, war die matte Flamme seiner Neigung zu ihr erstickt! Der Dienst und immer nur der Dienst! Und die kargen Stunden, die dann noch übrig blieben, mit diesen mochte sich seine junge Frau begnügen!...Nein, nein! Das war das Rechte nicht! Sie wollte voll und ganz geliebt werden, mit einer großen Leidenschaft, wollte einem Manne Anderes sein, als das hübsche Spielzeug müßiger Stunden. Der, dem sie Treue halten sollte für alle Zeit, dem mußte sie auch mehr gelten, als Beruf und Pflicht und dergleichen nüchterne Erwägungen, dem mußte sie Alles sein, der mußte ihr freudig auch das größte Opfer bringen!

Von solchen Opfern, von Thorheiten, die aus übergroßer Liebe begangen werden, wußte nun freilich Herr v. Schließmann nichts, so dachte Albertine mit verächtlichem Lächeln. Wie war er nur neulich aufgebraust, als sie ihm, in ihrer Herzensangst um das Schicksal des Bruders, über Theodor's voreilige Entschlüsse und Zukunftspläne, die sie freilich selbst unmöglich billigen konnte, einige vorsichtige Andeutungen gemacht und um seinen Rath gefragt hatte; wie geradezu beleidigend war er da geworden! Theodor sei ein dummer Junge, der offenbar in seinen Knabenjahren zu wenig Prügel bekommen habe; wie könnte er sich sonst einfallen lassen,

auch nur einen Augenblick lang der wahnsinnigen Idee nachzuhängen, im zweiten Jahre seiner Universitätsstudien an eine Verlobung, geschweige denn an eine Heirath zu denken! Wer denn das beneidenswerthe Frauenzimmer sei? So, so, eine junge Schauspielerin!... Diese herrliche Eroberung habe er vermuthlich seinen vornehmen Freunden, den Herren Lieutenants, zu verdanken, die ja meist hinter den Coulissen und in Theatergarderoben so gut Bescheid zu wissen pflegten! Ueber eine solche Schwiegertochter würde Frau Bäumer jedenfalls hochentzückt sein; da gratulire er von ganzem Herzen, selbstverständlich auch der glücklichen Erkorenen! Eine Schauspielerin mit ihren Anforderungen und Gepflogenheiten, die passe ja gerade zu Theodor's künftiger Lebensstellung und zu seinen Vermögensverhältnissen!

Diese gerade würde wohl nicht allzu anspruchsvoll sein, hatte Albertine schüchtern eingewendet, weil sie eine ganz bescheidene Stellung am hiesigen Theater innehabe und nur kleine Rollen spiele.

„Schön, schön," hatte sie der Oberst höhnisch unterbrochen, „nun, welcher Art ihre dramatische Begabung auch immer sein mag, im Gimpelfang muß die Kleine jedenfalls nicht ganz unerfahren sein!"

So war es fortgegangen in kränkenden Ausfällen und gehässigen Anspielungen auf Theodor und seine neuen Freunde, über eine halbe Stunde lang; Albertine hätte ihrem sonst so schweigsamen Gatten eine solche Zungenfertigkeit gar nicht zugetraut. Das also war der Trost, die freundliche Theilnahme, die er ihr zu bieten hatte,

Digitized by Google

wenn sie je einmal in einer Angelegenheit, die ihr nahe ging, seines Rathes und seiner besseren Einsicht bedurfte! Ein anderer Schwager von Herrn v. Schließmann's Alter und Stellung würde es vielleicht versucht haben, mit Vernunftgründen und ruhigen Vorstellungen auf Theodor einzuwirken, und so den verhängnißvollen Schritt zu hintertreiben, den der junge Mann zu thun im Begriffe stand. Eine solche wirklich verwandtschaftliche Handlungsweise kam ihrem Gatten natürlich nicht in den Sinn; er ließ sich höchstens zu Ausbrüchen zorniger Geringschätzung hinreißen, und damit war für ihn die Sache abgethan.

Damals, an jenem ersten Abende nach der Ankunft des Obersten auf dem Haidhofe, als Theodor ihn einen hochmüthigen, unangenehmen Mann genannt, hatte sie das Urtheil des Bruders vorschnell und kindisch gefunden und darüber gelacht; heute war sie nahe daran, sich zu seiner Ansicht zu bekehren. War, wenn sie Theodor's Worten in dieser Hinsicht Glauben schenken durfte, seine Ansicht nicht auch die aller Untergebenen ihres Mannes? Klagten sie nicht Alle über seine rücksichtslose Strenge im Dienste, seine Schroffheit im persönlichen Verkehre? Und wie abscheulich war, vom ersten Augenblicke an, sein Benehmen gegen Baron Brunn gewesen! Es gehörte in der That die ganze weltmännische Gewandtheit, der vollendete Takt des jungen Offiziers dazu, um einer solchen Handlungsweise gegenüber eine sich stets gleich bleibende Höflichkeit zu bewahren!

In immer bitterere Stimmung gegen ihren Gatten lebte sie sich hinein, in dem uneingestandenen Bedürfnisse,

ihre Gefühle für jenen Anderen zu rechtfertigen und zu beschönigen. Trotz alledem empfand sie es fast als neue Kränkung, daß er so gar nicht zu bemerken schien, was in ihr vorging, wie sie sich ihm immer mehr entfremdete. Freilich lagen schon seit Wochen düstere Wolken auf der Stirne des Obersten, aber Albertine fühlte deutlich, daß sie selbst, ihr Thun und Lassen, daran keinen Theil hatte; es war ja nur der Dienst, der verhaßte Dienst, der ihn zufrieden oder unzufrieden machen konnte! Ob eine Felddienstübung im Frühjahre gut oder weniger gut ausgefallen, das war natürlich von viel größerer Wichtigkeit, als ob er im Stande gewesen, seine junge Frau glücklich zu machen. Ausbildung der Truppen, Schieß- und Marschübungen, ja, das war sein eigentliches Lebenselement.

Ob er wohl überhaupt merkte, daß der Frühling mit seiner wonnigen Pracht jetzt leise durch das Land zog? dachte Albertine manchmal grollend, wenn sie so am offenen Fenster saß, zu dem die lauen Lenzeslüfte, erquickend und beklemmend zugleich, hereinflutheten und mit ihren Locken spielten, während ihre Blicke sehnsüchtig in die kleinen Vorgärten hinunterspähten, in welchen Krokus, Schlüsselblumen und Veilchen blühten. Ob er etwas zu empfinden vermochte von jenem schmerzlich seligen Entzücken, wie es ihr in diesen Maitagen die junge Brust bewegte? Es war der erste Frühling, den sie in der Stadt verlebte, in dem sie das holde Erwachen von Feld und Wald, den innigen Anschluß an die Natur entbehren mußte. Das fiel ihr schwerer auf die Seele, als sie in [illegible] Tagen vermuthet hätte.

Während sie so eines Vormittages wieder einsam träumend am Fenster saß, halb und halb einen Besuch Theodor's erwartend, der versprochen hatte, sie einmal in diesen Tagen zu einem ordentlichen, langen Spaziergange in die hübschen Anlagen der Stadt abzuholen, klopfte es plötzlich, ohne daß Albertine vorher läuten gehört hätte, an die Zimmerthüre, und die alte Lene reichte ihr mit einem seltsam lauernden Blicke eine Visitenkarte herein, auf die mit Bleistift einige Worte flüchtig hingeworfen waren.

„Der Herr Lieutenant läßt sich nicht abweisen, obgleich ich sagte, daß nur die gnädige Frau allein zu Hause sei, und bittet hier, glaube ich, schriftlich um eine kurze Unterredung mit der gnädigen Frau."

„Glauben Sie?" sagte Albertine, indem sie ihr die Karte aus der Hand nahm und dieselbe dichter als gerade nöthig an das Gesicht brachte, um vor der Dienerin ein heißes Erröthen zu verbergen. „Glauben Sie, oder haben Sie's vielleicht gelesen? Wenn Ihnen das auf dem dunklen Flur gelungen ist, dann sind Ihre Augen im letzten halben Jahre jedenfalls sehr viel besser geworden."

Die Alte biß sich zornig auf die Lippen und wartete schweigend, bis ihre Herrin das kleine Blatt gelesen.

„Nun, welchen Bescheid habe ich dem Herrn Baron zu bringen?" fragte sie dann mit einer Stimme, in der verhaltener Grimm zitterte.

„Natürlich, daß er eintreten möge," entgegnete Albertine mit anscheinend völliger Gelassenheit, während ihr innerlich das Blut athemraubend zum Herzen strömte.

Digitized by Google

Da ſtand er wieder vor ihr in demſelben Zimmer, das er vor mehr als einem Vierteljahre zum erſten Male betreten hatte, und dann nie wieder bis zum heutigen Tage. Damals ſchon war ihm ihr Herz ſchüchtern und bang entgegengeflogen, und heute, heute, wo durch das offene Fenſter das volle Licht des Frühlingsſonnenſcheines auf ſein männlich ſchönes Antlitz fiel, und ſein Lächeln noch gewinnender, ſeine fröhlichen Augen noch leuchtender erſcheinen ließ, wo ſie ſich zum erſten Male ganz ohne Zeugen gegenüberſtanden, fand ſie nicht die Kraft, ihm ihre Hand zu entziehen, die er in fühlbarem Drucke lange, lange in der ſeinen hielt.

„Mir iſt, als wären Jahre vergangen, ſeit ich Sie nicht mehr geſehen habe, gnädige Frau!“

„Ich dächte, wir wären uns vorgeſtern beim Spaziergange begegnet,“ ſagte Albertine lächelnd, während ſie ihn Platz zu nehmen bat.

„Wirklich? Ach ja, in der That,“ erwiederte er zerſtreut. „Vorgeſtern, dann letzten Sonntag im Theater und noch ſo manches Mal. Doch was will ſolch' flüchtiges Begegnen unter all' den fremden Menſchen heißen! Mir iſt trotz alledem, als läge eine Ewigkeit zwiſchen heute und jenen kurzen Augenblicken, wo ich Sie damals im Ballſaale zum erſten Male geſehen. Ja, wenn Einem das Glück nicht von ſelber in den Schoß fällt, dann muß man es eben erringen — erſtehlen! Ich habe nämlich heute recht zudringlich ſein müſſen, verehrte gnädige Frau, und mir die Gunſt, zwei Minuten lang ungeſtört mit Ihnen plaudern zu dürfen, von einem alten Cerberus

Digitized by Google

an der Hausthüre förmlich erkämpft. Der Zweck meines heutigen Besuches ist jedoch, Ihnen eine Bitte vorzutragen, durch deren Gewährung Sie mich sehr glücklich machen können! — Sie werden durch Ihren Bruder jedenfalls davon gehört haben, daß eine Gesellschaft von jungen Künstlern, Offizieren und Studenten in den nächsten Tagen ein Waldfest in der Umgegend der Stadt zu veranstalten gedenkt: Wagenfahrt der eingeladenen Familien durch reizende Waldparthien an den Ort der Zusammenkunft, Mittagstisch im vortrefflichen Wirthshause des in Aussicht genommenen Dörfchens, Maibowle im Walde, gegen Abend Tanz und noch einige Ueberraschungen, die ich natürlich nicht verrathen darf. Das Ganze verspricht ein sehr glänzender, genußreicher Tag zu werden, genußreich für mich selbstverständlich nur dann, wenn gnädige Frau einwilligen, das Fest durch Ihre Gegenwart zu verherrlichen."

„Wenn es nur auf mich ankäme, ob ich mich daran betheiligen wolle oder nicht," entgegnete Albertine, welcher der Wunsch, einmal eine derartige Festlichkeit mitzumachen, förmlich aus den Augen leuchtete, „so dürften Sie meines Kommens wohl sicher sein. Aber," setzte sie zögernd hinzu, „mein Mann ist gegenwärtig so sehr in Anspruch genommen, und hat überhaupt so wenig Neigung für solche Vergnügungen, daß ich fast fürchten muß —"

„Im Falle es dem Herrn Oberst in der That nicht möglich wäre, Sie selbst zu begleiten," fiel Baron Brunn so eilfertig ein, als hätte er diesen Einwurf vorausgesehen und gewünscht, „könnten sich die gnädige Frau ja anstands-

los von Ihrem Bruder begleiten laſſen, ſobald Sie nur die Einwilligung Ihres Herrn Gemahls erhalten, um ſich dann an Ort und Stelle einer der anweſenden Offiziersfamilien anzuſchließen, die Ihnen ſicher nicht unbekannt ſein dürften. Da wäre zum Beiſpiel Frau Major Engelmann mit ihren beiden Töchtern — wenn ich nicht irre, habe ich die Damen ſogar auf der Straße ſchon im Geſpräche geſehen — die ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen würde, Ihnen ihren mütterlichen Schutz angedeihen zu laſſen. Sie ſehen, gnädige Frau, ich habe bereits alle Möglichkeiten in's Auge gefaßt und bin feſt entſchloſſen, mich durch keinerlei Ausflüchte aus dem Felde ſchlagen zu laſſen."

Er hatte ſich bei dieſen mit lächelnder Zuverſicht geſprochenen Worten raſch erhoben und faßte nun zum zweiten Male Albertinens Hand, während er mit freundlicher Bitte ihr in die Augen blickte.

Sie konnte dieſem Blicke nicht widerſtehen.

„Ja, ja, ich werde kommen, wenn es irgend angeht, verlaſſen Sie ſich darauf, Herr Lieutenant!"

Er beugte ſich zu ihr herab und führte ihre kleine, zitternde Rechte an ſeine Lippen.

Wie in einem Traume befangen, ſtand ſie noch immer unbeweglich in der Mitte des Gemaches, als ſich die Thüre längſt hinter ihm geſchloſſen hatte. Ja, ſie wollte dieſes Maifeſt beſuchen, koſte es, was es wolle — um jeden Preis!

---

Digitized by Google

Ein schöner Morgen lachte über der waldigen, sonnenbeschienenen Hochebene, die sich in zuweilen schroff abfallenden Ufern zu beiden Seiten des brausenden Gebirgsflusses hinzieht, an dem stromabwärts die Stadt gelegen war, die mit ihren Thürmen und Spitzen fern im Norden im lichten Blau des Aethers verschwamm. Im Gebirge mußten eben unter den heißeren Strahlen der Maisonne die gewaltigen Massen winterlichen Schnee's zu schmelzen beginnen, denn brausend, zischend und gelblich trüb wälzten sich unten in dem breiten Bette des Flusses, das zur Sommerszeit oft große, wasserlose Sandflächen zeigte, die schäumenden Wogen heran, da und dort wilde Wirbel bildend und entwurzeltes Strauchwerk mit sich führend. Ueberall im Walde blieben noch die hohen, weißglänzenden Stämme der Buchen weithin sichtbar, während sich ihre schlanken Zweige schon mit jenem lichtgrünen, unbeschreiblich zarten Laubwerke bedeckten, das einen schönsten Zauber dieser wonnigen Jahreszeit ausmacht.

Und welches bunte, lachende Leben herrschte heute in dem sonnigen Revier, wie viel lichte Frauengewänder huschten zwischen den Bäumen hin, wie viel zierlich beschuhte Füßchen trippelten raschelnd durch die dürren Blätter, die der letzte Herbst von diesen selben Zweigen gestreift, die nun wieder in verjüngter Schönheit prangten! Da und dort hin zerstreute sich im Walde die muntere Schaar, froh, für einen Tag wenigstens dem gewohnten Alltagsleben entrückt zu sein und sich aus vollem Herzen der herrlichen Natur zu freuen.

Auch Albertine wanderte plaudernd und lachend, Früh-

lingsblumen pflückend, unter den Festgästen. Es hatte sich Alles so viel leichter, einfacher gemacht, als sie anfangs zu hoffen gewagt. Herr v. Schließmann war allerdings, wie sie erwartet, nicht geneigt gewesen, seine Frau auf dem beabsichtigten Ausfluge zu begleiten; im Uebrigen hatte er gegen den Plan seiner Frau, sich einer befreundeten Familie anzuschließen, nichts Wesentliches einzuwenden gehabt und ihr nur anempfohlen, sich nicht etwa zu erkälten und sich von Theodor Abends rechtzeitig nach Hause bringen zu lassen.

Als sie sich in der Morgenfrühe des festgesetzten Tages von ihm verabschiedete, kam ihr der Oberst fast noch düsterer und in sich gekehrter vor als sonst, aber der Gedanke an das bevorstehende Vergnügen erfüllte ihr so ganz Herz und Sinn, daß sie des flüchtigen Eindruckes bald nicht mehr gedachte.

Ihr thörichtes Herz schwamm in einem wahren Taumel von Entzücken. Nie noch hatte sie in so fröhlicher Gesellschaft einen ganzen Tag im Freien zugebracht, nie noch jene sprühenden, neckenden Kobolde kennen gelernt, die eine im Walde bereitete Maibowle kichernd umschwirren, Scherz und Lachen auf die Lippen der Theilnehmer zaubern und zarte Wangen mit heißer Röthe überhauchen. Sie freilich hatte kaum von ihrem Glase genippt, und doch blickte sie nicht mit nüchternen Augen in die allgemeine Festesfreude, etwas von dem sinnbetäubenden Hauche des kleinen Bacchanals, in dem Keiner mehr auf die Gesellschaft, Jeder nur auf sich selber und die ihm nächstliegenden Interessen achtete, hatte auch sie ergriffen, wie alle Uebrigen.

Sie hätte nicht mehr sagen können, wie es gekommen war, daß sie plötzlich so weit ab von den Anderen, ganz allein mit Baron Brunn auf dem schmalen, einsamen Waldwege dahinschritt; sie wußte nicht, war ihr Weggehen aufgefallen oder nicht. Nur da und dort sah sie, wie im Traume, andere Paare lustwandeln, die zu sehr mit sich selbst beschäftigt schienen, um einen Blick für sie übrig zu behalten. Ihr Herz pochte, ihre Wangen glühten, während ihr Begleiter mit seiner weichen, einschmeichelnden Stimme süße Worte flüsterte: wie sehr er sich den ganzen Tag gefreut auf dies Alleinsein mit ihr; sie wisse es ja längst, sie müsse es längst wissen, daß er sie unsäglich liebe!

Dann streckte er verlangend seine Arme ihr entgegen und zog sie wonnetrunken an seine Brust.

Einen Augenblick ließ sie es geschehen, dann befreite sie sich mit sanfter Gewalt aus seiner Umarmung.

„Nicht so, mein Freund, nicht so!" sagte sie leise, vor ihm zurückweichend. „Wir wollen nicht wie feige Diebe uns unser Glück erstehlen! Hinterhältigkeit hab' ich verachtet mein Leben lang! Lieben Sie mich denn wirklich, wirklich von ganzem Herzen?" Mit banger Frage richteten sich ihre großen, klaren Augen auf sein Gesicht. Baron Brunn wurde ordentlich verwirrt unter ihren ernsten Blicken.

„Mehr als mein Leben!" erwiederte er mit etwas unsicherer Stimme und legte wie betheuernd die Rechte auf seine Brust.

„Nun, dann lassen Sie uns auch den Muth unserer

Liebe haben! Mein iſt der ſchwerere Theil der Schuld, darum mag auch mir der ſchwerere Theil deſſen zufallen, was jetzt geſchehen muß. Ich will noch heute mit meinem Gatten ſprechen!"

„Wie — wie meinen Sie das, gnädige Frau?" Stammelnd kamen die Worte über die Lippen des jungen Offiziers, in deſſen Geſicht ungläubiges Staunen mit dem Ausdrucke höchſten Unbehagens wechſelte.

„Es iſt der einzige Weg, der für uns zum Heile führen kann, ſo unendlich ſchwer es mir auch fällt, ihn einzuſchlagen," fuhr Albertine haſtig fort. „Ein freimüthiges Bekenntniß, eine offene Auseinanderſetzung mit meinem Gatten ... er iſt nicht ungroßmüthig ... er wird mich freigeben!"

Baron Brunn war ſehr blaß geworden während dieſer Rede und ſtarrte die junge Frau mit entſetzten Augen an.

„Gnädige Frau," nur mühſam konnte er in ſeiner Erregung die Worte finden, „das hieße uns Beide in's Verderben ſtürzen! Ein ſolches Vorgehen iſt Wahnſinn — ein Wahnſinn, der vielleicht Ihrem Herzen alle Ehre macht," fügte er hinzu, wie um die Rauhheit ſeiner Ausdrucksweiſe etwas abzuſchwächen, „der aber mit den Anforderungen des praktiſchen Lebens in keiner Weiſe in Einklang zn bringen iſt. Wie könnte ich je die Verantwortung auf mich nehmen, Sie aus einer geachteten Exiſtenz, aus der Fülle des Wohlſtandes in einen Abgrund von Elend und Entbehrungen gelockt zu haben!"

Er war innerlich wüthend, daß er ihr dies Alles ſagen müſſe, daß es ſo verdrehte Frauen gäbe, welche die ein-

Digitized by Google

fachſten Dinge ſo verzweifelt ernſt nähmen; und ſie verſtand ihn noch immer nicht!

„Die Ausſicht auf Armuth und Entbehrung kann mich nicht ſchrecken," ſagte ſie leiſe. „Ich bin in den allerbeſcheidenſten Verhältniſſen aufgewachſen, und an Ihrer Seite werde ich auf jeden Luxus des Daſeins gern und freudig verzichten."

„Gnädige Frau, um Gottes willen, halten Sie ein! Auf wie ſeltſame, ganz unausführbare Gedanken ſind Sie hier verfallen! Ich könnte Sie niemals, niemals — als Ehrenmann bin ich Ihnen dieſe für mich ſo ſchmerzliche Erklärung ſchuldig — zu meiner Frau machen! Meine ganze Carrière wäre vernichtet... ich müßte quittiren."

Er hielt verlegen inne, ohne daß ſie ihn mit einer Silbe unterbrochen hätte. Hochaufgerichtet, mit ſtarren, weitgeöffneten Augen blickte ſie zu ihm auf, den Ausdruck unſäglicher Verachtung in ihrem ſchönen Angeſicht. Das alſo war der ritterliche Held, den ihre thörichte Phantaſie zu einem Halbgotte erhoben, an deſſen Liebe ſie geglaubt, an deſſen ehrenhafter Geſinnung ſie nicht einen Augenblick gezweifelt hatte! Der Schleier war zerriſſen, der ihr unerfahrenes Herz getäuſcht, jetzt ſah ſie ihren Götterliebling, aller Hoheit entkleidet, in ſeiner kalten, ſchamloſen Selbſtſucht vor ſich ſtehen; und mit dieſer Erkenntniß war auch die eingebildete Leidenſchaft für jenen Mann in ihrem Herzen mit einem Schlage erſtorben, nur Schmerz und Reue blieben darin zurück. Um dieſes Elenden willen hatte ſie ihren Gatten preisgeben wollen, der ihr nie eine Kränkung zugefügt, der ihr in feſter, treuer Liebe zugethan

Digitized by Google

gewesen, dessen Schuhriemen zu lösen dieser hier nicht würdig war!

Er erröthete jetzt unter ihren Blicken, wie er vorhin erblaßt war bei ihren ersten Worten.

„Gnädige Frau," sprach er endlich, „so schmerzlich diese Stunde für uns Beide gewesen sein mag, so wenig Sie mir wohl in diesem Augenblicke gerecht zu werden vermögen, es wird eine Zeit kommen, in der Sie mir vielleicht Dank wissen, daß ich — wie es meiner reiferen Ueberlegung auch geziemt — der Stimme des Herzens nicht allein Gehör gegeben habe."

„Sie mögen Recht haben, Herr Lieutenant," erwiederte sie, wie mit sich selber sprechend, „die Zeit wird kommen, wo ich Ihnen für die Erkenntniß, welche mir diese Stunde brachte, aufrichtig dankbar sein werde."

Ohne seiner weiter noch zu achten, ohne einen Blick nach ihm zurückzuwerfen, schritt sie langsam, mit festgeschlossenen Lippen den Weg zurück, den sie vor kaum zehn Minuten mit glühenden Wangen und lächelndem Munde an seiner Seite gewandelt war. Der Rausch war verflogen, nur ein Gefühl des Ekels vor ihm und vor sich selber war in ihr zurückgeblieben.

„Ich will heim, Theodor; Du mußt mich so bald als möglich heimbringen," sagte sie zu ihrem Bruder, sobald sie seiner in der Menge habhaft werden konnte. „Ich habe bei Frau Major Engelmann heftige Kopfschmerzen als Grund meines Weggehens angegeben; es ist mir auch ganz gleichgiltig, ob sie meiner Entschuldigung Glauben schenkt oder nicht, aber ich will unter keiner Bedingung

Digitized by Google

bis zum Beginne des Tanzes bleiben! Thu' mir den einzigen Gefallen, einmal um meinetwillen auf ein Vergnügen zu verzichten!"

„Ich bin ja ohnedies nur um Deinetwillen hergekommen," gab dieser ärgerlich zurück; „so kann ich auch um Deinetwillen gehen. Nur sage mir, weshalb?"

„Du magst es vielleicht ein anderes Mal erfahren; nur heute quäle mich nicht mit nutzlosen Fragen."

„Wie Du willst," entgegnete Theodor in etwas gereiztem Tone, „ich bin nicht übermäßig neugierig und habe ohnedies den Kopf so voll von meinen eigenen Angelegenheiten! O Albertine, wenn Du wüßtest, wie tief unglücklich ich selber bin!" fügte er seufzend hinzu, bereit, den Kummer, der ihn bedrückte, bei der ersten Aufforderung in die theilnehmende Seele der Schwester auszuschütten.

Aber eine solche Aufforderung erfolgte nicht. Albertine erschien in diesem Augenblicke alles Singen und Sagen von Liebe wie eitel Hohn; sie wollte nichts mehr hören von solchen Dingen und fühlte nur den einen, brennenden Wunsch: allein sein, kein fremdes Gesicht mehr sehen müssen; nach Hause, nach Hause!

Schweigend wurde von den Geschwistern die Fahrt zurückgelegt; Keines von ihnen achtete der Schönheit des lauen Frühlingsabends. Albertine wollte es scheinen, als währte es eine Ewigkeit, bis sie die Stadt erreichten. Zu ihrer bisherigen Niedergeschlagenheit gesellte sich eine unklärliche Unruhe, die immer größer wurde, je mehr sie sich der Heimath näherten.

Digitized by Google

Als endlich der Wagen an ſeinem Ziele angelangt war und die junge Frau ſich haſtig von ihrem Bruder verabſchiedet hatte, blieb ſie tief aufathmend an der Treppe ſtehen, während ſie mit ihrer Hand über Stirne und Augen fuhr, als wollte ſie eine häßliche Erinnerung wegwiſchen aus ihren Gedanken. Dank, Dank ſei dafür dem Himmel, daß er die unſelige Verblendung von ihr genommen, daß er am äußerſten Rande des Abgrundes ihr noch gewaltſam die Augen geöffnet, daß ſie noch zurückkehren durfte in ihr friedvolles Heim, nicht ſchuldlos freilich, aber doch wenigſtens nicht entehrt durch eine Schuld, für die es keine Sühne gibt, die kein Gott mehr von ihr nehmen könnte!

Wie ſie ſo in Sinnen verloren unten an der Treppe ſtand, wurde plötzlich oben in ihrer Wohnung die Thüre ziemlich geräuſchvoll geöffnet, und die alte Lene beugte ſich ſpähend über das Geländer.

„Sie ſind es, gnädige Frau?“ rief ſie mit gedämpfter Stimme und warf einen zürnenden Blick auf die Ankommende. „Während Sie da bei Ihrem Feſte geweſen ſind, haben wir zu Hauſe viel Schrecken und Jammer gehabt; der gnädige Herr —“

Albertine hörte nichts weiter, es flimmerte ihr vor den Augen, ſie taumelte zurück; inſtinktmäßig griffen ihre Hände nach dem Treppengeländer, ſie hatte zu ſehr gelitten unter der Aufregung des Tages, um dieſem letzten Schlage Stand zu halten. Nein, nein, es war nicht möglich, ſo grauſam durfte ſie nicht beſtraft werden für ihre Schuld, ſo bettelarm konnte ſie das Schickſal nicht machen

Digitized by Google

wollen, daß es ihr den letzten Troſt, die Möglichkeit zu ſühnen, was ſie verbrochen, für immer entriß.

In drei Sätzen war die Haushälterin die Stufen herabgeſprungen, tödtlich erſchrocken, als ſie ihre junge Herrin bis in die Lippen blaß werden und wanken ſah. Wer hätte denken können, daß ſie beim erſten Worte ſich ſo entſetzen würde!

„So ſchlimm iſt's nicht geworden, liebe gnädige Frau," ſagte ſie jetzt ganz ſanft und mitleidig, während ſie ſich um Albertine zu ſchaffen machte. „Der Herr Oberſt ſcheint jetzt wieder ganz gefaßt, aber er muß eine ſchlimme Nachricht bekommen haben, eine ſehr ſchlimme Nachricht, die ihn im erſten Augenblick förmlich zu Boden ſchmetterte. Ich richtete eben den Nachmittagskaffee für den Herrn Oberſt zurecht, und er ſelber ſaß am Fenſter und blätterte in ſeinen Zeitungen und Schreibereien. Da brachte die Ordonnanz einen Brief. Weiß Gott, gnädige Frau, ich dachte, der Herr Oberſt würde vom Stuhle fallen, als er den Brief las. Ganz roth iſt er geworden im Geſicht und die Stirnadern ſind ihm angeſchwollen wie Stricke, während ſeine Finger krampfhaft das Blatt zerknitterten. Ich bin natürlich herzugeſprungen in meiner Seelenangſt und wollte dem gnädigen Herrn Waſſer bringen oder ſonſt Hilfe leiſten, denn ich meinte wahrhaftig, es ſei ein Schlaganfall, aber da bin ich ſchön angekommen. ‚Machen Sie, daß Sie mir vom Leibe kommen!' ſchrie er mir entgegen. Nun, es ſei ihm von Herzen verziehen, daß er mich in ſeinem Zorn ſo angelaſſen hat; aber lieber wäre es mir doch geweſen, wenn Sie, gnädige Frau, in dem ſchlimmen

Augenblicke an seiner Seite gestanden hätten, und dem Herrn Oberst selber vermuthlich auch."

„Haben Sie keine Ahnung, Lene, welcher Art die Nachricht gewesen, die mein Mann empfangen?" fragte Albertine mit zitternder Stimme.

„Nein, das hab' ich nicht herausgebracht," antwortete kopfschüttelnd die Alte. „Sie werden es nun ja wohl erfahren, wenn Sie zu ihm gehen."

Leise, auf den Zehenspitzen trat Albertine in das Zimmer ihres Mannes. Er saß auf dem Sopha, das Haupt zurückgebeugt, mit der Rechten beide Augen bedeckend, während seine Linke schlaff über die Sophalehne herabhing. Sie faßte diese herabhängende Hand sanft mit der ihrigen.

„Kurt, lieber Kurt, was ist geschehen?"

„Ich bin sehr unglücklich gewesen, während Du heute fern warst, sehr unglücklich, Albertine, denn ein schwerer Schicksalsschlag hat mich betroffen," sagte er langsam, die Rechte von den Augen nehmend. „Nicht unvorbereitet freilich — ich habe die Wolke lange über meinem Haupte hängen sehen, es hätte in meiner Macht gestanden, ihr zuvorzukommen — ich habe mich in meinem Stolze, im Gefühle meines guten Rechtes nicht dazu entschließen können. Noch vor acht Tagen, als mir die alte Excellenz Waldau auf der Straße begegnete, drohte sie mir lachend mit dem Finger: ‚Lieber Oberst, das Ungeheuere ist mir natürlich schon zu Ohren gekommen. Sie bleiben mit Ihrem leidigen Bedürfnisse, stets unter allen Verhältnissen die Wahrheit zu sagen, unverbesserlich. Denken Sie an

mich, Schließmann, dies letzte Stück bricht Ihnen den Hals! Wenn Sie klug sind und auf den Rath eines guten Freundes hören wollen, so kommen Sie den Ereignissen zuvor und gehen selbst.' Ich eigensinniger Thor habe lächelnd geantwortet: ‚Ich glaube, Excellenz sehen doch zu schwarz, ich will die Ereignisse ruhig an mich herankommen lassen.' ... Und nun ist das, was ich für unmöglich gehalten, nun doch eingetreten: man fordert mich auf, meinen Abschied einzureichen, was dasselbe ist, nur in etwas schonenderer Form, als hätte ich ihn erhalten. — O Albertine, Du weißt es, ich bin mit Leib und Seele Soldat gewesen, und der heutige Schlag traf mich deshalb doppelt schmerzlich, weil ich einer Ungerechtigkeit zum Opfer falle. — Du mußt nicht weinen, liebes Kind," sagte er zärtlich, als er gewahrte, daß große Thränen über Albertinens Wangen rollten. „Sieh, die erste Bitterkeit der Kränkung liegt nun schon hinter mir. Ich hätte es ja eigentlich, als ich neulich den Prinzen Joseph auf der Parade zurechtwies, auch wissen müssen, daß man den Großen dieser Erde nicht die Wahrheit sagen darf, auch wenn dieselben etwa einmal in der Stellung eines Subalternoffiziers uns scheinbar untergeordnet sein sollten. Das war der Mißgriff, an dem ich zu Grunde ging. Und doch, trotz der schlimmen Folgen, die sie für mich gehabt, empfinde ich keine Reue über meine Handlungsweise, denn mein Gewissen sagt mir, daß ich im Recht gewesen bin."

Albertine verstand wenig oder nichts von militärischen Dingen; der Diensteifer ihres Gatten war ihr stets ein Gräuel gewesen, aber das fühlte sie trotz alledem, daß nur



Digitized by Google

ein ganzer Mann ſo ſprechen konnte. Noch klangen die feigen, zitternden Worte ihr im Ohre, die ſie an anderer Stelle heute gehört: „Meine ganze Carrière wäre verdorben, ich müßte quittiren!“ Ein Grauen erfaßte ſie, wenn ſie dieſes Augenblickes gedachte. Und dagegen die ſchlichte, ernſte Redeweiſe ihres Gatten: „Ich empfinde keine Reue über meine Handlungsweiſe, denn mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich im Recht geweſen bin!“ — Mochten ſie ihn ſchroff und hochmüthig nennen, mochten ſie ihn kränken und verläſtern, ſeine Frau wenigſtens würde den tiefinnerlichen Werth dieſes Mannes nie mehr verkennen. In aufrichtiger Bewunderung, in tiefſter Reue barg ſie ſchluchzend ihr Haupt an ſeiner Bruſt.

„Nun, nun, Albertine,“ ſprach er mit ſanfter Stimme, des eigenen Leides vergeſſend, da er ſie weinen ſah, und ſeine Arme umſchloſſen warm und feſt die bebende Geſtalt, „Du mußt Dich von dem Unglücke, das uns betroffen, nicht allzu ſehr zu Boden drücken laſſen. Sieh, wir Beide haben uns ja noch, und vielleicht iſt es beſſer für unſer Glück, daß Alles ſo gekommen iſt. Wir werden uns nun gegenſeitig ſo viel mehr ſein können, als bisher; ich werde einer holden Tröſterin nun oft bedürfen. Aber auch die Stunden des Leides gehen vorüber und werden mit der Zeit verwunden; die Zukunft kann uns wieder frohe Tage bringen. Es nimmt ja nicht Alles im Leben eine ſchlimme Wendung. Sieh, liebes Kind, da iſt zum Beiſpiel die thörichte Geſchichte mit unſerem Theodor, die, wie es ſcheint, nun eine ganz befriedigende Löſung findet; ich war nur in der letzten Zeit zu mißgeſtimmt und auf-

Digitized by Google

geregt, um ruhig mit Dir darüber sprechen zu können und Dir zu sagen, daß ich in dieser leidigen Angelegenheit, die ich von Anfang an durchschaute, für Deinen Bruder ein wenig Vorsehung zu spielen gedachte. Du mußt nämlich wissen, Kind, daß ich vor einigen Tagen der in Frage stehenden jungen Dame persönlich meine Aufwartung machte."

„O Kurt," sagte Albertine leise und schlug beschämt die Augen nieder, „dazu hast Du Dich entschließen können um meines Bruders willen!" Wie schämte sie sich nun all' der häßlichen, ungerechten Vorwürfe, die sie ihrem Gatten über seine scheinbare Theilnahmslosigkeit innerlich gemacht, ihm, der noch an die Ihren denken, für die Ihren handeln konnte zu einer Zeit, wo ein schwerer, keinem Menschen eingestandener Kummer sein eigenes Herz bedrückte.

„Nun, liebes Herz, es war lange nicht so schlimm, als Du Dir am Ende vorstellst," antwortete der Oberst mit einem schwachen Versuche, zu lächeln, der ihm in seiner jetzigen Stimmung noch nicht recht gelingen wollte. „Da ich nämlich von der Richtigkeit des alten Erfahrungssatzes überzeugt bin, daß in Liebesangelegenheiten Ermahnungen älterer Freunde durchaus unfruchtbar zu sein pflegen, weil die Jugend in solchen Dingen meist sehr störrig ist und viel lieber durch eigenen Schaden, als durch weise Lehren Anderer klug werden will, so beschloß ich von vornherein, von einer Auseinandersetzung mit Theodor gänzlich abzusehen und mich lieber gleich an eine andere Adresse zu wenden. Das Fräulein war anfänglich allerdings sehr

überraſcht über meinen Beſuch, dem ſie offenbar in erſter Linie Verehrung für ihre eigene Perſon und künſtleriſchen Leiſtungen zu Grunde legte. Als ich jedoch meinen Namen nannte, ſchien ihr der Zuſammenhang zwiſchen meiner Perſon und ihrer bevorſtehenden Verlobung ziemlich raſch klar zu werden, was zur Folge hatte, daß die Temperatur ihres anfänglichen Entgegenkommens um mehrere Grade ſank und nun faſt kühl zu nennen war. Ich ließ mich jedoch dadurch nicht abſchrecken und ſteuerte muthig auf den Kernpunkt meiner geplanten Attacke los. Ich fragte ſie, ob ſie, die im Begriffe ſtände, ſich mit dem Bruder meiner Frau zu verloben, denn auch wiſſe, daß der junge Mann, der im beſten Falle noch ſechs bis acht Jahre auf eine Staatsanſtellung zu warten habe, vorderhand über gar keine und ſpäter, in ganz unbeſtimmter Ferne, über äußerſt beſcheidene pekuniäre Mittel zu verfügen haben würde. Dieſe meine Behauptung wurde natürlich mit dem allerungläubigſten Geſichte entgegengenommen. Sie ſei nicht albern genug, verſetzte ſie ſchnippiſch, um ſich durch derartige Vorſpiegelungen von dem Manne ihrer Wahl, an dem ſie mit allen Fibern ihrer Seele hänge, abſpenſtig machen zu laſſen; übrigens habe ſie von Herrn Bäumer's Freunden ganz andere Aufſchlüſſe über deſſen Vermögensverhältniſſe erhalten. Ein zukünftiger Großgrundbeſitzer, deſſen betagte Mutter doch auch nicht ewig leben werde, und ſo weiter. — Na, Albertine, daß ich's nur offen geſtehe, etwas wie Genugthuung habe ich doch darüber empfunden, aus den Worten der gewandten kleinen Abenteurerin zu erfahren, daß ich — ohne von meiner

Digitized by Google

Abneigung gegen dieſe Herren irregeleitet worden zu ſein — ſofort das Richtige vermuthet hatte, nämlich daß Baron Brunn und ſeine Freunde die erſten Beziehungen zwiſchen Theodor und der jungen Dame angebahnt hatten, vielleicht um ſich auf dieſe Weiſe die Letztere ein- für allemal vom Halſe zu ſchaffen. Ich weiß zur Begründung dieſer Anſicht allerdings nur den Umſtand anzugeben, daß die jungen Herren, wahrſcheinlich um den bürgerlichen Bräutigam annehmbarer zu machen, von ſeinen ungemeſſenen Reichthümern gefabelt haben müſſen.

Da gab es nun freilich ein bedenklich langes Geſicht, als ich ihr die Wahrheit klar machte. Einen noch größeren Eindruck als die Schilderung des kleinen Haidhofes machte ihr jedoch die gleichfalls unerwartete Thatſache von drei weiteren Schweſtern Theodor's; die Schauſpielerin hatte bis dahin nur von Frau v. Schließmann gehört. Als ich nun gar der in verhältnißmäßig noch ſo jugendlichem Alter ſtehenden Mutter erwähnte, und daß dieſer laut teſtamentariſcher Verfügung bis zu ihrem Tode der alleinige Beſitz des Familiengutes zugeſichert iſt, da hatte ich gewonnen.

„Das ſind ja unendlich traurige Ausſichten für unſere Liebe," ſagte die kleine Spekulantin kopfſchüttelnd ein über das andere Mal, mit einem nicht ganz glücklichen Verſuche, ihrem Schmerze einen tragiſchen Anſtrich zu geben. Dann murmelte ſie etwas von ‚edlem Entſagen', welches Stichwort ich mit Freuden aufgriff, um ſofort einzufallen:

„Ja, mein Fräulein, Sie haben das Richtige getroffen;

Digitized by Google

aber wenn es wirklich Ihr unwiderruflicher Entſchluß iſt, Theodor die Hoffnung auf Ihre Hand zu verſagen, ſo müſſen Sie auch den Muth finden, ihm dieſen Entſchluß ſelbſt mündlich oder ſchriftlich mitzutheilen, denn eine Einmiſchung unſererſeits würde dem armen jungen Mann jedenfalls durchaus unſtatthaft erſcheinen."

Was nun geſchehen wird, mein liebes Kind, iſt leicht vorauszuſehen: ſie wird ihm kaltblütig den Laufpaß geben, oder hat ihm denſelben vielleicht ſchon ertheilt, da ihr die Spekulation nicht mehr vortheilhaft erſcheint; der arme, thörichte Theodor aber wird über die erlittene Täuſchung oder Enttäuſchung ein wenig Herzweh empfinden und ſich vermuthlich ein paar Wochen lang ſehr unglücklich fühlen. Doch in der Jugend heilen ſolche Schmerzen raſch; nur in ſpäteren Jahren darf das Menſchenherz in ſeinen heiligſten Gefühlen keine Enttäuſchung mehr erfahren, wenn es nicht an der erhaltenen Wunde langſam verbluten ſoll. Dank ſei dafür dem Himmel," ſchloß Herr v. Schließmann mit tiefernſter Stimme, indem er feuchten Auges die Arme um ſeine junge Gattin ſchlang, „daß ſeine Hand mich nicht getroffen in dem, was mir das Theuerſte auf Erden, daß nur meinem Ehrgeiz, nicht aber meinem Herzen heute eine ſo tiefe Wunde geſchlagen worden iſt!"

„Dank ſei dafür dem Himmel!" wiederholte Albertine leiſe und lehnte ſchweigend ihr Haupt an ſeine Bruſt.

Digitized by Google

# Die schöne Kosleh.

## Ein afrikanisches Frauengemälde aus der Neuzeit.

Von

**Ewald Paul.**

(Nachdruck verboten.)

Im Osten Afrika's lagert zwischen dem Nilgebiete und dem Meere — von diesem nur durch einen schmalen Küstenstreifen, den Wohnsitz der Danakilneger, getrennt — das mächtige abessinische Bergland, eines der merkwürdigsten und interessantesten Gebiete des Kontinents.*) In mehreren Stufen, die von mächtigen Gebirgen gekrönt sind, erhebt sich das Land aus der Ebene zu einer Höhe von etwa 15,000 Fuß terrassenförmig, zumal im Osten, dem rothen Meere zu, von wo der Aufstieg ungemein schwierig und jede Stufe von hohen Wänden nach auf- und abwärts begrenzt ist, mehr allmählig hingegen gen Westen, zum Flachlande Sennaars verlaufend. So stellt sich denn Abessinien gleichsam als eine gewaltige Felsenburg dar, mit mächtigen Wällen ostwärts und einem natürlichen Glacis auf der entgegengesetzten Seite: zum blauen Nil und seinen Nebenflüssen.

---

*) Vergl. auch Jahrg. 1887. Bd. X.

Digitized by Google

Am Fuße der Berge herrscht die tropische Waldgegend, und auch auf den untersten Terrassen findet man die Erzeugnisse der Aequatorzone, den Kaffeebaum und den riesigen Baobab, allerlei Palmen und echte Wuchergewächse der Tropen. Höher hinauf liegt die sogenannte „Woina-Degas", in welcher der Weinstock, die Dattel und Orange gedeihen. Aprikosenbäume und schwerbeladene Pfirsichbäume füllen die Gärten und im Schatten der Sykomoren und Oelpalmen liegen zahlreiche Dörfer, von fruchtbarem Lande umgeben, das immergrüner Baumschlag ziert. Noch weiter hinauf aber beginnen die eigentlichen abessinischen Alpen, die Hochebene wird rauher und rauher, die Raubthiere verschwinden, nur hin und wieder zeigt sich eine hungrige Hyäne, der Baumwuchs wird immer dürftiger. Kleewiesen, verkrüppelte Mimosen und eine krautartige Pflanze in Palmenform gewähren allein einige Abwechslung vom kahlen Gestein ringsum. Und hier und da glitzert sogar die schneeige Kuppe einer hohen Bergspitze im blendenden Strahl der afrikanischen Sonne.

Das eigentliche Leben entfaltet sich in den mittleren und unteren Stufen, in denen ein eigenartiger Menschenschlag, ein seltsames Gemisch von Schönheit und Verkommenheit haust. Allzu schmeichelhaft für die Bevölkerung lautet das Urtheil des französischen Forschungsreisenden Achille Raffray, wenn er sagt: „Der Reisende sieht in Abessinien überall eine wirkliche Civilisation, welche allerdings im Laufe der Zeit immer die gleiche geblieben ist. An prächtigen Gestalten ist kein Mangel, sei es, daß wir den Blick auf den herrlichen Mädchen-

gestalten haften lassen, die, mit dem Henkelkruge auf dem Haupte, stolz nach dem Brunnen gehen, oder die ehrwürdigen Greise beobachten, die Fürsten in Begleitung ihrer Krieger und Diener, die Reiter auf ihren reichgeschirrten Maulthieren, mit ihren Wurfspießen, krummen Säbeln, silberbeschlagenen Schilden, in weiße und rothe Gewänder gehüllt. Man findet alle Hautfarben vertreten, vom Hellgelb bis zum tiefsten Schwarz, doch ist die herrschende Farbe kastanienbraun. Gleich mannigfaltig sind auch die Gesichtszüge, doch nähern sich dieselben sehr dem europäischen Typus, der namentlich bei schönen Frauen auffallend sich kundgibt."

Dieser Franzose sah demzufolge wohl nur die Lichtseiten, und denen läßt sich genug Schatten entgegenstellen. Aber Eines ist wahr: an prächtigen Gestalten ist kein Mangel und besonders an schönen Weibergestalten nicht, wie denn das schöne Geschlecht in Abessinien überhaupt viel sympathischer ist, als die Männer, denen man Rohheit und Falschheit nicht mit Unrecht vorwirft, während den Frauen das Prädikat der Schönheit, Grazie und Sanftmuth gebührt.

Im Norden Abessiniens — dem einstigen Königreich Tigre und der heutigen Provinz gleichen Namens — ist die Heimath der Heldin unserer Geschichte, an der Grenze zur Amhara, die den mittleren Theil des afrikanischen Alpenlandes ausmacht. Ein einfaches Dorf mit wenig über einem Dutzend Hütten, zwischen Bergen versteckt, dort hauste sie mit ihren Eltern und Geschwistern und Gespielen. Sie war eines jener Geschöpfe, die der afrikanische Sklavenhändler hochschätzt, eine jener Schönheiten

Digitized by Google

aus den abeſſiniſchen Hochlanden, deren Haut weicher iſt als Atlaß und Sammt und jenen wunderſamen matten Glanz aufweist, der, wenn ſich ein Sonnenſtrahl mit ihm vermählt, einen dunklen Seidenflor über goldigem Untergrund erſcheinen läßt. Geſchmeidigen, wohlgeformten Körpers, mit den feuchtſtrahlenden Augen der Gazelle und dem ſüßen, ovalen Profil ihres Geſichts, das eine klaſſiſche Naſe barg, und einem Mündchen wie ein Kirſchkern, zwiſchen deſſen friſchen Lippen Perlzähne ſchimmerten, konnte ſie wohl einen Mann entzücken. Jung ſchon, wie dies in Abeſſinien der Gebrauch, war ſie einem Nachbarsſohne verlobt worden, im zarten Alter von zwölf Jahren. Aber man reift früh in jenem Klima, weit früher denn bei uns, freilich, um ebenſo viel früher wieder zu verwelken. Die Verlobungszeit dauert drei Monate, und während derſelben kam der Bräutigam häufig zu den Schwiegereltern und zwar niemals ohne ein Geſchenk für dieſelben oder ſeine zukünftige Lebensgefährtin. Der Hochzeitstag war bereits feſtgeſetzt, binnen wenigen Tagen ſchon ſollten ſich die Geladenen einfinden. Da, eines Abends — es tobte gerade ein fürchterliches Unwetter draußen, und man pflegte ſich unter ſicherem Obdach am praſſelnden Feuer, ſtreckte die müden Glieder auf die riemenbeſpannten Algas *) und labte ſich am ſelbſtgebrauten Biere und gegohrenen Honigwaſſer — brach ein Sklavenjäger mit ſeiner Horde in's Dorf und entführte die, welche ihm begehrenswerth erſchienen.

*) Ruhebetten.

Am anderen Morgen befand sich Kosleh nebst Mutter und Schwester und etlichen anderen Leidensgefährtinnen auf dem Wege nach Chartum, dem Centrum des nordostafrikanischen Menschenhandels. Ihr Vater jedoch, ihr Verlobter und manche Andere, welche die Ihrigen zu vertheidigen gesucht, lagen daheim in ihrem Blute.

Wer etliche Wochen später von Korosko, wo der Paradiesesstrom, wie die Egypter den Nil heißen, den ersten größeren Bogen nach Südwesten einschlägt, flußaufwärts gefahren wäre, würde mehreren mit Sklaven angefüllten Barken begegnet sein, auf deren einer sich auch Kosleh befand. Aber schwerlich würde man ihm erlaubt haben, sie zu sehen, die, mit anderen braunen Mädchen in eine besondere Zelle des Schiffes eingesperrt, sich in Thränen der Sehnsucht auflöste nach ihrer Heimath, der Mutter und Schwester. Die Spekulanten in Menschenfleisch kennen kein Mitleid, selbst die europäischen nicht, denn auch „Himmelssöhne", wie der Eingeborene die Europäer benennt, treiben im Sudan dies schmachvolle Gewerbe.

Ein Grieche hatte Kosleh im verwinkelten Viertel des Suk-el-Baſcha zu Chartum, der „Hauptstadt der Hölle", entdeckt und gekauft. Kaltblütig trennte er sie von den Ihren und schaffte sie nach Kairo, wo ihm für seine Waare ein hoher Preis winkte.

Die meisten dieser armen Wesen vergessen übrigens bald ihr trauriges Loos und träumen gar goldene Haremsträume. Aber Kosleh freute sich nicht auf das Leben im stolzen Pharaonenlande, denn sie hing an den heimischen Bergen und verzehrte sich vor Schmerz über ihre Entführung.

Digitized by Google

Welchem Leben ging auch ſie, das freie Kind der Berge, entgegen? Wenn auch einem Leben ohne Sorge und Arbeit, in Pracht und üppiger Fülle, immer doch der Abgeſchloſſenheit, der Einſamkeit hinter Haremsgittern! Wie in den übrigen mohammedaniſchen Landen iſt auch in Egypten die Frau ein untergeordnetes Weſen, gewiſſermaßen die Dienerin des Mannes und nicht ſeine Gefährtin, denn ſie muß Alles thun, was er will, das Hausweſen beſorgen, das Vieh hüten und pflegen, die Bedarfsartikel der Familie anfertigen und ſchließlich, wenn ſie alt geworden, einem jungen Weibe Platz machen und dieſem dienen. Wenig beſſer ergeht es den Frauen der Reichen. Zwar verbringen ſie, umgeben von vielen Sklavinnen, ihr Leben meiſt im ſüßen Nichtsthun, doch immer abgeſchnitten von der Außenwelt. Wenig Freude und wenig Freiheit wird ihnen zu theil. Selten können ſie das lebhaft pulſirende Leben da draußen beobachten, dann aber ſcharf bewacht und ſtreng verſchleiert. Bälle und Konzerte in unſerem Sinne haben ſie nicht, es ſei denn, daß ihnen ihr Herr und Gebieter ein Feſt veranſtaltet, bei dem ſie ſich mit Eſſen und Trinken, Singen und Tanzen vergnügen und zu denen ſie ſich andere Damen, aber auch nur ſolche, einladen dürfen.

Und doch iſt das goldene Haremsgefängniß vielen Afrikanerinnen ein erſehntes Paradies, in dem ſie ſich glücklich fühlen, da ſie ein beſſeres Daſein nicht kennen. Unſere Heldin kannte ein beſſeres! —

Im Frühjahr des Jahres 1880 war der Sklavenmarkt der egyptiſchen Hauptſtadt — und Kairo hat noch

heute einen Sklavenmarkt, trotz allen europäischen Einspruchs — sehr reich besetzt. Es war gerade eine neue Sendung aus Chartum eingetroffen und darunter die schöne Kosleh. Eines Tages machte sich ein schmucker Offizier, ein junger Türke im Dienste Seiner vicekönigliche Hoheit des Khedive, auf den Weg nach dem Sklavenviertel, um dort ein Weib zu suchen nach seinem Gefallen. Es dauerte lange, ehe er an's Ziel gelangte, ein gewaltiges Gebäude mit vielen Schlupfgängen und Hinterthüren. Da gab es, versteckt zwischen Ställen und Waarenräumen, hübsche Höfe, mit Palmen und Bananen bepflanzt und in der Mitte einen erquickenden Springbrunnen, um den sich „pechschwarze" Nubier neben „blauen" Gallas und „braunen" Söhnen des abessinischen Berglandes tummelten, lachend und schwatzend, als seien sie frei und nicht Sklaven, Waare, um die man mit schnödem Gelde feilscht.

Aber der Sklavenschech, in malerische Beduinentracht gehüllt und sehr würdevoll und behäbig ausschauend, führte den jungen Türken noch weiter zu einem im Seitengebäude befindlichen luftigen und anmuthig ausgestatteten Gemache, das die besseren Sklavinnen barg. Bald waren sie handelseins und Kosleh, die kaum vierzehnjährige Tochter Tyreh's, gehörte dem jungen Türken. Jedoch sie war schön, zu verführerischer Schönheit erblüht, mit wundersamem Ebenmaß der Formen begabt und von einem offenen, freundlichen Wesen, das einen Mann wohl berücken konnte. Der junge Offizier lernte sie bald lieben, er war bestrickt von ihrer Anmuth und

Digitized by Google

überhäufte ſie mit Aufmerkſamkeiten. Und auch ſie lernte den ſchönen und ſtolzen Moslim lieben, ſie vergaß an ſeiner Seite das Drückende der arabiſchen Sitte, die das Weib einengt in die Rolle einer Sklavin, denn der Geliebte war frei von den Vorurtheilen ſeiner Glaubensgenoſſen und löste der, die er Gattin nannte, nach Möglichkeit die Feſſeln des Sklaventhums.

So vergingen die nächſten Jahre. Der Lieutenant avancirte Dank ſeiner in manchen Kämpfen bewieſenen Tapferkeit bald zum Oberſt. Die Regierung am Pharaonenſtrom vertraute ihm und machte ihn ſchließlich zum Gouverneur Kaſſala's, wodurch Kosleh ihrer Heimath wieder nahe kam.

Die romantiſche Umgebung dieſes Hauptortes im fruchtbaren Takalande erinnert in Vielem an das ſüdlich daran ſtoßende Abeſſinien. Ueber der Stadt erhebt ſich eine Granitmaſſe, die mit gewaltigen unerſteigbaren Kuppen geſchmückt iſt, und ringsum lagert Trümmerwerk und Geröll. Ein Alpenſtrom rollt aus den Hochlanden, in welchen Kosleh das Licht der Welt erblickt, ſeine Fluthen in die Ebene, und an ſeinen Ufern erhebt ſich eine Kette majeſtätiſcher Felsdome, von deren höchſtem das junge Weib oft den wundervollen Ausblick in ihre Heimath genoß.

Auch eine Reiſe dorthin unternahm ſie mit dem geliebten Manne, der, äußerſt thätig für die Erſchließung des an jungfräulichem Boden ſo überreichen Sudan, oft ſeine Expeditionen bis dicht an die abeſſiniſche Grenze ausdehnte. Sie ſah und lernte viel, und ihre Wiß-

Digitized by Google

begierde ſtieg zugleich mit den Plänen ihres Mannes, den ſie immer mehr zu ſchätzen wußte, und der an ihr allezeit eine treue Gefährtin fand. Aber nur kurzes Glück war ihr beſchieden.

Die böſen Zeiten des vom Mahdi entfachten Aufſtandes kamen. Immer weiter drangen die Parteigänger des Mahdi, und eine nach der anderen der egyptiſchen Garniſonen im Sudan ergab ſich den Empörern. Osman Digma, einer der gefürchtetſten und unermüdlichſten Generäle des falſchen Propheten, warf ſeine blutgierigen Horden auch vor Kaſſala, dieſe wichtigſte egyptiſche Feſtung im Oſtſudan. Tauſende und aber Tauſende ſchwarzer und brauner Kämpfer lagerten ſich um die Stadt, deren Bewohner mit Entſetzen dem wilden Treiben außerhalb der Wälle zuſahen. Manche Nacht ſchreckte ſie ein Höllenlärm aus dem Schlafe, eine plötzliche Attaque oder eine Fantaſia (Feſtlichkeit), welche die Belagerer abhielten, ſobald irgend eine Freudenbotſchaft eintraf. Und an ſolchen Nachrichten fehlte es für die Rebellen damals nicht.

Die Sit *) Kosleh war bei ihrem Manne geblieben, der vergebens ſeine Ueberredungskunſt verſucht hatte, um ſie nach der Hafenſtadt Maſſaua in Sicherheit zu bringen. Sie verließ ihn nicht und verſcheuchte durch ihren hohen Muth und die Zuverſicht in die Tapferkeit der Ihren die Bangigkeit, die ſich der übrigen Soldatenfamilien bemächtigt hatte. Die Fellahfrauen — und es hatten viele der egyptiſchen Soldaten ihre Sits mit ſich geführt —

*) Sit = Frau.

Digitized by Google

verzweifeln leicht, aber Kosleh ſtärkte ihren Muth und ging ihnen in der Unterſtützung der Männer beim harten Vertheidigungskampfe voran. Man ſchaffte Munition an die bedrohten Stellen, ſchleppte den Mundvorrath dahin, wo man ihn benöthigte, und insbeſondere war die Pflege der Kranken und Verwundeten ihre Beſchäftigung.

Monate lang hielt man ſo aus. Der Proviant ging auf die Neige, dennoch verzagten die Vertheidiger Kaſſala's nicht. Man hoffte ja auf baldigen Entſatz aus der Nachbarſchaft. Engländer waren im Verein mit einer egyptiſchen Armee auf dem Wege, die bedrohten Punkte im Oſtſudan zu entſetzen. Bald mußten ſie auch nach Kaſſala kommen! —

Vergebliche Hoffnung! Die Hilfe blieb aus, obſchon man die Nothlage kannte, in welcher die kleine Garniſon, die ſich nun ſo lange ſchon gegen die Banden des Mahdi gehalten, ſich befand. Immer trüber wurden die Ausſichten. Vergebens entſandte der junge Feſtungskommandant Boten um Boten an die nächſten befeſtigten Poſten. Dieſe ſelbſt waren in bitterer Noth und einer nach dem anderen fiel. Endlich waren alle Kommunikationen Kaſſala's abgeſchnitten und Jeder, der die Lehmmauern der Stadt verließ, wurde Hyänenfraß, wie es damals im Sudan hieß. Es gab keinen Pardon mehr!

Krankheiten, und nicht zum Mindeſten der Hunger, räumten entſetzlich unter den Eingeſchloſſenen auf. Zu Schatten hatten Entbehrungen, Wunden und Fieber die Soldaten abgezehrt; aber die Verzweiflung um das Schickſal ihrer Familien gab ihnen Kraft, die Waffen noch zu tragen und zu führen.

Digitized by Google

Die Bergfeste im Takalande hielt sich am längsten von allen Garnisonen im Ostsudan. Aber es ging endlich auch zu Ende. Der wackere Kommandant wußte, daß er fallen mußte, denn die, die ihn hierher geschickt, ließen ihn im Stich. Die Engländer kannten seine Nothlage, auch sie blieben aus. Und nun hieß es, das Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Die Feinde hatten Verstärkung erhalten, und ein neuer Ansturm begann. Kosleh war ihrem Manne in den Kampf gefolgt, unbeirrt um die herumschwirrenden Pfeile und Kugeln. Heulend zerfleischten sich die wilden Gegner und dumpf dröhnten die Schläge des gehöhlten Elephantenzahnes und die klagenden Laute des Kuhhorns, eine infernalische Musik, durch das wüste Geschrei der Kämpfenden. Plötzlich gellte mächtiges Freudengeschrei ringsum — der Feind war in der Stadt.

Einer nach dem Anderen aus der Heldenschaar der Vertheidiger fiel. Auch den Kommandanten warf ein Säbelhieb zu Boden, und zwei herkulische Arme wollten das junge Weib als gute Beute umfangen. Aber sie ergriff das Schwert des gefallenen Gatten, durchbohrte damit ihren Bedränger und kämpfend, gleich einer Amazone, fiel die edelmüthige Afrikanerin an dem Tage, da Kassala den Mahdisten erlag.

Am anderen Tage sandte man das Haupt der schönen Kosleh, gemäß dem Gebrauch jener Wilden, als blutige Trophäe in die Residenz des Mahdi nach Omdurman.

In den Zeitungen aber las man bald darauf die kurze Anzeige, daß eine bildschöne junge Abessinierin, die



Digitized by Google

Frau des Kommandanten von Kassala — jener Festung, die beinahe drei Jahre dem Heere des Mahdi widerstand — beim letzten Kampfe den Tod gesucht, weil sie ohne den, welchen sie liebte, nicht mehr leben wollte.

---

# Der erste Schritt in's Leben.

## Sitten und Gebräuche bei der Geburt des Kindes.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

**A. Berthold.**

(Nachdruck verboten.)

Zwei Momente des Lebens werden überall als die wichtigsten betrachtet: die Geburt und der Tod, der Eintritt in das Leben und der Austritt aus demselben. Während es aber kein Volk, und sei es auch das unkultivirteste, gibt, welches nicht dem Leichnam eines seiner Angehörigen besondere Ehren erwiese oder nicht besondere Feierlichkeiten beim Absterben eines Stammes- oder Familiengenossen veranstaltete, ist der Gebrauch, die Geburt eines jungen Weltbürgers festlich zu begehen, keineswegs so allgemein, als man gewöhnlich glaubt.

Digitized by Google

Zwar pflegt selbst bei wilden Völkerschaften hier und da eine Ceremonie stattzufinden, die interessant genug ist, um sie dem Leser vorzuführen, wenn man aber einen Ueberblick über die verschiedenen Gebräuche bei der Geburt eines Kindes zu gewinnen sucht, entdeckt man sehr bald, daß ein bedeutender Unterschied zwischen den Völkern besteht, welche in Einzelehe leben, und denjenigen, bei denen die Vielehe eingeführt ist. Ein freudiges Ereigniß, das gefeiert wird, ist die Geburt eines Kindes in der Familie fast ausnahmslos nur in den Ländern, wo der Mann nur eine Ehefrau hat. Wo er dagegen, wie bei den Mohammedanern und anderen polygamischen Völkern, nicht nur mehrere Frauen, sondern außerdem auch oft Sklavinnen gewissermaßen als Frauen zweiter Klasse besitzt, werden sehr wenig Umständlichkeiten gemacht, wenn ein Kind geboren wird. Es mögen diese Ereignisse gar zu oft vorkommen, als daß sie noch ein Interesse einzuflößen vermöchten.

Betrachten wir erst die bei der Geburt eines Menschen gebräuchlichen Ceremonien im Alterthume.

Bei den Griechen und Römern hatte der Vater ein absolutes Recht über Leben und Tod seines neugeborenen Kindes. Er konnte es tödten, unmittelbar nachdem es geboren war, oder er konnte es auch sofort verkaufen, wenn er wollte. Es bedurfte daher eines besonderen Aktes, durch welchen der Vater gewissermaßen dem Kinde das Leben schenkte. In Rom wurde deshalb dem Vater das Kind hingereicht oder vor die Füße gelegt. Schloß er es in seine Arme, so erkannte er dessen Berechtigung auf

das Leben an. Auch durch Streichen über die Brust deutete er seine väterliche Gewalt und gewissermaßen die Begnadigung des Kindes zum Leben an, ließ er es unbeachtet liegen, so war es der Aussetzung verfallen.

Auch der Athener war berechtigt, seine neugeborenen Kinder nach Belieben dem Tode oder dem Leben zu weihen. Sobald dieselben das Licht der Welt erblickt hatten, legte man sie auch dort zu seinen Füßen nieder. Hob er sie auf, so waren sie gerettet, genügte aber sein Vermögen zur Erziehung und Erhaltung vieler Kinder nicht, oder nahm er Anstand an irgend einem körperlichen Fehler oder Gebrechen des neugeborenen Kindes, so durfte er nur seinen Blick von demselben abwenden, und das Kind wurde ausgesetzt oder getödtet.

Insbesondere barbarisch verfuhr man neugeborenen Kindern gegenüber bekanntlich in Sparta, wo ein Gesetz befahl, daß alle Kinder, welche irgend einen Fehler oder ein Gebrechen an sich hatten, sofort nach der Geburt mit durchstochenen Füßen auf dem Taygetusgebirge ausgesetzt würden, wo sie bald den wilden Thieren oder dem Hunger und den Einflüssen der Witterung zum Opfer fielen.

Nur die Thebaner sollen in Griechenland eine anerkennenswerthe Ausnahme von dieser Barbarei gemacht haben, denn nach dem Zeugniß des Schriftstellers Aelian war bei ihnen das Aussetzen eines Kindes bei Todesstrafe verboten. In dem hochgebildeten Athen dagegen herrschte noch lange die traurige Sitte, daß selbst noch zwei Monate nach der Geburt eines Kindes eine Magistratsperson

daſſelbe unterſuchte und beſtimmte, ob das Kind auszuſetzen ſei oder am Leben bleiben dürfe.

Gleich barbariſche Gebräuche finden wir heute nur noch in Aſien, und zwar in China und in Japan.

Die Chineſen verfahren auch heute noch mit ihren neugeborenen Kindern in einer geradezu fürchterlichen Weiſe. Die armen Kinder werden entweder getödtet, indem der Vater das Neugeborene erſtickt, ſie werden in die Flüſſe geworfen oder auf die Straße geſetzt, wo ſie dann bald durch Ueberfahren, durch Hunde u. ſ. w. in grauſamſter Weiſe ihren Tod finden. In den großen Städten namentlich iſt dieſes Ausſetzen der Kinder am gewöhnlichſten, und, wie Miſſionäre melden, werden in Peking allein täglich vierundzwanzig, im Jahre alſo neuntauſend Kinder auf der Straße dem ſicheren Tode preisgegeben. Man wird darnach nicht zu weit gehen, wenn man annimmt, daß jährlich etwa fünfzigtauſend Kinder in ganz China unmittelbar nach der Geburt getödtet werden. Dieſe Grauſamkeit den Nachkommen gegenüber, die man ſelbſt bei Thieren nicht findet, iſt indeß keineswegs in China ein unerlaubtes Ding, vielmehr iſt der Vater durchaus berechtigt, ſeine Kinder zu tödten. Insbeſondere die Mädchen ſind vollſtändig ohne jeden Anſpruch auf das Leben, während von den Söhnen ſtets der dritte am Leben gelaſſen werden muß. Natürlich machen von dieſem grauſamen Rechte nur gefühlloſe und ſehr arme Chineſen Gebrauch; der gebildete und vermögende Chineſe freut ſich jedenfalls ebenſo wie der Europäer, wenn die Frau, die er liebt, ihn mit einem Kinde beſchenkt.

Digitized by Google

Auch in Japan, das ja in seiner Religion und Verfassung China sehr ähnlich ist, hat heute noch der Vater das Recht, sein Kind gleich nach der Geburt zu ersticken oder es zu verkaufen. Indessen wird selbst Seitens der ungebildeten Japaner von diesem Rechte jetzt fast gar kein Gebrauch mehr gemacht.

Da wir gerade die Gebräuche bei Geburten in Asien betrachten, müssen wir noch erwähnen, daß in Tibet mit den neugeborenen Kindern eine Manipulation vorgenommen wird, welche stark an unsere Taufceremonie erinnert. Es muß nämlich bei diesem feierlichen Akt des Eintritts eines neuen Weltbürgers in das Leben immer ein Buddhistenmönch, ein Lama, anwesend sein, welcher den Neugeborenen in ein Gemisch von Milch und Wasser taucht und ihm unter Hersagung von Sprüchen aus den heiligen Schriften einen Namen beilegt. Ein Gastmahl, an welchem die Verwandten des betreffenden Hauses und der Priester theilnehmen, endigt die Feier.

Die Tataren benutzen die ihnen durch den Mohammedanismus gestattete Vielweiberei nur sehr selten, sie haben fast ausnahmslos nur eine Frau, deshalb wird auch von ihnen die Geburt eines Kindes viel festlicher begangen, als sonst bei den Mohammedanern. Auch bei den Tataren ist immer ein Priester, welcher Mulla genannt wird, bei dem Akt der Geburt zugegen, der mit dem Kinde unmittelbar nach der Geburt eine sehr eigenthümliche Manipulation vornimmt. Er legt dasselbe nämlich auf den Boden und flüstert ihm Segenssprüche in's Ohr, von welchen das kleine, zappelnde Ding natürlich

Digitized by Google

nichts verſteht; dann wird das Kind gefragt, ob es einen Namen haben wolle, und da es meiſt dieſem Wunſche durch Geſchrei Ausdruck gibt, ihm darauf feierlichſt ein Name beigelegt und mit einem Gebet die Feierlichkeit geſchloſſen.

Die Jakuten und Tſchuktſchen nehmen mit ihren neugeborenen Kindern eine ähnliche Manipulation vor, wie die Tataren. Das Kind aber erhält bei ihnen nicht einen wirklichen, ſondern einen Schimpfnamen, welcher möglichſt gemein, niedrig und ſchlecht ſein muß. Nach dem Glauben dieſer halbwilden Stämme lockt nämlich ein ſchöner Name die Geiſter herbei, die dem Kinde ſchaden könnten. Erſt in ſpäterer Zeit erhält das Kind dann ſeinen wirklichen und anſtändigen Namen, bei dem es jedoch nur von ſeinen nächſten Verwandten genannt wird. Fremden wird nur der Schimpfname anvertraut, damit dieſelben nicht mit dem wirklichen Namen irgend einen Zauber treiben können.

Auch in Hindoſtan herrſchen zum Theil grauſame Sitten bei einzelnen Kaſten und Ständen. Es war z. B. früher üblich, daß eine Kaſte, die Ragekumas, nur wenigen Mädchen das Leben ſchenkten, alle übrigen aber nach der Geburt achtlos bei Seite warfen und ſie durch Entziehung der Nahrung und jeglicher Pflege verkommen ließen. Dieſer Gebrauch wurde lange geheim gehalten, und ſelbſt im Jahre 1789 wußte die engliſche Regierung noch nichts davon. Erſt bei einer Reiſe entdeckte der engliſche Reſident den Sachverhalt, und trotz anfänglicher Mißerfolge gelang es der engliſchen Regierung, dem fürchterlichen Gebrauch ein Ende zu machen.

Digitized by Google

In Amerika finden wir insbeſondere in Mexiko und bei den Indianern einen eigenthümlichen Gebrauch, der uns beim erſten Begegnen außerordentlich überraſcht. Es iſt dies die Couvade, deutſch Bebrütung, oder das „Männerkindbett". Sobald nämlich eine Frau mit einem Kinde niedergekommen iſt, wird ihr nur kurze Zeit zur Ruhe gegönnt, dann muß ſie aufſtehen und ihren Arbeiten nachgehen, während der Mann ſich in's Bett legt und ſechs Wochen hindurch auf's Eifrigſte und Sorgfältigſte verpflegt wird. Während die Mutter des Kindes behandelt wird, als ſei gar nichts vorgefallen, wird der Vater auf's Sorgſamſte vor Zugluft gehütet, vor Aerger bewahrt und ſo behandelt, als ſei er die Mutter. Dieſer Gebrauch iſt aber nicht in Amerika aufgekommen, er ſoll vielmehr von Europa dorthin gebracht worden ſein. Meldet doch der römiſche Schriftſteller Diodorus von Sicilien, daß das Männerkindbett auf Korſika üblich geweſen ſei. Strabo behauptet in ſeiner Geographie, daß die Einwohner Spaniens vor ungefähr zweitauſend Jahren dieſem Gebrauch gehuldigt hätten, und in manchen Gegenden Südfrankreichs ſoll derſelbe ſelbſt heute noch insgeheim im Schwange ſein. Außerdem findet man ihn in einzelnen Theilen China's, in Oſtindien, in Weſtindien, im indiſchen Archipel und auch in Braſilien. Wodurch dieſer Gebrauch entſtanden, iſt nicht gut zu erklären. Die Indianer geben in der Regel als Grund an, daß das Kind mehr vom Vater, als von der Mutter ſtamme, und daß daher jede Unvorſichtigkeit des Vaters dem Kinde in den erſten Wochen ſeines Lebens durch gewiſſermaßen magiſchen Rapport

Digitized by Google

oder durch Sympathie Schaden bringen könne. Es wird daher kein Indianer in dieser Zeit auch nur Schnupftabak nehmen, trotzdem sie diesen sehr lieben, weil sie fürchten, das Niesen könnte dem Kinde ebenso schaden, wie jeder Fehler in der Diät. Einzelne Forscher behaupten indessen, diese Ceremonie habe dieselbe Bedeutung, wie das Aufheben des Kindes im alten Rom und im alten Athen, der Vater erkenne das Kind durch jenen Akt gewissermaßen an, oder er erwerbe sich die Eigenthumsrechte auf das Kind, denn bei einzelnen Völkern aller Welttheile erbten die Kinder früher Namen, Besitz, selbst Würden von der Mutter und nicht vom Vater.

Bei den mexikanischen Ureingeborenen fanden früher großartige Festlichkeiten statt, wenn einem Häuptling, einem Kaziken, ein Sohn geboren wurde. Nicht kürzer als acht Tage durfte die Feier währen. Am ersten Tage erschienen sämmtliche jungen Mädchen des Dorfes mit Palmenzweigen in den Händen vor der Hütte, in welcher der Neugeborene lag, umtanzten diese Hütte und klopften mit den Palmen an die Wände und an die Decke derselben. Dieses Anklopfen hatte eine symbolische Bedeutung und sollte bewirken, daß der Neugeborene dereinst ein großer Krieger werde. Gegen Abend lief die stärkste Frau des Ortes, mit einem eigenthümlichen Schurz von Straußenfedern bekleidet, der von der Hüfte bis an die Kniee reichte, in Gesellschaft der Mädchen im Dorfe umher. Mit einem Knüppel in der Hand drang diese Frau, welche man „Spinne“ nannte, wohl weil die um ihren Körper flatternden Straußenfedern Spinnenfüßen ähnlich

Digitized by Google

sahen, in die Hütten ein und prügelte alle Männer hinaus. Draußen wurden die Männer von den wartenden Mädchen wiederum mit Palmenzweigen gepeitscht. Am nächsten Tage fanden Wettringkämpfe der Mädchen und Knaben statt. Am dritten Tage versammelte sich endlich das ganze Dorf zum Tanz. Der vierte Tag brachte ein neues Vergnügen, nämlich einen Ringkampf, zu welchem die „Spinne" genannte Frau alle anderen Weiber im Dorfe herausfordern mußte. Am fünften Tage gab es wieder Tanz, am sechsten Ringkampf zwischen den Mädchen einerseits und den Knaben andererseits. An den letzten beiden Tagen aber traten endlich die Männer in ihre Rechte; dann mußten sich die Frauen und Mädchen zurückziehen, und die Indianer hielten Schmausereien und Trinkgelage, bei denen ununterbrochen Trommeln geschlagen und Gesänge angestimmt wurden.

In Nordafrika herrscht die Vielweiberei, weil dort der Mohammedanismus die Hauptreligion ist. Man kümmert sich daher dort wenig um die Geburt der Kinder. Aber auch für die Neger in West- und Ostafrika bedeutet die Geburt eines Kindes gar nichts. Es ist das ein Ereigniß, das man ebenso gleichgiltig hinnimmt, wie Regen und Sonnenschein, und zu feierlichen Ceremonien rafft man sich auch dort nur auf, wenn ein Erwachsener gestorben ist. Allerdings bespuckt man die Kinder kräftig in Ostafrika, wenn sie zur Welt gekommen sind, das geschieht aber nur, weil man dort dem Speichel eine heilkräftige Wirkung zuschreibt, der auch gleichzeitig ein Mittel gegen alle böse Zauberei ist. In West- und Ost-

afrika kann die Geburt eines Kindes nur dann Aufruhr in eine ganze Ortschaft bringen, wenn die Geburt unglücklich verläuft, insbesondere, wenn das Kind sofort stirbt. Sämmtliche Neger Afrika's sind nämlich von einem geradezu schauderhaften Aberglauben befangen, und führen alles Unglück, komme dasselbe nun in der Familie, im Felde, im Staate, ja selbst in der Natur vor, auf bösen Zauber zurück. Dieser böse Zauber muß durch einen Feind verursacht sein, und der Geschädigte hat die Verpflichtung, diesen bösen, feindlichen Zauberer zu ermitteln. Es geschieht dies dadurch, daß z. B. der Vater oder die Mutter des bei der Geburt verstorbenen Kindes [nachdenken, wer ihnen wohl diesen Zauber angethan haben könnte, und daß sie dann irgend Einen, auf den sie Verdacht haben, oft aber auch mehrere Personen ohne Weiteres des Zaubers in einer öffentlichen Versammlung beschuldigen. Gegen diese Beschuldigung gibt es weder eine Appellation noch einen Gegenbeweis. Der Angeklagte kann sich vielmehr nur einem Gottesgericht unterwerfen, welches in der Weise angestellt wird, daß unter allerlei Feierlichkeiten dem Angeklagten durch den Priester aus einer Kokosschale ein giftiger Trank übergeben wird, den er unter Verfluchungen und Beschwörungen trinken muß. Erfolgt nach kurzer Zeit Erbrechen, durch welches der genossene Trank wieder aus dem Körper entfernt wird, so gilt der Angeklagte für unschuldig, erfolgt dagegen das Erbrechen nicht, so gilt der Angeklagte für überführt und stirbt dann an dem ihm dargereichten Gift, wenn er nicht schon vorher von

Digitized by Google

allen Ortseinwohnern in barbarischer Weise umgebracht worden ist. Natürlich hängt lediglich von der Bereitung des Trankes seine Wirkung ab, und der Bestechung der Fetischpriester steht hier das weiteste Feld offen.

Wenden wir uns nun zu dem Hauptkultur-Erdtheil, zu Europa, wo fast ausnahmlos die Einzelehe herrscht, und wo überall die Geburt eines Kindes mit nur geringen Ausnahmen, welche durch Armuth und Noth hervorgerufen werden, mit Freude und Jubel begrüßt wird. Es liegt ein vortrefflicher Beweis für die fortgeschrittene Kultur des Europäers in dieser Freude darüber, daß wieder ein neues Mitglied der Gesellschaft zum Leben gekommen ist, in dieser Freude der Eltern darüber, daß ihnen der Himmel einen Nachkommen gewährt hat. Es wäre wunderbar, wenn bei solchem wichtigen Ereignisse sich nicht auch hier der über die ganze Welt verbreitete Aberglaube mit in's Spiel mengte, und so finden wir denn durch ganz Europa ausnahmlos die Annahme verbreitet, daß böse Geister über die Kinder eine ganz besondere Macht haben.

Zum Theil ist dieser Aberglaube auf die alten Göttersagen zurückzuführen und speziell auf die Asenlehre unserer nordischen Vorfahren. In dieser spielten eine bedeutende Rolle die Alben oder Zwerge, welche, wie man annahm, mit den Menschen beständig in Verbindung zu kommen suchen und deshalb gern kleine Kinder stehlen, an deren Stelle sie häßliche Albenkinder legen, die man dann, weil sie mit den wirklichen Menschenkindern verwechselt waren, „Wechselbälger" nannte. Es ist deshalb in Frankreich, Rußland, Deutschland an vielen Orten

Digitized by Google

noch jetzt üblich, ein geweihtes Licht an der Wiege des Kindes brennen zu lassen, damit die Alben, die „Unholde" genannt, welche im Christenthum natürlich aus nordischen Erdgöttern zu Teufelsgenossen wurden, keine Macht über das neugeborene Kind haben.

Auch die Geschichte von dem Wärwolf spielt eine gewisse Rolle, und man zündet gleichfalls geweihte Lichter an, oder segnet die Kinder besonders, damit ihnen der Wärwolf nicht schaden könne. Unter dem Wärwolf versteht man bekanntlich einen Menschen, welcher durch Zauberei in einen Wolf verwandelt worden ist, und dessen liebste Nahrung in kleinen, zarten Kindern besteht. Man muß deshalb die Neugeborenen vor ihm schützen, und manche Krankheit, mancher Kindestod wird in Gegenden, in welchen der Aberglaube besonders mächtig ist, noch heute für ein Werk des Wärwolfes ausgegeben.

Daß außerdem in allen den verschiedenen Gebieten des deutschen Reiches verschiedene eigenthümliche Gebräuche bei der Geburt eines Kindes im Schwange sind, ist selbstverständlich. Doch würde es unmöglich sein, auf alle diese oft auf krassem, kindischem Aberglauben beruhenden Ceremonien hier einzugehen, von denen viele dem Leser selbst bekannt sein werden. Ueberhaupt erforderte die halbwegs erschöpfende Darstellung unseres Thema's ein dickes Buch, und es konnte daher an dieser Stelle nur unsere Absicht sein, eine kleine Auslese aus der Fülle der Gebräuche zu bieten, die bei der Geburt des Kindes in Ost und West stattzufinden pflegen.

Digitized by Google

# Eine verhängnißvolle Parlamentsauflösung.

## Historische Skizze

von

**Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Glatt wie ein Spiegel, im Sonnenscheine goldig schimmernd, lag die unabsehbar weite Fläche des Mittelmeeres, und das Tiefblau des Himmels, der sich gleich einem Baldachin darüber spannte, war von keinem Wölklein getrübt. Der ganze Zauber des Südens umwob dieses Bild. Außer einigen wenigen im Hafen verankerten Schiffen war, so weit das Auge reichte, kein Wimpel zu erblicken, keines jener vielen Fahrzeuge zu schauen, die sonst nach Alexandrien strebten oder es verließen.

Aber der Mann, der dort an einem der Fenster des die Rhede von Alexandrien beherrschenden Kastells stand, der Mann, dessen nicht gerade ansehnliche Gestalt die Uniform eines Generals der französischen Republik umhüllte, dachte gewiß nicht an die Schönheit der Natur, denn der Ausdruck seines bleichen, Entschlossenheit verrathenden glattrasirten Angesichtes war finster, die breite, offene Stirne, hinter der ein eiserner Wille thronen mochte, kraus, und dräuend der Blick der tiefliegenden, dunklen,

Digitized by Google

geiſtvollen Augen. Auch die breite Bruſt, über welche er die Arme kreuzte, wogte unter ſchweren Athemzügen, ſo daß nicht zu verkennen war, er kämpfe mit ſich und ringe nach einem Entſchluſſe.

Und dem war auch ſo. Napoleon Bonaparte, der als Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Expedition nach Egypten im Kaſtell zu Alexandrien verweilte, ſtand an einem Scheidewege.

Was thun?! Im Lande der Pharaonen bleiben und deſſen Unterwerfung vollenden, oder nach Paris zurückkehren, dort Ordnung ſchaffen, das mit unſicherer Hand geführte Staatsruder ergreifen und die Feinde Frankreichs unſchädlich machen — das iſt die Frage! Eine Frage, deren Entſcheidung wohl überlegt werden muß, denn es ſteht Großes auf dem Spiele.

Bonaparte iſt ſich deſſen bewußt, er weiß, wozu er am 18. Mai 1798 Toulon verließ, nachdem er vorher ſeinen Soldaten zugerufen, die Augen Europa's ſeien auf ſie gerichtet und ſie hätten eine große Beſtimmung zu erfüllen. Ja mehr noch, er ſelbſt war es, welcher der Regierung Frankreichs, dem Direktorium, ſagte: „Wer Egypten erobert, der beherrſcht nicht nur das rothe Meer, ſondern kann auch Indien erreichen." — Er ſelbſt war es, der den Rieſenplan in all' ſeinen Einzelheiten ſo verlockend darſtellte, der auch in Abeſſinien ein Objekt, das des Eroberns werth, erblickte, der durch Beherrſchung ſeiner Karawanenſtraßen alle Schätze Afrika's, den Goldſtaub und das Elfenbein, an ſich reißen und durch den Beſitz der nach Mekka führenden Wege Handel und Wandel

aller der bis an den Senegal hinab gelegenen mohammedanischen Staaten nach Belieben regeln wollte, der Alexandrien zum Mittelpunkte des Handels im Mittelmeere, zum Stapelplatze der reichen Produkte Indiens bestimmte, und in dem Frankreich der Zukunft nichts anderes als eine Schatzkammer sah, in die aller Reichthum des Orients zusammenfließen sollte.

Und mit all' der Energie seines Wesens hatte er für die Verwirklichung dieses Planes Blut und Leben eingesetzt. In der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1798 war Alexandrien von etwa 19,000, von ihm, Kleber, Berthier und anderen Generälen befehligten Franzosen erobert, und bald darauf Murad Bey mit seinen Mameluken auf's Haupt geschlagen worden. Kairo war den Siegern in die Hände gefallen, und der Umstand, daß es der fliehende Feind geplündert und theilweise in Brand gesteckt, hatte sie ebenso wenig entmuthigt, wie der vernichtende Schlag, den Admiral Nelson gegen ihre Flotte am 1. August 1798 bei Abukir geführt. Verloren war die stolze Flotte, abgebrochen die Verbindung mit Frankreich. Aber Bonaparte hatte nicht gebebt, er hatte Suez eingenommen, war nach Syrien gezogen, hatte Jaffa erobert und am 16. April 1799 die Türken unter Djezzar Pascha beim Berge Tabor auseinander gesprengt; er hatte ferner, nicht im Stande, die Festung St. Jean d'Acre zu Falle zu bringen, seine Schaaren wieder nach Kairo geführt, und dem durch die Engländer unterstützten, aus Arabern und Mameluken bestehenden Feind nach der mörderischen Schlacht vom 23. Juli die Halbinsel Abukir entrissen; kurz, er hatte

Digitized by Google

mit verhältnißmäßig geringen Mitteln so viel geleistet, daß der vorhin angedeutete Plan in's Stadium der Verwirklichung getreten war.

Freilich wurde das Mittelmeer im Jahre 1799 nur von englischen Schiffen beherrscht, freilich waren alle egyptischen Häfen, also auch Alexandrien, von den Engländern blockirt, freilich hatten die Letzteren mit der Pforte ein Bündniß geschlossen, dessen Zweck nur die Wiedereroberung Egyptens sein konnte, aber welch' geringe Sorge für einen kriegerischen Geist von der Art Napoleon Bonaparte's! — Da ereilte ihn die Kunde, die Regierung Frankreichs sei durch Parteiherrschaft herabgekommen, unthätig, sie habe weder einen festen diplomatischen, noch einen Kriegs- oder Finanzplan, mit einem Worte: kein Regierungssystem, und es drohe nicht nur der Staatsbankerott, sondern auch feindliche Invasion, denn schon seien die Franzosen in Deutschland und Italien geschlagen worden. Und das war es, was ihn beunruhigte, und zwar deshalb, weil seine hochfliegenden Pläne, die mit Frankreichs Macht und Größe eng verknüpft waren, in Nichts zerfließen mußten, wenn dieses fiel.

Und es konnte fallen. Nicht Deutschland, nicht Oesterreich, nicht Britannien fürchtete Napoleon Bonaparte, aber er konnte nicht ohne leises Beben an Ludwig XVIII. denken. Das war das Schreckgespenst, das vor seiner Seele stand, und nicht die Republik schützen, sondern die Restauration verhindern wollte der Sohn des Prokurators von Ajaccio.

Ueber das Meer hin flog sein gebietendes Auge —

es sah Frankreich, Paris von zahllosem Volke belebt und sich selbst als Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, als Held gefeiert und als Triumphator begrüßt, als Oberhaupt des Staates auf den Schild gehoben. Das Bild, eine Fata Morgana der Phantasie, war entzückend und berauschend und sein Anblick wirkte entscheidend.

Napoleon Bonaparte trennte seine Augen von dem Meere, er trennte sie von der Säule des Pompejus, auf der die Namen jener Franzosen eingegraben waren, die bei Alexandriens Eroberung ihr Leben ließen, er trennte sie von dem Grab der französischen Flotte, von Abukir, er war der Zweifler und Träumer nicht mehr, sondern wieder der Mann, dessen Entschluß die That bedeutet.

Hochaufgerichtet, blitzenden Auges, als gelte es einer Armee zu gebieten, stand er am Fenster, Desjenigen harrend, den er eben durch ein Glockenzeichen gerufen. Derselbe trat ein. Es war Alexander Berthier, der Generalstabschef der Expedition, und mehr noch, der Einzige, dem gegenüber Bonaparte einen Theil seines Ich, die Zurückhaltung, verleugnete, dem er Vertrauen schenkte.

Berthier war eine hohe Kriegergestalt, die aber, wo es geboten erschien, die Geschmeidigkeit des Höflings annehmen konnte. Die beiden Generale besprachen nun die Lage. Sie wurden einig, daß Frankreich ein Mann fehle, der das Staatsruder mit starker Hand zu erfassen und sicher zu führen vermöchte. Und daß dieser Mann Napoleon Bonaparte heiße, dies sprach Berthier direkt aus, und stellte Napoleon die Rückkehr als eine Nothwendigkeit dar, der er sich beugen müsse. Es wurde daher von

Bonaparte beschlossen, Unteregypten schnell vollends zu unterwerfen, und dann die Reise völlig überraschend und unerwartet anzutreten. Das Unternehmen mußte, schon um die Soldaten nicht zu entmuthigen, bis zum letzten Augenblicke geheim gehalten werden.

Demgemäß wurde gehandelt. Boten flogen nach allen Seiten, die Operationen begannen auf's Neue, und als sie binnen Kurzem glücklich zu Ende geführt waren, da sah man auch im Hafen von Alexandrien fleißige Hände sich rühren. Zwei Fregatten und ebenso viel leichte Schiffe wurden ausgerüstet und auf die so blutig umstrittene Rhede von Abukir dirigirt.

Kaum waren sie daselbst angelangt, da sprengten von allen Seiten Offiziere hohen und niederen Ranges heran. Sie tauschten flüchtigen Gruß und thaten dann — wie ein Mann — dasselbe, sie öffneten ein Schreiben, das ihnen mit der Weisung zugestellt worden war, es an dieser Stelle zu lesen. Und dieses Schreiben enthielt, von Bonaparte unterzeichnet, den Befehl, sich unverzüglich auf den bereit liegenden Fahrzeugen einzuschiffen. Wie er stand und ging, ohne das mindeste Gepäck mußte Jeder dem Befehle entsprechen. Herrenlos standen die Pferde am Ufer, die Schiffe aber setzten alle Segel auf und strebten in's offene Meer hinaus, nur eine Schaluppe zurücklassend, die sich langsam dem Gestade wieder näherte.

In derselben befand sich ein höherer Offizier. Er hatte ein Schriftenpacket bei sich, das die Adresse des Generals Kleber und den Vermerk: „Nach 24 Stunden zu öffnen" trug. Als dies geschah, als man daraus er-

Digitized by Google

sah, daß Bonaparte den Adressaten zum Oberbefehlshaber der Armee und Desaix zum Kommandanten in Oberegypten ernannt, sich selbst aber nach Frankreich eingeschifft habe, da war das kleine Geschwader schon ferne der afrikanischen Küste, da floh es, in beständiger Angst vor den Engländern, gen Korsika.

Am 30. September 1799 war Bonaparte bereits in seiner Vaterstadt Ajaccio, wo er die hochgehenden Wogen der Parteileidenschaften zu besänftigen und ganz Korsika für das gemeinsame Vaterland Frankreich zu begeistern wußte. Am 8. Oktober stand er auf dessen Boden, einen Tag später war er in Fréjus. Und hier erfüllte sich der Traum zum Theile, der ihn am Fenster des Kastells von Alexandrien gegrüßt, hier sah er sich vom Volke umjubelt und als Retter und Befreier aus der Noth der Anarchie gefeiert. Der mit Berthier besprochene Plan, die Macht an sich zu reißen, war reif, und es galt in Ausführung desselben vor Allem die Regierung, das Direktorium, zum Werkzeuge des Umsturzes zu machen.

Von den fünf Mitgliedern desselben, Barras, Gohier, Moulins, Sieyès und Roger Ducos, gewann Bonaparte die beiden Letzteren für sich, und so wurde denn jenes an den Rath der Alten gerichtete, anscheinend nicht bedeutungsvolle Dekret des Direktoriums vom 8. November 1799 erlassen, wonach dasselbe den Sitz des gesetzgebenden Corps von Paris nach St. Cloud verlegte und die Durchführung dieser Maßregel dem General Bonaparte mit dem Bemerken übertrug, daß ihm zu diesem Zwecke die Garden des Corps legislatif, sowie die 17. Division überlassen seien.

Digitized by Google

Sogleich nach Empfang dieſes gewünſchten Befehles verfügte ſich Bonaparte in die Tuilerien, ließ deren Thore ſperren und ſeine Soldaten Revue paſſiren. Durch dieſe ungewöhnlichen Maßnahmen beſtürzt, berief Barras ſogleich das Direktorium zu einer Sitzung, allein es erſchienen blos Gohier und Moulins, und dieſe mußten bald erfahren, daß man ihnen nicht mehr gehorche. Denn der Platzkommandant von Paris erwiederte auf ihren Befehl, über den Grund der militäriſchen Vorkehrungen nicht nur Aufſchluß zu geben, ſondern dieſelben auch abzuſtellen, achſelzuckend: ein unwiderrufliches Dekret habe dem General Bonaparte das Oberkommando über ſämmtliche in Paris ſtehende Truppen übertragen, und man müſſe ſich deshalb der gewünſchten Auskünfte wegen nicht an einen Subalterngewordenen, ſondern an den Machthaber ſelbſt wenden.

Die Anfrage wurde nun an Napoleon ſelbſt geſtellt und die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. Das dreiköpfige Direktorium wurde auf Befehl Bonaparte's einfach verhaftet; es war geſtürzt, ohne daß ein Tropfen Blut gefloſſen wäre. Uebrigens ließ der neue Machthaber den Männern gegenüber, die das Staatsſchiff in die Gefahr des Scheiterns gebracht hatten, Milde walten. Barras, dem er ſeine 1795 erfolgte Ernennung zum Diviſionsgeneral zu danken hatte, durfte ſich auf ſein Landgut begeben, Moulins aber wurde ſo ſchlecht bewacht, daß er die Flucht ergreifen konnte. Daraufhin erhielt auch Gohier die Erlaubniß, nach Hauſe zu gehen, und es galt nun den letzten Streich zu führen, das letzte Hinderniß

auf dem Wege zum Ziele, zur Macht, die gesetzgebende Versammlung zu sprengen.

Dieselbe, auch der Rath der Fünfhundert genannt, versammelte sich richtig in St. Cloud und sprach lang und breit über die Ursachen seiner Verlegung und die Ereignisse überhaupt. Da Niemand wußte, welche Tragweite denselben beizumessen wäre, und den beruhigenden Versicherungen des Präsidenten Lucian Bonaparte nur wenig Glauben schenkte, da die Mehrheit der Versammlung dafür hielt, es sei eine Verschwörung im Werke, und da Einer dem Anderen nicht traute, so war man darüber einig geworden, jedes einzelne Mitglied der erhabenen Körperschaft habe den Eid auf die Verfassung nochmals und sofort zu leisten. Und eben sollte damit begonnen werden, als General Bonaparte eintrat. Sein Haupt war entblößt, er trug keine Waffen, desgleichen die Grenadiere, die ihn begleiteten. Er wollte sprechen, aber es war unmöglich. Wie der Sturm das Meer, so hatte seine Ankunft die Versammlung aufgeregt. Alles sprang von den Sitzen auf und die Rufe: „Ein General?“ — „Was will Bonaparte hier?“ — „Das ist nicht sein Platz!“ — „Fort, wir brauchen keinen Diktator!“ — ertönten.

Und da Bonaparte keine Miene machte, dem Andrange zu weichen, stieß man ihn zurück und bedrohte ihn mit Dolchen.

Der Deputirte Arena wollte ihn niederstechen, aber ein Grenadier fing den Stoß mit dem Arme auf. Lucian Bonaparte drängte sich dazwischen, er wollte die Freiheit

Digitized by Google

des Wortes für einen General der Republik, und es trat Ruhe ein. Doch nur auf Momente, dann begann ein furchtbares Schreien und Toben, und neuerdings sah man Waffen in den Händen der Volksvertreter, Waffen, deren Spitzen sich gegen Bonaparte's Brust kehrten.

General Lefèvre entriß ihn mit Hilfe einiger Grenadiere dem Tode, er machte es ihm möglich, den Saal zu verlassen.

Nun kehrte sich der Grimm der Deputirten gegen Lucian Bonaparte. „Verräther!" hallte es vielhundertstimmig durch den Saal, und zwanzig Grenadiere hatten Mühe, den Bedrohten aus demselben zu bringen. Auch dadurch wurde der Sturm nicht nur nicht beschworen, sondern dessen Gewalt steigerte sich, als plötzlich Trommelschlag erklang. Zum dritten Male wurden die Thüren des Saales geöffnet, bewaffnete Soldaten drangen ein, und es hatte den Anschein, als müsse es jetzt zu Blutvergießen kommen, als sei die gesetzgebende Versammlung der Vernichtung geweiht. Die Abgeordneten waren sichtlich darauf gefaßt, sie standen wie eine Mauer, allein des zahlreich anwesenden Publikums bemächtigte sich eine furchtbare Panik. Man riß, von Todesangst erfaßt, die Fenster auf und sprang in's Freie, während der Anführer der Eindringlinge mit lauter Stimme sagte: „General Bonaparte befiehlt, den Saal zu räumen!"

„Niemals!" riefen viele der Abgeordneten und standen der bewaffneten Macht drohend gegenüber.

„Vorwärts, Soldaten!" hieß es und kaltblütig rückten die Krieger mit gefälltem Bajonett gegen die Volksver-

treter vor. Fünf Minuten ſpäter war von ihnen Keiner mehr im Saale. Die geſetzgebende Verſammlung war geſprengt, ſie hatte vorläufig zu exiſtiren aufgehört, und die ganze Macht, die Regierung Frankreichs lag in den Händen der aus Bonaparte, Sieyès und Roger Ducos — den klugen Direktoren — beſtehenden Konſularkommiſſion, einer Kommiſſion, die nach vierundzwanzig Stunden vom Schauplatze verſchwand, um dem erſten Konſul der franzöſiſchen Republik, Napoleon Bonaparte, Platz zu machen.

Der Traum von Alexandrien war erfüllt und es begann der Traum von Paris, der Traum von der Weltherrſchaft. Wie derſelbe geendet, das weiß alle Welt. Weniger bekannt iſt, wie er begonnen durch die Auflöſung der geſetzgebenden Verſammlung, die wir hier geſchildert haben.

Digitized by Google

# Katastrophen in der Fixsternwelt.

## Ein Blick in das Weltall.

Von

**Paul Tunsch.**

(Nachdruck verboten.)

Zu den erhabensten Zweigen der Naturwissenschaft gehört ohne Zweifel die Himmelsforschung, welche uns lehrt, daß die „Welt" nicht unsere Erde ist, die unserem engbegrenzten Sinnesvermögen schon so gewaltig groß erscheint, sondern uns zeigt, wie die von uns bewohnte Erdkugel nur ein verschwindendes Stäubchen ist in der Unendlichkeit des ewigen Universums, von dem wir wiederum trotz Riesenteleskopen doch sicherlich nur einen verschwindend kleinen Theil wahrzunehmen vermögen. Jedoch auch das, was das kühne Forscherauge des wissensdurstigen Erdbewohners bisher zu enthüllen vermochte, genügt, um uns mit ehrfurchtsvollem Staunen zu erfüllen vor den ungeheuren Räumen mit ihren schwindelnden Zahlengrößen, darin sich in unermeßlichen Zeiten Vorgänge abspielen, deren Größe und Mächtigkeit das Vorstellungsvermögen unserer nur für irdische Verhältnisse geeigneten Sinne weit übersteigt.

Zu diesen letzteren gehören auch die von den Forschern,

Digitized by Google

namentlich in neuerer Zeit, beobachteten Rieſenkataſtrophen in der Fixſternwelt, die im Daſein vieler Geſtirne völlige Umwälzungen hervorrufen, von denen wir dem freundlichen Leſer in Nachſtehendem einiges berichten wollen.

Wenn wir an einem klaren Sternabend unſere Blicke nach dem Himmelsgewölbe richten, um das zahlloſe Heer von Sternen in ihrem mannigfaltigen herrlichen Glanze zu bewundern, dann geſchieht es wohl, daß uns ein beſonders hellſchimmernder Stern auffällt, welcher alle übrigen an Glanz weit übertrifft. Das iſt dann einer unſerer nächſten Planeten oder „Wandelſterne“, welche, wie unſere Erde, dunkle Körper ſind, die nur das von der Sonne empfangene Licht zurückſtrahlen und nur wegen ihrer größeren Nähe ſo hellſtrahlend erſcheinen. Dieſe Himmelskörper bilden mit unſerer Erde zuſammen ein Syſtem von Weltkugeln, welches um die Sonne kreist: das Sonnenſyſtem. Anders verhält es ſich mit all' den anderen Geſtirnen, welche wir in verſchiedenſtem Glanze am Himmel erblicken. Sie ſind Sonnen, d. h. ſelbſtleuchtende Weltkörper, wie unſere Sonne, und haben vermuthlich ebenſo ihre Syſteme von Planeten, nur daß wir dieſe kleineren dunklen Weltkörper, welche ſie umkreiſen, wegen der großen Entfernung nicht ſehen können.

Die Entfernung läßt uns auch dieſe Sonnen oder Fixſterne, wie ſie genannt werden (weil ſie untereinander eine ſcheinbar feſte Stellung einnehmen), im Verhältniß zu unſerer Sonne klein erſcheinen. Dies kann uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß der Lichtſtrahl, welcher in der Sekunde 41,000 Meilen zurücklegt,

Digitized by Google

beispielsweise von einem Fixstern im Sternbild des „Centaur", dem nächsten von denjenigen Fixsternen, deren Entfernung bekannt ist, über drei Jahre braucht, um zu uns zu gelangen. Von dem Polarstern im „kleinen Bären" kommt der Lichtstrahl erst in 43 Jahren zu uns, während er von anderen sehr entfernten Fixsternen sicherlich erst nach Jahrtausenden zu uns gelangt. Die Fixsterne haben verschiedene Größen, erscheinen jedoch in der Regel kleiner, je entfernter sie von uns sind. Ist doch der weiße Streifen der Milchstraße auch nichts anderes als ein unendliches Heer von Fixsternen. Nach ihrer scheinbaren Größe hat man sie in verschiedene Klassen getheilt; die größten gehören zur ersten Klasse, zur zweiten Klasse die nächstgrößten u. s. w.

Aber auch in ihrer Beschaffenheit gleichen die Fixsterne unserer Sonne, indem sie aus mächtig großen Feuerbällen bestehen, die sich in glühendflüssigem Zustande befinden, auf denen sich also fortwährend ungeheure Verbrennungsprozesse abspielen, welche, wie auch bei unserer Sonne, Ursache ihrer Licht- und Wärme-Entwickelung sind. Diese Gleichheit bezieht sich auch auf die stoffliche Zusammensetzung, denn dieselben Elemente, welche den Leib unserer Sonne bilden, hat man auch auf den Fixsternen vorgefunden, wie die Zerlegung und Untersuchung ihrer Lichtstrahlen ergeben hat.

Der Lichtstrahl, dieser eilfertige Bote des Weltalls, welcher uns über die fernen Vorgänge im Himmelsraum Bericht erstattet, hat uns aber noch andere Botschaft von den Fixsternen gebracht. Er hat den forschenden Erd-

Digitized by Google

bewohnern zu ihrer Verwunderung mitgetheilt, daß die Sternwelt keineswegs ſo beſtändig iſt, wie ſie erſcheint, ſondern daß ſich in ihr fortwährend Veränderungen und Umwälzungen vollziehen. So haben viele Fixſterne im Laufe der Zeit die Helligkeit ihres Lichtglanzes verändert. Von den zwei Hauptſternen im Sternbild der „Zwillinge“ z. B. war der eine, welcher den Namen „Kaſtor“ hat, dereinſt heller wie der andere, welcher „Pollux“ heißt; jetzt iſt es gerade umgekehrt. Auch ein Stern im „großen Bären“ hat an Glanz eingebüßt, denn einſt war er zweiter, jetzt iſt er vierter Größe. Ebenſo hat der Stern „Aldebaran“ im Sternbild des „Stieres“, wie es ſcheint, an Licht verloren, während man annimmt, daß der Stern „Altair“ im „Adler“ an Licht zugenommen hat.

Ja man hat ſogar periodiſche Veränderungen in der Lichthelligkeit der Fixſterne beobachtet. Der erſte dieſer „veränderlichen Sterne“ wurde von Holwarda im Jahre 1639 entdeckt. Er befindet ſich im Sternbilde des „Walfiſches“ und wurde ſchon im Jahre 1596 wahrgenommen, ward jedoch darauf nicht mehr geſehen und ſpäter wieder aufgefunden. Seiner Eigenthümlichkeit wegen nannte man ihn Mira, den „Wunderbaren“. Für denſelben iſt jetzt eine Periode von 331 Tagen 10 Stunden ermittelt, innerhalb welcher er in der Stärke ſeines Lichtes von der zweiten bis zur zwölften Größenklaſſe wechſelt. Später fanden ſich noch andere veränderliche Sterne, deren allmählig immer mehr beobachtet wurden. Jetzt kennt man weit über hundert ſolcher Geſtirne, die ihr Licht in beſtimmten Perioden wechſeln. Die kürzeſte jetzt bekannte

Periode ist diejenige, welche man an einem Fixsterne im Sternbilde der „Wage" wahrgenommen hat; sie beträgt nach genauen Messungen 2 Tage 7 Stunden 51 Minuten 20 Sekunden. Bei einem „Veränderlichen" im Sternbild des „Perseus" ist die Periode nicht viel länger, sie ist 2 Tage 20 Stunden 48 Minuten 54 Sekunden lang. Andere veränderliche Sterne haben Perioden von etwa einem Jahre, dagegen andere von vielen Jahren. Ja bei vielen Gestirnen ist die Periode gewiß so groß, daß bis jetzt erst ihre Lichtabnahme oder Lichtzunahme bemerkt werden konnte. Dabei wechseln einige ihr Licht nur wenig, während sich die Lichtveränderungen bei anderen von der zweiten oder dritten Größe bis zum völligen Verschwinden des Gestirns vollziehen. Auch ist die Zeitdauer der Lichtzunahme stets kürzer, als diejenige der Lichtabnahme. Bei manchen Gestirnen ist es noch nicht gelungen, für ihre Lichtveränderungen eine bestimmte Periode zu ermitteln, wie z. B. bei dem Veränderlichen im „Schiffe".

Diese Erscheinungen, die in der Himmelskunde zu den merkwürdigsten gehören, hat man auf verschiedene Weise zu erklären gesucht. So hat man z. B. angenommen, daß sich die Gestirne um sich selber drehen und uns hierbei bald hellere, bald dunklere Theile ihrer Oberfläche zukehren und hat sich dabei auf unsere Sonne berufen, die sich ja auch in 25 Tagen 7 Stunden um ihre Achse dreht und deren Oberfläche vorübergehend auch dunkle Flecke aufweist. Diese Erklärung hat jedoch viel Gründe gegen sich, so daß eine andere Annahme mehr Wahrscheinlichkeit hat. Nach derselben findet auf den Gestirnen ein perio-

discher Verbrennungsprozeß statt, weil die glühend flüssigen Stoffe dieser Sterne (welche sich aus ihrer einst nebelartigen Existenz in einem Uebergangsstadium befinden) noch keine bestimmte beharrliche Lagerung haben und in dem Bestreben nach einer solchen periodisch Revolutionen verursachen. Doch sind auch diese Erscheinungen im Allgemeinen noch räthselhaft, so wissen wir doch so viel, daß diese Weltbrände in ihrer Größe und Mächtigkeit Katastrophen sein müssen, welche uns annähernd vorzustellen unsere Phantasie erlahmt.

Verwandt mit den vorbeschriebenen Erscheinungen scheint auch die Eigenschaft mancher Gestirne zu sein, die Farbe ihres Lichtes zu wechseln. So wurde z. B. Sirius, der hellste Stern an unserem Fixsternhimmel, im Alterthum als rothstrahlend bezeichnet, während er jetzt ein schönes weißes Licht besitzt. Auch eine Periodicität hat man in den Farbenveränderungen mancher Fixsterne aufgefunden. So verändert ein Stern im „großen Bären" seine Farbe allmählig von weißgelb in roth und wieder zurück in der Zeit von 35 Tagen. Diese Erscheinungen, die ebenfalls zu den unerklärten gehören, scheinen auf wechselnde Stoffveränderungen im chemischen Verbrennungsprozesse der Gestirne hinzudeuten, welche mächtige Umwälzungen auf denselben herbeiführen müssen.

Noch mehr Interesse, wie die veränderlichen Gestirne, haben zu allen Zeiten die unter dem Namen „neue Sterne" bekannt gewordenen Himmelskörper erregt. Und das mit Recht, da sich bei ihrem Erscheinen Vorgänge ereignen, die geheimnißvoll und gewaltig zugleich sind.

Digitized by Google

An einem Orte am Himmel, welchen die Forscher genau kennen, und an dem sie niemals selbst mit den größten Teleskopen auch nur die Spur eines Sternes wahrgenommen haben, taucht ganz plötzlich ein Gestirn auf, von gewöhnlich bedeutender Lichtstärke, das ganz die Eigenschaften eines Fixsternes hat, jedoch in der Regel nach verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder vollständig verschwindet, so daß selbst das stärkste Fernrohr es nicht mehr aufzufinden vermag.

Von den etwa 25 Sternen dieser Art, welche bis jetzt bekannt geworden sind, wollen wir nur folgende erwähnen.

Der erste neue Stern wurde im Jahre 134 v. Chr. von dem chinesischen Astronomen Matuan-lin im Sternbilde des Skorpions erblickt.

Desgleichen wurde im Jahre 389 n. Chr. von Cuspianus ein Stern gesehen, der, vorher nie erblickt, auf einmal im Sternbilde des „Adlers" mit dem Glanze des Planeten Venus aufstrahlte, jedoch nach einigen Wochen seines Leuchtens wieder völlig verschwunden ist.

Am 11. November 1572 wurde von Tycho de Brahe im Sternbilde der „Kassiopeja" ein Stern entdeckt, welcher sehr großes Aufsehen hervorrief. Sein Licht wuchs und hatte nach zwanzig Tagen den höchsten Glanz erreicht, so daß der Stern selbst am hellen Tage sichtbar gewesen sein soll. Dann wurde das Licht des Sternes allmählig trüber und zeigte wiederholte Farbenveränderungen. Trotzdem leuchtete das Gestirn über ein Jahr und erlosch erst im März 1574.

Der im Jahre 1600 im Sternbilde des „Schwanes"

Digitized by Google

erſchienene neue Stern iſt inſofern merkwürdig, als er zwar allmählig von ſeiner urſprünglichen Helligkeit (dritter Größe) verloren hat, jedoch, nachdem er wiederholte Lichtveränderungen gezeigt hat, ſeit 1677 als Stern fünfter Größe noch bis heute ſichtbar geblieben iſt.

Von Kepler wird uns über einen am 10. Oktober 1604 im Sternbilde des „Schlangenträgers" erſchienenen neuen Stern berichtet, deſſen Glanz größer war, wie derjenige aller Fixſterne erſter Größe, der jedoch ſchon nach einem Jahre wieder verſchwunden iſt.

Auch in unſerem Jahrhundert ſind wiederholt ähnliche Erſcheinungen beobachtet worden, unter Anderem in den Jahren 1848, 1850, 1860 und 1876. Der in dem letztgenannten Jahre im Sternbild des „Schwanes" aufgetauchte Stern dritter Größe leuchtete nur 21 Tage.

Namentlich hat der am 17. Auguſt 1885 im Nebelfleck der „Andromeda" zuerſt von Gully bemerkte neue Stern das höchſte Intereſſe erregt. Dieſer Nebelfleck, welcher auch mit freiem Auge geſehen werden kann, iſt jedoch nur ſcheinbar ein ſolcher, denn er zeigt ſich in einem ſtarken Teleſkope als eine ungeheure Anzahl dichtgedrängter Fixſterne, die uns nur wegen der ungeheuren Entfernung wie ein matter Nebel erſcheinen. Nach der Mitte zu iſt der Nebelfleck dichter und hat einen helleren Kern; ſchräg unter dieſem befand ſich nun der neue Stern, welcher den Namen „Nora" erhielt. Er war anfangs ſechster Größe, wurde jedoch bald lichtſchwächer, und war zwei Monate nach ſeinem Erſcheinen wieder gänzlich verſchwunden.

Digitized by Google

Anfang Dezember desselben Jahres wurde im Sternbild des „Orion" zuerst in Irland ein neuer Stern sechster Größe wahrgenommen, der jedoch bald eine schnelle Abnahme des Lichtes zeigte.

Man hat vermuthet, daß die neuen Sterne nur veränderliche Sterne seien, welche eine so große Periode haben, daß man dieselbe noch nicht messen konnte. Hiergegen spricht jedoch die Plötzlichkeit, mit der diese Phänomene in den meisten Fällen eingetreten sind. Hat man doch z. B. an dem Platze des Sternes, welcher 1866 in der „Krone" aufflammte, noch zwei Stunden vor der Erscheinung nichts Auffälliges wahrgenommen. Aehnlich verhält es sich mit anderen.

Ueberhaupt hat man über diese Erscheinungen vermittelst des Teleskopes nur wenig Aufklärung erhalten. Andere und wichtigere Aufschlüsse hierüber hat uns das Spektroskop gegeben. Dieses im Jahre 1859 von Kirchhoff und Bunsen für den Gebrauch in der Wissenschaft dienstbar gemachte Instrument besteht in seinen Haupttheilen darin, daß das Licht der zu untersuchenden Körper durch einen engen Spalt in einem Rohre aufgefangen und durch ein Glasprisma in seine farbigen Strahlen zerlegt wird, aus denen man auf die Bestandtheile und die Natur brennender oder leuchtender Körper zu schließen vermag. Zum ersten Male wurde dieses Instrument im Jahre 1866 bei dem in der „Krone" aufleuchtenden Fixsterne angewandt. Da hat sich denn ergeben, daß dieser Stern einen glühendflüssigen Kern besaß, der von einer mächtigen Hülle brennender Gase umgeben war, was sein



Digitized by Google

Auflodern hervorrief. Ja man kennt ſogar das Gas, welches dabei die Hauptrolle ſpielte: es iſt das Waſſerſtoffgas, welches in chemiſcher Verbindung mit dem Sauerſtoff das Waſſer bildet. Dieſelbe Urſache hat man 1876 bei dem neuen Sterne im „Schwan" beobachtet, während der 1885 im Nebelfleck der „Andromeda" erſchienene Stern kein Vorhandenſein entzündeter Gaſe zeigte, ſondern ſich während der Kataſtrophe genau ſo wie unſer Sonnenkörper nur als ein glühendflüſſiger Feuerball darſtellte. Dies letztere gilt auch von dem neuen Stern, welcher 1885 im „Orion" bemerkt wurde.

Auf Grund dieſer Beobachtungen iſt man denn zu dem Schluſſe gelangt, daß bei dem Aufflammen der Sterne von 1866 und 1876 eine gewaltige Exploſion ſtattgefunden haben muß, bei welcher dem Inneren der Himmelskörper plötzlich ungeheure Maſſen entzündeten Waſſerſtoffgaſes entſtrömten, welche dann den ganzen Weltkörper flammend einhüllten und ihn in eine ſo ungeheure Gluth verſetzten, daß ſich die Leuchtkraft deſſelben ſteigerte, bis die Gasmengen vom Feuer aufgezehrt waren und das Geſtirn ſeine Lichtſtärke wieder verlor. Bei denjenigen neuen Sternen aber, die nach vorangegangener völliger Unſichtbarkeit aufleuchteten und dann wieder gänzlich verſchwunden ſind, waren die Vorgänge noch gewaltiger. Denn dieſe Geſtirne müſſen bereits mit einer infolge Abkühlung erſtarrten, mehr oder weniger dicken Rindenſchicht umgeben geweſen ſein, ähnlich wie unſere Erde, die aber durch die Gasexploſion gewaltſam zertrümmert und infolge der ungeheuren Wärme-Entwickelung

wieder in glühendflüssigen Zustand gerathen ist. Erst nachdem das Gas verbrannt war, konnte sich infolge Abkühlung eine neue dunkle Rindenschicht bilden, durch die das Gestirn wieder unseren Blicken entschwand.

Bei dem neuen Stern, welcher 1885 im Nebelfleck der „Andromeda" erschien, reicht jedoch auch diese Erklärung nicht hin, denn an diesem hat man keine brennenden Gase vorgefunden. Hier schließt man auf einen mechanischen Vorgang als Ursache der Erscheinung, z. B. auf den Zusammenstoß zweier Weltkörper, der allerdings in seiner Gewalt so furchtbar sein müßte, daß er hinreichen würde, durch die dabei entwickelte Hitze die Massen bereits erkalteter dunkler Weltkörper in Glühfluß zu versetzen. Demnach hätte sich bei dem neuen Stern in der „Andromeda" und demjenigen im „Orion" gleichsam vor unseren Augen ein Zusammensturz von Welten ereignet, welcher in seinen Umwälzungen als ein vollständiger Untergang des bisherigen Zustandes jener Himmelskörper bezeichnet werden muß.

Für die Wahrscheinlichkeit der letzteren Ursache spricht unter Anderem auch die an den Fixsternen längst beobachtete Eigenbewegung, mit welcher sie ihren Ort im Himmelsraume verändern. Nur scheinbar nämlich sind sie feststehende Sterne, weil ihre Entfernung von uns zu groß ist, um ihre Bewegung wahrzunehmen, denn es ist festgestellt, daß die Fixsterne insgesammt im Laufe der Zeit ihre Stellung am Himmel verändern. Ja von unserer Sonne hat man gefunden, daß sie mitsammt ihren Planeten ꝛc. auf einer Weltreise begriffen ist, welche

Digitized by Google

ungefähr von einer Gegend des Himmels ausgeht, wo wir an Winterabenden den hellſten Fixſtern, den „Sirius", ſehen und ſich etwa dorthin richtet, wo wir an ſternklaren Sommerabenden hoch über uns den hellen Fixſtern „Vega" im Sternbild der „Leier" erblicken. Sogar die Geſchwindigkeit iſt uns bekannt, mit welcher ſich Fixſterne im Fluge uns nähern oder von uns entfernen. So fliegt der Fixſtern „Aldebaran" im „Stier" mit einer Geſchwindigkeit von 32 Kilometer in der Sekunde von uns fort. Desgleichen der Stern „Kapella" im „Fuhrmann" mit 43 Kilometer und der Stern „Kaſtor" in den „Zwillingen" mit 40 Kilometer Geſchwindigkeit pro Sekunde. Dagegen nähert ſich uns der Stern „Pollux" in demſelben Sternbilde mit einer Geſchwindigkeit von 41 Kilometer in der Sekunde. Daſſelbe iſt bei dem Stern des einen Hinterrades im „großen Wagen" (großen Bären) mit einer Geſchwindigkeit von 43 Kilometer und ebenſo bei dem letzten Stern der Deichſel deſſelben Sternbildes mit einer ſolchen von 12 Kilometer pro Sekunde der Fall.

Sind auch dieſe Flugbewegungen der Fixſterne für die ungeheuren Entfernungen verhältnißmäßig geringe, ſo erſcheint es darnach doch keineswegs ausgeſchloſſen, daß in Himmelsgegenden, wo wir Vereinigungen zahlloſer dichtgedrängter Fixſterne erblicken, wie im Nebelfleck der „Andromeda", Umſtände eintreten können, welche einen Zuſammenprall zwiſchen Weltkörpern herbeiführen.

Wir müſſen alſo zugeben, daß Weltkataſtrophen, wie wir ſie in Vorſtehendem geſchildert haben, ſich in unſerer Fixſternwelt, ja in unſerem Sonnenſyſtem ebenſo gut er-

Digitized by Google

eignen können, wie sie an anderen Orten des Himmelsraumes stattfinden, denn es sind dieselben Gesetze, welche in dem unabänderlichen Verhältniß von Ursache und Wirkung alle Dinge der Natur beherrschen, bis an die äußersten Enden des Weltalls. Keines Menschen Geist oder Hand aber vermag sie in ihrem unerbittlichen Walten auch nur um ein Partikelchen zu verrücken, denn nach ewigen ureigenen Gesetzen bauen und zerstören sich die Dinge der gesammten Erscheinungswelt — im ewigen Kreislaufe des Naturlebens.

---

# Eine Weihnachtsparthie zur Geburtsstätte des Erlösers.

## Reiseskizze

Von

**Fr. Wilh. Groß.**

(Nachdruck verboten.)

Ein Frühlingshimmel und nicht ein winterlicher Weihnachtshimmel war es, der am 24. Dezember 1883 über Jerusalem hing. Anstatt der weißglitzernden Christfestlandschaft und der dunklen, mit Schneedraperien verzierten Fichten- und Tannenwälder, wie man sie in den nördlichen Ländern zu sehen gewöhnt ist, erblickte man aller-

Digitized by Google

wärts eine lachende, üppige Gartenlandschaft, und wenn man zu den Fenstern unserer hochgelegenen Wohnung oberwärts des Jaffathores hinaussah, konnte man über das Geflimmer der im Gold der Sonne leuchtenden Zinnen, spiegelnden Mauern und strahlenden Häuser und Tempel in Entzücken gerathen.

Aber noch erquickender als diese Lichtspiegelungen war der Blick über die Mauern von Zion hinweg in das herzerfreuende Kidronthal, in welchem der Lenz sein Lager aufgeschlagen zu haben schien. Die im Sommer vielfach von der Hitze braungefärbte Thalsohle prangte jetzt im saftigsten Grün. Der Kidronbach, der später gewöhnlich versiegt, lief nun von dem fruchtbaren Naß beinahe über und zog sich in seinen gefälligen Windungen durch den frischen Wiesengrund wie eine silberne Schlange, die sich fortwährend bewegt, ohne jedoch weiter zu kommen. An den Ufern blühten Frühlingsblumen, und hier und da zerstreut erhoben sich einzeln oder in kleineren und größeren Gruppen zusammengedrängt Oelbäume oder Oelbaumgebüsche mit ihren feinen grau-weißen Blättern, oder auch grüne Cypressen, untermischt mit noch anderen Pflanzen, wie Palmen und Cacteenarten.

Am schönsten gestaltete sich aber das Bild, wenn man sich auf der Plattform unseres Hauses befand, wohin wir uns begeben hatten, um während des Nachmittagskaffee's die Umschau genießen zu können. Vielleicht zwei Stunden mochten wir uns an dieser südländischen Winterlandschaft sattgesehen haben, als ein Mann erschien, dessen ganzer Typus sofort den Araber erkennen ließ. Es war der

Digitized by Google

längst erwartete Harun, der uns endlich die Meldung machte, daß die Pferde bereit ständen und wir unseren beabsichtigten Ritt nach der Geburtsstätte des Erlösers antreten könnten.

Da der halbe Nachmittag schon vorüber war und keine Zeit mehr übrig blieb, so wurde sofort daran gegangen, uns reisefertig zu machen. Es waren dazu keine großen Vorbereitungen nöthig, und wir bestiegen, mit Empfehlungen an Herrn Müller in Bethlehem (Direktor des Waisenhauses) versehen, unsere Pferde und verließen das Haus. Da uns das Jaffathor am nächsten lag und überhaupt auf die Straße nach Bethlehem führte, so schlug Harun, der uns begleitete, direkt die Richtung dorthin ein.

Allein, noch hatten wir uns nicht fünfzig Schritte entfernt, als sich Harun erinnerte, daß er einen Auftrag für das Waisenhaus in Nebi-Daud erhalten hatte, das aber vor dem Zionsthore lag, und da sich der Auftrag ebenfalls auf den Weihnachtsabend bezog, so mußten wir uns zu einem kleinen Umweg entschließen und die Richtung nach dem letztgenannten Thore einschlagen, das wir übrigens in wenigen Minuten erreicht hatten.

Als wir dort anlangten, fanden wir das Thor zu unserem größten Aerger verschlossen, leider hatte Niemand daran gedacht, daß der Christtag auf einen Freitag, mithin auf den mohammedanischen Feiertag fiel, an welchem die Thore — wenigstens während eines Theiles des Tages — verschlossen gehalten werden. An einem Freitag von elf bis ein Uhr Mittags sollen ja nach einer alten mohammedanischen Legende die Ungläubigen, d. h. die Christen,

Digitized by Google

gegen die heilige Stadt heranziehen und als Eroberer in die Stadt einrücken. Nach einer anderen Ueberlieferung soll es sogar der Prophet von Nazareth (Christus) selbst sein, der um diese Stunde wieder zurückkehren und von der Stadt Besitz ergreifen würde. Allerdings sollte der Einzug durch das goldene Thor erfolgen, das gegen den Oelberg hin gelegen ist und deshalb auch schon seit Jahrhunderten zugemauert wurde, allein da man annehmen kann, daß der Prophet in einem solchen Falle auch nach einem anderen Eingang ausspähen wird, so haben die Muselmänner bei aller Hochachtung für den Messias es doch für gut erachtet, ihm zur Sicherheit auch die übrigen Oeffnungen zu versperren.

Für uns war das außerordentlich unangenehm, denn wir konnten nicht hinaus, mußten also wieder nach dem Jaffathore. Wir ritten jedoch im Bogen durch das Judenviertel, da es nach Harun's Meinung nichts Gutes bedeutet haben würde, wenn wir denselben Weg, den wir gekommen, wieder zurückgeritten wären, und um das nicht zu thun, wollte er lieber zur Vermeidung von Unheil einen Kreis beschreiben.

Uebrigens sollte uns der Umweg nicht gereuen, denn bald zeigte es sich, daß uns dadurch ein Schauspiel geboten wurde, das nicht nur hochinteressant, sondern mir bisher noch gänzlich unbekannt geblieben war. Von dem berühmten Tempel ist allerdings nichts mehr als ein Trümmerhaufen vorhanden, und von der alten Umfassungsmauer nur noch ein mangelhaftes Fragment erhalten. Es ist die einzige Erinnerung an die stolze Stätte Jehova's.

Digitized by Google

Dennoch wird die Trümmerstätte noch heutigen Tages von den Gläubigen in Ehren gehalten. Juden aus allen Ländern der Welt, jeden Alters und beiderlei Geschlechts gingen und kamen; Andere lagen auf den Knieen, preßten ihre Stirn an die kühlen Steinblöcke der Mauerruine oder an den mit Schutt und zerbrochenem Gestein überſäeten Boden und jammerten in kurzen Zwischenräumen laut auf.

Es war ein merkwürdiger Auftritt. Ein Rabbiner von ehrwürdiger Gestalt, mit langem weißen, über den gebeugten Nacken herabwallenden Haar, zeichnete sich unter den Betenden ganz besonders durch seine verzweifelten Geberden und Verrenkungen aus. Rings um ihn her hörte man nur das leise Wimmern und Gestöhne der Menge, die erst — wenn Jener innige Klageworte ausstieß — im brausenden Chor einfiel.

Einen Moment hielten wir an, um die Scene zu beobachten, als der Rabbiner sich mit einem Male aufrichtete, seine Augen zum Himmel wandte und mit den Armen mehrere Bewegungen in der Luft ausführte, als ob er etwas erhaschen wollte. Einige Male wiederholte er dieses krampfhafte Ringen, worauf er mit durchdringender Stimme ausrief: „Um des Tempels willen, der hier wüste liegt —"

„Sitzen wir einsam und weinen!" fiel die Menge ein.

Sobald der Chor wieder schwieg, hob der Rabbiner abermals an: „Um der Mauern willen, die zerbrochen sind, um unserer großen Männer willen, die im Grabe liegen, um unseres Volkes und der Prieſter willen, um unserer Könige wegen, die sich versündigt haben —"

Digitized by Google

„Sitzen wir verlassen und klagen!“ fiel der Chor von Neuem ein, als ob die Mauern von Jericho hätten niedergesungen werden sollen, bis das Wehklagen wie früher zum Gewinsel erstarb, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen.

Nicht ohne Mitgefühl ritten wir davon und schlugen den Weg nach dem Jaffathore ein, das schon geöffnet war. Nachdem wir uns nur mit Mühe und nicht ohne Selbstüberwindung einiger Angriffe auf unsere Mildthätigkeit von Seiten mehrerer Bettlerhorden erwehrt hatten, lag das Thor bald hinter uns. Ueberall nahmen historisch merkwürdige Orte oder Denkwürdigkeiten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Dicht vor uns lag Talitha-Kumi oder das Mädchenwaisenhaus, an dem wir vorüberritten, um uns links gegen das Thal der Hölle zu wenden, durch das sich der Pfad hindurchschlängelt. Der letztere, der sich schon vom Thore ab etwas senkte, fiel jetzt sogar bedeutend und war von Steinen übersäet, rauh und derart uneben, daß er nichts weniger als zum Lustwandeln einlud. Nicht anregender war die Umgebung, die weit eher einen traurigen Eindruck machte, als daß sie hätte in eine Weihnachtsstimmung versetzen können. Die Palmen, die in uralter Zeit das Innere und Aeußere der Stadt schmückten, sind leider nicht mehr vorhanden. An ihrer Stelle stehen höchstens noch hier und da Krüppel von Palmenbüschen, Mandelsträucher oder mit einem Schnee von Blüthen überschüttete Mandelbäume, die in ihrem Schmuck ohne Zweifel das Auge entzücken. Der natürliche Schnee, der unter unserem Himmelsstriche den

Digitized by Google

Tannenwäldern einen so märchenhaften Putz verleiht, wird aber selbst von jenem Blüthenreiz doch nicht ersetzt.

Nur einige Minuten waren wir im Thale hingeritten, als wir an der griechischen Kirche vorüber kamen und die Ueberreste der mehr als dreitausend Jahre alten Wasserleitung erreichten, welche der ebenso kunstsinnige wie prachtliebende König Salomo aus einer Quelle bei Hebron nach seiner Residenz führen ließ. Drei große, in Stein gehauene Bassins, welche das Wasser aufnahmen und die Leitung speisten, haben selbst der Zerstörungswuth römischer Soldaten widerstanden.

Eine kleine Strecke weiter befanden wir uns in gleicher Höhe mit dem Zionsberge, der uns zur linken Hand liegen blieb. Das Thal wurde jetzt immer enger und drängte sich zu einer Felsschlucht zusammen. Hier wird auch noch der Ort gezeigt, wo das götzenlüsterne Judenvolk mit seinen zu Ausschweifungen geneigten Königen Ahab und Manasse dem Moloch einen Altar errichtete, und dem glühend gemachten Götzenbildniß kleine Kinder in die Arme gelegt wurden.

Ganz in der Nähe führte ein Pfad nach dem Zionsberg hinauf, und so beschlossen wir, daß Harun hier abzweigen und nach Nebi-Daud reiten sollte, um sich seines Auftrages für das Waisenhaus zu entledigen. Das kleine Dörfchen, das seinen Namen nach dem Grabe David's erhalten hat, schloß sich dicht am Zionsthore an, und besteht aus ärmlichen Hütten, in welchen ebenso arme Bewohner ihr Leben fristen, die dort mit dem Ackerpfluge den Boden bestellen. Daneben liegt auch der griechische

Digitized by Google

Friedhof und die Ruhestätte der Deutschen, deren Denkmäler von kleinen Olivenpflanzungen beschattet werden; aber von der königlichen Pracht, die David so lobpreisend besungen hat, ist keine Spur mehr aufzufinden.

Während der wackere Harun seines Weges zog, ritten wir langsam weiter, um die Zeit so gut wie möglich mit der Besichtigung der Umgebung auszunützen. Rechts vom Wege blieben uns der unterwärts von Zion liegende Unterteich und etwas entfernter das jüdische Hospital liegen. Nicht weit davon befanden wir uns am Fuße eines anderen Berges. Es war der Berg des bösen Raths, auf dessen Gipfel sich zur Zeit des Messias das Landhaus des Hohenpriesters Kaiphas befunden haben soll, wogegen unterhalb der Blutacker lag, wo der Verräther Judas sein Leben endigte. Es war auch der Ort, an welchem wir nach Verabredung warten wollten, bis Harun zurückkehren würde. Die Zeit wurde uns nicht lang, und noch hatten wir nicht einmal Alles in Augenschein genommen, als unser treuer Begleiter wieder eintraf und wir nun unseren Weg gemeinsam fortsetzen konnten.

Der Pfad schlängelt sich an der rechten Thalseite fort, steigt dann wieder bedeutend bergan und führt zu einer fruchtbaren Ebene. Die Landschaft wurde etwas freundlicher und war an einzelnen Stellen auch angebaut, jedoch immer noch wenig von Gebüsch unterbrochen. Wir ritten an zwei alten, in Fels gehauenen Wasserreservoiren, in welche sich seit undenklichen Zeiten eine krystallhelle Quelle ergießt, vorüber, sowie an der Ruine des griechischen Eliasklosters. Sie ist — wie meist alle Ruinen des

Morgenlandes — vom Zahn der Zeit stark benagt, bietet jedoch wenig Bemerkenswerthes. Ein eigenthümlich geformter Stein, der mit einer Statue große Aehnlichkeit hat und dem Propheten Elias öfters zum Ruhesitz gedient haben soll, ist Alles, was die Neugierde des Pilgers beschäftigen kann.

Die Besichtigung nahm uns daher nicht lange in Anspruch und bald lag auch diese Stätte im Rücken. Wenn jetzt die Fernsicht nicht etwas durch Höhenzüge verlegt gewesen wäre, so hätte man das kleine Bergstädtchen Bethlehem schon sehen können, denn die Hälfte des kurzen Weges war schon zurückgelegt. Je mehr wir uns dem Ziele des Tages näherten, desto freundlicher wurde die Landschaft, und öfters zeigten sich kleine und größere Felder — die Spuren einer ackerbautreibenden Bevölkerung. Nur eine Fläche, an der wir vorüberritten, unterscheidet sich von diesen erfreulichen landwirthschaftlichen Kulturbildern auffallend durch trostlose Unfruchtbarkeit und ist von kleinen Steinchen dicht übersäet. Es soll der Erbsenacker sein, von welchem erzählt wird, daß einst die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben auf dem Wege nach Jerusalem an dieser Stelle vorübergegangen sei und dort einen mit Säen beschäftigten Bauern angetroffen habe, den sie gefragt haben soll, was er säe, worauf dieser grob zur Antwort gegeben habe: „Steine!" Die Gottesmutter wäre darüber unwillig gewesen und habe darauf erwiedert: „Nun, was man säet, wird man auch ernten!" Und von der Zeit an trug der Acker diese Fülle von erbsenartigen Steinchen, die man noch gegenwärtig antrifft und

Digitized by Google

besonders schon deshalb beachten muß, weil die mäßige Fläche sich in der Mitte fruchtbarer Länder befindet und von diesen auffallend abgrenzt.

Allein ein Bild verdrängt das andere. Etwas rechts vom Wege sehen wir die Kuppel einer Kapelle sich erheben, und einen Augenblick später standen wir vor der angeblichen Ruhestätte der schönen Rahel. Mehrere Stufen führen zu einer engen Oeffnung, durch welche sich nur mit Mühe ein Mensch hindurchzwängen kann, wenn er in das Innere des kleinen Mausoleums gelangen will. Ein aus einem Felsenblock gemeißelter Sarkophag mit oben abgerundeter Wölbung und von etwa zwei Meter Höhe, ein wenig länger und vielleicht halb so breit, bildet das eigentliche Ruhebett der jüdischen Ahnenmutter, über welche sich früher ein aus mächtigen Steinblöcken zusammengefügtes Grabmal aufthürmte. Außer seinem historischen Nimbus bietet jedoch das jetzige Mausoleum kaum etwas Beachtenswerthes. In alter Zeit war noch ein anderer bequemerer Zugang vorhanden, der in das Innere führte, doch ist derselbe schon seit langer Zeit zugemauert.

Hier an diesem Denkmal stehen wir bereits auf bethlehemitischem Boden, und dem jetzt wieder merklich bergan steigenden Wege noch eine kleine Strecke folgend, haben wir den Rücken des letzten Höhenzuges erstiegen. Die Aussicht ist eine wundervolle und mag früher gewiß noch viel freundlicher gewesen sein, allein auch jetzt ist das Rundgemälde noch ein sehr stimmungsvolles. Man kann recht gut begreifen, daß alte Judenkönige sich hier Lustschlösser und Burgen aufführten. Vor uns zu Füßen oder — uns

gegenüber lag an dem Gelände eines Doppelberges das gepriesene Geburtsstädtchen des Erlösers, das, von der untergehenden Sonne beleuchtet, aus freundlichen Weingärten und Oelbaumpflanzungen herauszuwachsen schien und zu uns herüber grüßte. Das Bild übte in diesem Augenblick einen gewaltigen Eindruck aus, und würde wohl jeden Fremden — wie uns — an die Stelle gebannt und einen Moment zum Verweilen eingeladen haben. Die kleinen, weißen, mit Ruinen untermischten Häuschen nahmen sich aus wie Schwalbennester, die bis auf den Gipfel des ziemlich steilen Bergabhanges angebaut zu sein scheinen.

Das war Bethlehem, das bei aller Kleinheit doch weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Etwas abseits, in östlicher Richtung, aber noch im Bereich des Städtchens und auf einem weniger hohen Hügel, scheint sich ein von hohen Mauern umgebenes Festungswerk zu erheben, in dessen Inneren sich bedeutende Räumlichkeiten vorfinden. Ein kleines Pförtchen, das sich zur Noth erkennen läßt, vermittelt den einzigen Aus- und Eingang. Diese ohne Thore erbaute scheinbare Veste ist das mit einigen Thürmchen verzierte große Kloster, das sich über der angeblichen Geburtsstätte Jesu Christi wölbt.

Noch weiter östlich wird man auf einen Punkt aufmerksam gemacht, wo sich der Legende nach die Grotte befindet, in welcher sich in der heiligen Nacht die Hirten aufhielten, als ihnen die Stimme des Engels die Geburt des Heilandes verkündigte. Ein anmuthiger Weg führt durch ein leidlich gepflegtes Thal mit Oelbaumwäldchen

dorthin, und auf einer etwa fünfzehn Fuß tiefen Steintreppe steigt man zu der Grotte hinab. Ein wenig abwärts bemerkt man eine ziemlich im Viereck gelegene Mauer, die einen größeren Platz umschließt, auf welchem sich noch verwitterte und zerbröckelte Ruinentheile vorfinden. Es sollen dies die letzten übriggebliebenen Ueberreste des ehemaligen Hirtendorfes, das dort im Alterthum gestanden haben soll, sein. Ebendort soll auch der musikalische Hirtenknabe David die Schafe gehütet haben, als ihm die Botschaft von der Königswahl überbracht wurde, und noch früher hatte der Legende nach auch Abraham an jener Stelle eine Hütte errichtet, und Jakob nach seiner Rückkehr nach Bethel oder Ephrata sich längere Zeit aufgehalten.

Weniger bietet dagegen die westliche oder rechts gelegene Seite von Bethlehem. Obschon auch sie nicht arm ist an ähnlichen Stätten der Erinnerung, so entziehen sich dieselben doch den Augen, oder liegen über den Bereich des Städtchens hinaus. Nur ein Haus, am Rande der Stadt und am Fuße des Berges gelegen, fällt etwas mehr in die Augen und übt bald einen magischen Zauber auf uns aus, denn es ist — wie Harun erklärte — das christliche Waisenhaus, wo wir Herberge finden sollten.

Aber neben diesem glücklichen Ziel dürfen wir doch noch einen Punkt nicht zu beachten vergessen. Im Hintergrunde des eben beschriebenen Gemäldes tritt nämlich ein Berg hervor, der durch seine imposante Gestalt auffällt und die ganze Umgegend beherrscht. Sein Gipfel bildet eine kahle Kuppel, die auf das kleine, friedlich daliegende

Digitized by Google

Bethlehem herabschaut. Es ist der Ferdes- oder Paradiesesberg, auf dessen Höhe sich ehemals die befestigte Burg Herodes des Großen befand, wo er auch den Befehl zur Kinderschlächterei ertheilt haben soll, die in und um Bethlehem vollzogen wurde. Jener Horst war der Lieblingsaufenthalt des jüdischen Königs. Von dieser Hochburg überblickte er die ganze Gegend bis jenseit in die öden Gestade des todten Meeres.

Die Veste ist längst von dem Plateau des Berges verschwunden, aber der Berg selbst, der allen Zeiten trotzt, erinnert noch als unvergängliche Pyramide an die erste Christnacht von Bethlehem. Eine ganze Welt von Gedanken wird bei dem Anblick dieses Berges angeregt. Ein Mord grausamster Art, der dort oben geplant wurde, bezeichnete vorbedeutungsvoll die ersten Tage des Christkindes. Ein Herodes erwürgte die Kinder, als der Messias auf die Welt gekommen war, ein anderer Herodes gestattete den Kreuzestod des Erlösers.

Der Raum, auf dem sich das Alles vollzog, hat kaum einige Meilen an Umfang, obgleich der Vorgang selbst ganz Europa in Mitleidenschaft zog. In zwei Stunden kann man an der Geburtsstätte des Erlösers jubeln und an seinem Grabe trauern.

Allein wir jubelten in diesem Augenblick und jubelnd eilten wir dem Städtchen entgegen, und noch war der Himmel des Weihnachtsabends nicht ganz verglüht, als wir zwischen den Reben-, Oliven- und Feigengärten hinritten, welche Bethlehem auf dieser Seite umgeben. Von einer festlichen Rührigkeit war freilich noch nichts wahr-

zunehmen, obgleich unter den fünftausend christlichen Bewohnern sich kaum einige Hundert Muselmänner befinden, wohl aber herrschte eine weihnachtliche Stimmung in der Familie Müller's im Waisenhause, wo wir die gastlichste Aufnahme fanden.

---

# Mannigfaltiges.

**Der Lieblingsmarsch Kaiser Wilhelm's** ist der „Hohenfriedberger", an den sich so glorreiche Erinnerungen für die preußische Armee knüpfen. Wo immer Militärmusik vor dem Kaiser spielt, sei es bei Paraden, sei es aber auch selbst bei Diners und bei Festlichkeiten, jedesmal steht auf dem Programm der „Hohenfriedberger", welchen der hohe Herr von allen Märschen der Armee und insbesondere von den historischen am meisten liebt. Dieser Marsch ist auch sehr vornehmen Ursprungs, denn kein Anderer als Friedrich der Große selbst hat ihn komponirt und ihm zuerst den Namen „Grenadiermarsch" gegeben. Es durfte ihn niemand Anderes als die Grenadierbataillone der Friedericianischen Armee spielen, bis er ausschließliches Eigenthum und Vergünstigung des Regiments wurde, das die Schlacht von Hohenfriedberg entschied und dem Könige am 5. Juni 1745 zu einem glänzenden Siege über die vereinigte österreichisch-sächsische Armee verhalf.

Es war gegen das Ende der Schlacht, als der General v. Geßler, der sich hinter dem rechten Flügel der preußischen Infanterie befand, entdeckte, daß diese Infanterie sich dem An-

ſturm der Oeſterreicher gegenüber nicht mehr länger behaupten konnte. Die Mannſchaften hatten ſich verſchoſſen und waren zum Tode erſchöpft; ſie hielten zwar muthig auf ihren Plätzen aus, aber es war vorauszuſehen, daß binnen ganz kurzer Zeit der rechte Flügel der preußiſchen Infanterie total geworfen werden müſſe. In dieſem Augenblick ſetzte ſich General v. Geßler an die Spitze des zehn Schwadronen ſtarken Regiments Bayreuther Dragoner, jagte mit dieſem Regiment, in zwei Treffen formirt, durch die Infanterielinien hindurch, ließ die Schwadronen aufmarſchiren und warf ſich wie eine Wetterwolke auf den Feind.

Der furchtbare Ritt, der von dieſem Regiment gemacht worden iſt, ſteht faſt einzig da in der Kriegsgeſchichte aller Zeiten. Eine Wiederholung erlebte er nur noch in nicht gleich großem Umfange bei dem Todesritt der Milhaud'ſchen Küraſſiere bei Waterloo und durch den Todesritt der preußiſchen Kavallerie bei Mars-la-tour. Das Regiment ritt 21 feindliche Bataillone vollſtändig nieder, eroberte 67 Fahnen und 5 Kanonen, machte 2500 Gefangene, darunter allein 3 feindliche Generäle, und fügte dem Feinde ungeheuerliche Verluſte zu; das Regiment ſelbſt verlor 6 Offiziere, 14 Unteroffiziere und 74 Mann. Die Oeſterreicher, welche ſich ſieben Stunden lang auf's Tapferſte geſchlagen hatten, vermochten dieſem raſenden Anſturm des Regiments nicht zu widerſtehen. In ihre Schlachtſtellung wurde eine breite, klaffende Lücke geriſſen, in welche ſich jetzt die preußiſche Infanterie ergoß. Es blieb den Oeſterreichern nichts Anderes übrig, als Kehrt zu machen und in voller Auflöſung das Schlachtfeld zu verlaſſen.

Dieſer Sieg war erfochten durch die herrliche Waffenthat des Regiments „Bayreuther Dragoner", eines Regiments Kavallerie, von der Friedrich der Einzige bis zu jenem Tage abſolut nichts hielt. Ja, er verachtete damals noch geradezu die Kavallerie und nannte ſie noch vier Jahre vorher „das unbe-

Digitized by Google

hilflichſte und zugleich muthloſeſte Corps, welches es in allen europäiſchen Armeen gebe." Es galt jetzt natürlich, dem tapferen Regiment und vor Allem auch ſeinen heldenmüthigen Führern den königlichen Dank auszuſprechen; und für eine ſolche außerordentliche Leiſtung gebührten auch außerordentliche Gnadenbeweiſe. Friedrich der Große aber war gerade mit Lobſprüchen und Dankesbezeugungen für Tapferkeit im Felde ſehr zurückhaltend, von dem richtigen Grundſatz ausgehend, daß Mannſchaften und Offiziere nichts weiter als ihre Pflicht thun, wenn ſie ſich ſo tapfer als möglich verhalten. Auch mußte dem Könige daran liegen, die Gnadenbezeugungen ſo einzurichten, daß ſie nicht allzuviel koſteten.

Zum erſten Male erhielt damals von ihm ein preußiſches Regiment (eben die „Bayreuth-Dragoner") einen „Dank- und Gnadenbrief", in welchem die außerordentliche Tapferkeit des Regiments und ſeine Thaten anerkannt wurden und in welchem dieſem Regiment eine Vergünſtigung zu Theil wurde, wie ſie der folgende Theil dieſes Briefes verſpricht:

„Heldenmäßige und deſto ruhmwürdigere That von dieſem Regiment! Da ſolche unter den Augen ihres Königs und Kriegsherrn, und zwar an ſolchen Kriegsvölckern geſchehen, welche von undenklichen Jahren her des Sieges gewohnet, ſolchen beynahe wie ihr beſonderes Erbtheil gehalten, und kaum durch eine Fünfjährige Zeit, mit ihrem größeſten Schaden, einem ſo eitelen Wahn, auf denen Schlachtfeldern ſelbſt, ſo feyerlich verlaſſen müſſen.

Tapffere und kluge Auffaſſung von Offiziers! Die ihre erworbene Kriegserfahrenheit, dem ihnen anvertraueten Regiment in ſo großem maſſe mitzutheilen gewuſſt, daß durch derſelben Ausübung ihrem Könige Sie ein ſo herrliches als glaubliches Meiſterſtück vorzeigen können.

Aus dieſen Uhrſachen, durch eignen Trieb und Neigung

gerühret und bewogen, haben Wir es, bey der Uns ohnedem vorbehaltenen königlichen Gnade, und dem besonderen thätlichen Erkennen, gegen vorbenandte hohe und niedere Offiziers auch Dragoner dieses tapfferen Bayreuther Regiments nicht vermögen bewenden lassen, sondern bey einer so außerordentlichen Vorfallenheit auch auf solche Mittel gedacht, wodurch dieselbe anjetzo und bey der Nachwelt auf eine solenne Weise, in beständigem Andenken erhalten, und außerordentlich möchte verewiget werden.

Wir haben demnach allergnädigst beschlossen, nicht nur dem gantzen Dragoner-Regiment von Bayreuth, wegen dieser tapfferen Action vor allen anderen Dragoner-Regimentern Unserer Armee jetzo und zu ewigen Zeiten, den erhabenen Unterschied, Vorzug und Ehrenzeichen beyzulegen, daß das Regiment jeder Zeit, im Zug und Marsch, es sei im Felde oder Garnisonen, den Grenadier-Marsch mit ihren Paucken schlagen zu lassen allein befugt sein solle, sondern wir wollen auch, um das Andenken dieser glorieusen Action ansehnlicher zu machen, dem gantzen Regiment die Befugniß geben, die eroberten Trophaes und Fahnen und Canons in ihrem sogenannten Regiments-Siegel zu führen."

Seit jenem Tage also hat das Regiment Bayreuther Dragoner das Recht, den von Friedrich dem Großen komponirten Grenadiermarsch allein zu schlagen und zu blasen, wenn es mit anderen Regimentern zusammen in der Front steht, und nach der Schlacht von Hohenfriedberg, um deren willen der Marsch dem Regiment Bayreuther Dragoner verliehen worden ist, heißt der Marsch noch heutigen Tages „der Hohenfriedberger". Natürlich blasen ihn jetzt auch andere Regimenter, sowohl von der Infanterie, als auch von der Kavallerie und Artillerie, aber natürlich nur, wenn sie nicht mit dem Regiment zusammen sind, dem der Marsch seit jenem Tage allein gebührt und gehört. Die Erinnerung aber an die glorreiche That und an diesen eigenthüm-

lichen Gnadenbeweis hat sich noch bis heute erhalten, denn der königliche Brief, der die Tapferkeit des Regiments anerkennt und ihm infolge dessen jene Vergünstigung gewährt, wird alljährlich dem in Parade aufgestellten Regiment am Tage von Hohenfriedberg verlesen.

Heute ist dieses Regiment Bayreuther Dragoner zu Kürassieren geworden und zwar zu den bekannten Pasewalkern, bei denen auch à la suite der Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen steht, und in dessen Uniform ihn Angeli bekanntlich gemalt hat. Das Regiment Bayreuther Dragoner wurde nämlich im Jahre 1806 zum Dragonerregiment der Königin ernannt, und Preußens hochverehrte Königin Luise war der Chef und Inhaber des Regiments. Im Jahre 1819 wurde dasselbe in ein Kürassierregiment umgewandelt und im Jahre 1860 erhielt es den Namen „Kürassierregiment Königin, Pommersches Nr. 2.“ Die Königin von Preußen ist der jedesmalige Chef des Regiments, und so hat auch noch heute die Kaiserin Augusta als preußische Königin die Stelle des ersten Chefs inne. Zweiter Chef ist ihr Sohn, der Kronprinz.

Auf den Hohenfriedberger Marsch und auf die glorreiche That, die er belohnte, bezieht sich auch eines der bekanntesten Kriegsbilder der Neuzeit, nämlich das große Bild von W. Camphausen: „Der Vorbeimarsch der Bayreuth-Dragoner nach der Schlacht bei Hohenfriedberg.“ — Das Bild stellt den Augenblick dar, in dem das Regiment mit den 67 eroberten Fahnen bei Friedrich dem Großen vorbeidefilirt, den Augenblick, in dem der große König, um sein tapferes Regiment zu ehren, den Hut vor ihm abnimmt und ihm seinerseits das Honneur erweist. Das Bild ist auf Veranlassung der verstorbenen Königin Elisabeth von Preußen gemalt und von ihr dem Regiment in Pasewalk geschenkt worden, wo es heute noch seinen Platz im Offizierskasino hat. Diejenigen der Leser, welche das Bild kennen, wer-

Digitized by Google

den sich erinnern, daß auf demselben ein Offizier nicht mit dem Degen, sondern mit der Reitpeitsche salutirt. Es ist dies der Oberst v. Schwerin, der infolge eines Gelübdes die furchtbare Attaque nicht mit dem Degen, sondern nur mit einer Reitpeitsche in der Hand mitgeritten hat und auch unversehrt davongekommen ist.

So knüpfen sich denn an diesen Marsch glorreiche Erinnerungen, und wir glauben, daß jetzt der Leser mit ganz anderen Gefühlen die Feierklänge dieses Marsches anhören wird, wenn er weiß, welche Tradition und Geschichte sich an ihn knüpft. Wunder kann es natürlich nicht nehmen, daß Kaiser Wilhelm, der mit seinem ganzen Herzen der Armee und ihren glorreichen Erinnerungen angehört, diesen Marsch vor allen anderen liebt, erinnert er doch an eine der Thaten, die den Weltruf der preußischen Armee begründet haben, und war doch dieser Weltruf wiederum die Basis, auf welcher sich der Kriegsruhm und die von der ganzen Welt geachtete Größe der deutschen Armee aufgebaut hat. A. O. Klaußmann.

**Klugheit einer Katze.** — In einem Mönchskloster zu Rom war eine Katze, die nach verbürgten Berichten auf folgende Weise sich zu guten Mahlzeiten zu verhelfen wußte. Eines Tages hatte der Koch das Mittagessen der Väter zurecht gesetzt, war dann aber zur Thüre gelaufen, da es plötzlich geschellt hatte, und ward bei seiner Rückkehr gewahr, daß ihm eine Fleischportion fehlte; er glaubte also, daß er sich verrechnet hätte, und eilte, die nöthige Anzahl voll zu machen. Des andern Tages findet er wieder eine Portion zu wenig. Diesmal kommt ihm sein Versehen noch seltsamer vor, und er denkt, hinfort schon besser Acht zu geben. Er setzt also den folgenden Tag seine Schüsseln mit der größten Aufmerksamkeit zurecht, und zählt zweimal, um gewiß zu sein, daß keine fehle. In diesem Augenblick klingt wieder die Glocke der Pforte. Er läuft hin, aufzumachen,

Digitized by Google

ſieht Niemand, kehrt zurück und wünſcht die Glocke ſammt dem Klingelnden zum Henker. Beſtändig mit ſeinen Portionen beſchäftigt, überſieht er ſie von Neuem und ſieht, daß eine fehlt. Was ſoll er von einem ſo ſchnellen Verſchwinden denken? Es war Niemand als er in der Küche. — Den folgenden Tag geht es ebenſo. Wer mag doch wohl die Glocke angezogen haben? Kurz, er beſchließt, ſich auf die Lauer zu legen. Zur gewöhnlichen Stunde hört er klingeln; anſtatt aber nach der Pforte zu laufen, verſteckt er ſich in eine Ecke und ſieht die Katze des Kloſters zum Fenſter hereinſteigen, mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit auf den Eßtiſch ſpringen, eine Fleiſchportion wegnehmen und gleich auf demſelben Wege zurückkehren, den ſie gekommen war. Den Dieb hatte man nun entdeckt, und es kam nun noch darauf an, den Klingelnden zu erforſchen. Man verſteckte ſich am nächſten Tage und ſah die Katze mit den Pfoten an dem Draht ziehen und dann augenblicklich nach dem Küchenfenſter zu laufen. Dieſer ſchlaue und wohl überlegte Streich der Katze ward bald allen Mönchen bekannt und von ihnen beobachtet. Sie hatten viel Vergnügen daran, und einmüthig wurde verabredet, daß in Zukunft zu der gewöhnlichen Anzahl von Portionen noch eine hinzugefügt werden ſollte. Die Katze ſetzte ihr Kunſtſtück ferner fort und ward von der Zeit an als dazu berechtigt betrachtet.

H. Th.

**Die Meerſeide.** — Unter manchen Neuheiten, welche die Induſtrie aus dem Meere erhält, iſt das Gewebe, welches aus dem Byſſus der Stockmuſchel (Pinna) des mittelländiſchen Meeres gewonnen wird, eine der merkwürdigſten. Dieſe Muſcheln, im Allgemeinen ſehr zerbrechlich, ſind lang und ſchmal nach der einen Seite, nach der anderen von beträchtlicher Breite. Dieſes Muſchelthier beſitzt die Fähigkeit, eine zähe Seide zu ſpinnen, doch nicht in derſelben Art, wie wir es bei der Raupe kennen. Während dieſe das Geſpinnſt nur zum Schutz und für eine ge-

Digitized by Google

wisse Lebensperiode herstellt, macht die Pinna dauernd davon Gebrauch, sie spinnt es auch nicht, sondern zieht es aus einer Art Teig, der sich in einer Zungenspalte befindet, aus. Diesen Byssus, das ist ein Bündel mehr oder weniger dünner Fäden, besitzt eine große Anzahl von Zweischalern; er dient dazu, das Thier an fremden Körpern festzuhalten. Der Byssus der Pinna ist aber allein von so ausgezeichneter Feinheit, daß er als Stoff für Gewebe einen ganz bedeutenden Artikel für den sicilianischen Handel bilden kann. Die Pinna wird in großer Menge im Mittelmeer in einer Tiefe von 6 bis 9 Metern gefischt; man bedient sich hierzu eines gabelartigen Instrumentes mit vertikalen Zinken von 2½ Metern Länge, die 15 Centimeter auseinander stehen, „Krampe" genannt. Trotz ihrer Zartheit bilden die Fäden doch ein so festes Büschel, daß große Anstrengungen nothwendig sind, die Muscheln von den Felsen loszubringen. Diese Seidenbüschel, lana pinna genannt, werden von der Muschel losgelöst und in Seife und Wasser gewaschen. Dann werden sie im Schatten halb getrocknet, die nutzlosen Wurzeln ausgeschnitten und das Uebrige, nachdem es mit der Hand gerieben, vollständig getrocknet und geordnet, erst mit einem weiten, dann mit einem engeren Kamm gekämmt. Hierbei wird aus einem Kilo groben Gespinnstes etwa ein Drittel feines erhalten. Man spinnt darauf mit der Spindel zwei oder drei dieser Fäden mit einem Faden Seide. Das Gespinnst wird in Wasser gewaschen, dem etwas Citronensaft beigemischt ist, dann mit der Hand gestrichen und mit einem heißen Eisen geglättet. Es ist schön-gelbbraun, goldglänzend, und wird zu verschiedenen Artikeln, wie Shawls, Strümpfen, Mützen, Handschuhen, Börsen ꝛc. verarbeitet. Palermo ist der Hauptsitz dieses Fabrikationszweiges, sowie Lucca, wo im Waisenhospital die feinste Waare hergestellt wird. Man kennt fünfzehn Species von Pinna; die Hauptarten sind P. rudis und P. nobilis. Tridacna gigas, die Riesen-

Digitized by Google

muſchel, deren 1 bis 1½ Meter lange Schalen man bisweilen in katholiſchen Gegenden als Weihbecken benutzt, hat einen äußerſt ſtarken Byſſus, der aber trotz ſeiner Stärke (er muß mit Beilen zerhauen werden) ſehr elaſtiſch iſt. Auch aus den Eierſchalen des Glattrochen, Raja batis, und des Stachelrochen kann ein Faſerſtoff ausgeſchieden und ein ſeidenartiges Geſpinnſt gewonnen werden. Dr. A. Berghaus.

**Der Krieg um eines Fenſters willen.** — Als Colbert, der Miniſter Ludwig's XIV., ſtarb, beſchäftigte ſich der Kriegsminiſter Louvois auch mit den Finanzen und erhielt die Oberaufſicht über die öffentlichen Gebäude. Im Schloſſe zu Trianon entdeckte der König eines Tages, daß eines der Parterrefenſter beträchtlich breiter ſei als die anderen, mit denen es in einer Reihe lag. Er bemängelte dieſen Umſtand ſeinem Miniſter gegenüber, welcher gerade im Schloſſe anweſend war. Louvois wurde ſehr aufgebracht über die königliche Rüge, widerſprach derſelben energiſch und meinte, der König ſei mit ſeiner Behauptung im Unrecht. Ludwig XIV. verdroß dieſes Benehmen. Er brach das Geſpräch mit dem Miniſter kurz ab, kehrte ihm den Rücken und ſetzte ſeine Promenade fort. Am anderen Tage begegnete der König ſeinem Architekten Le Nôtre in der Gallerie des Schloſſes, er theilte ihm die an dem Fenſter gemachte Entdeckung mit und befahl ihm, die Stelle zu unterſuchen. Weil er aber zugleich des Miniſters Widerſpruch erwähnte und der Architekt deſſen Einfluß für ſeine Stellung fürchtete, ſo ſchob dieſer die befohlene Unterſuchung hinaus. Den König erzürnte dieſes Benehmen in der Stille. Er beſchloß, die Sache um keinen Preis aufzugeben, ſondern berief einmal den Miniſter ſowohl als den Architekten, und befahl Letzterem, das beregte Fenſter gewiſſenhaft zu meſſen. Der Architekt gehorchte, wenn auch mit Widerſtreben. Seine Unterſuchung ergab, daß der König völlig im Rechte ſei. Der Miniſter beſtritt trotzdem das günſtige Reſultat und reizte

Digitized by Google

den König, ihm „gründlich den Kopf zu waschen", wie die Schriftsteller jener Zeit berichten. Weil dieser Auftritt aber in Gegenwart einer zahlreichen Hofgesellschaft stattfand, so war Louvois auf's Höchste empört, suchte Zuflucht bei einigen Vertrauten, machte seinem Zorn über die Behandlung durch den König in den unverhohlensten Ausdrücken Luft und schwur, sich bei Letzterem dadurch zu revanchiren, daß er einen Krieg anzetteln werde. „Mit dem Könige und mir ist es aus," rief er auf's Höchste ergrimmt, „um der wenigen Zoll, welche dieses Fenster breiter ist als die anderen, vergißt er alle meine bisherigen Dienste, welche ihm Eroberungen und Siege brachten. Ich werde ihm einen Krieg erregen, der ihn lehren soll, daß er meiner bedarf und ihn die Schlösser und die Fenster darin vergessen lassen wird." Louvois hielt Wort. Seinem Zorn über dieses Fenster war es zuzuschreiben, daß Frankreich im Jahre 1688 in einen unseligen Krieg mit Deutschland verwickelt wurde. T. P.

**Ein Tausendkünstler.** — Im Jahre 1837 erschien in Mailand eine Ankündigung, welche an überschwänglicher Marktschreierei wohl Alles übertrifft. Sie lautet: „Rafael Mele, erster und einziger italienischer Akrobat, erster Tänzer und Bassist des Theaters in Athen. Da derselbe entschlossen ist, einige Zeit in dieser Stadt zu bleiben, so setzt er das Publikum in Kenntniß von den Geschicklichkeiten, welche er besitzt, und die nachstehend angeführt sind; wer davon Gebrauch machen will, wird ihn bereit finden, sie mit aller Präzision, welche die Künste erfordern, in Anwendung zu bringen. Maler und Porträtist in Oel, bürgt er für die genaueste Aehnlichkeit; wenn das Porträt nicht zum Sprechen dem Originale gleicht, fordert er keine Bezahlung. Er ist Zeichenmeister, sowohl in Landschaft- als Figurenzeichnen. Er unterrichtet im Flöten-, Guitarre-, Klarinett- und Fortepianospiele, sowie in der schwierigsten Gesangskunst. Er reparirt jedes gebrochene oder verdorbene Saiten- oder Blas-

instrument. Er stimmt Klaviere. Er ist Kupferstecher und gravirt in jedes Metall alle beliebigen Inschriften und Wappen, sowohl hohl als erhaben. Er ist Tanzmeister und lehrt die Tanzkunst so, daß man's in der kürzesten Zeit zu einer seltenen Vollkommenheit bringt. Er gibt auf Verlangen eine Akademie phosikalischer und mathematischer Unterhaltungen; er verspricht jedes Publikum darin zufrieden zu stellen, und besonders als Bauchredner zu unterhalten. Er restaurirt alte Gemälde, und fügt auch verwischte oder sonst ruinirte Theile so bei, daß sie von dem Originale nicht zu unterscheiden sind. Er verfertigt Elektrisirmaschinen, Cameras Obskuras, mittelst welcher man zeichnen kann, ohne es je gelernt zu haben. Er reparirt jedes gebrochene Möbel und setzt es in den früheren Stand, gibt ihm auch jede Politur von jeder beliebigen Farbe. Er ist bereit, von allem Angeführten Proben abzulegen, welche von der Wahrheit des Gesagten Jeden überzeugen werden." — Mehr kann man allerdings nicht verlangen! C. T.

**Der Marzipan,** dieses beliebte Gebäck, welches besonders zur Weihnachtszeit mit Vorliebe gekauft, verschenkt und verspeist wird und aus einem sorglich geriebenen Teige von Mandeln, feinem Gewürz und Zucker besteht, ist sicherlich Jedermann bekannt, aber die Entstehungsgeschichte desselben kennen wohl nur Wenige. Im mittelalterlichen Latein hieß Marzipan Marci panis (Marcusbrod), was den gelehrten Hermolaus Barbarus veranlaßte, den Kardinal Piccolomini, der ihm einige dieser „panes" als Geschenk übersendet hatte, über den Ursprung des Namens zu fragen. Balthasar Bonifacius meint, sie hätten ihre Benennung von dem berühmten römischen Feinschmecker Marcus Apicius; andere Gelehrte wollten den Ursprung von Mars herleiten, weil die Kuchen, Brode und Fladen in den frühesten Zeiten fast immer mit einem Kastell (oder auch in der Gestalt eines solchen selbst) und vergoldet dargestellt wurden. Am wahrscheinlichsten

ist aber, daß der Marzipan in Ostpreußen, wo ja auch heute noch Königsberg wegen seines Marzipans berühmt ist, erfunden wurde. Im Sommer des Jahres 1409 herrschte nämlich in West- und Ostpreußen eine furchtbare Hungersnoth. Durch die Nässe und Kälte des Frühjahrs war die Ernte total mißrathen. Die Theuerung war so groß, daß das Roggenbrod bissenweise in Wallnußform für schweres Geld verkauft wurde. Die Armen backten sich daher, um das Leben zu fristen, Brod aus einem Teige von zerhacktem Heu und Gras, sowie von zerstoßener junger Baumrinde, und setzten demselben, des Wohlgeschmackes wegen, etwas Milch, Salz und Kümmel zu. Dieses Brod nannte das Volk, um sich den herben, zähen Bissen doch in etwas zu versüßen, zu Ehren des Evangelisten Marcus, der damals sehr hoch gehalten wurde, „Marcusbrod" oder „Marci panis". Als nun unter vielen Thränen und Aengsten diese schwere Leidenszeit endlich vorüber gegangen war und das Frühjahr 1410 eine gedeihliche und gesegnete Witterung gebracht hatte, dachten die Preußen daran, dem Evangelisten Marcus für die Errettung aus der Theuerung ein Dank- und sich ein Freudenfest zu bereiten. In der Erinnerung an das ehemalige dürre Hungerbrod bereiteten die preußischen Hausfrauen jetzt aus geriebenen Mandeln, Zucker und feinem Gewürze nußförmige Brodbissen, die ebenfalls „Marci panis" (Marcusbrod) genannt, und, da sie vortrefflich schmeckten, als neuer Leckerbissen bald allgemein wurden. Der Volksmund aber, der für den Gebrauch des gewöhnlichen Lebens gerne die Worte kürzt und assimilirt, machte gar bald aus Marci panis — Marzipan. G. Pf.

**Walter Scott bei der Arbeit.** — Höchst ergötzlich ist es, eine Schilderung zu vernehmen, die Sir Adam Fergusson von einem bei Walter Scott in Abbotsford zugebrachten Morgen gibt und woraus hervorgeht, daß der berühmte Dichter selbst unter den ungünstigsten Umständen zu schaffen vermochte. Es

Digitized by Google

war zur Zeit, wo Walter Scott sich gerade seinen schönen Landsitz an dem reizenden Ufer des Tweed ausbauen ließ. Abbotsford war noch unvollendet und wimmelte von Zimmerleuten, Malern und Maurern. Selbst das Zimmer, worin Scott mit seinem Besucher saß, befand sich noch in einem rohen Zustande, der neue, erst halbfertige Kamin rauchte unerträglich und draußen vor der Thür war der ganze Raum ein Chaos von Ziegelsteinen, Schieferplatten, Mörtel und Gerüstbalken. Ein schwerer Nebel hüllte das liebliche Tweedthal ein und tröpfelte bald als kalter, feiner Regen hernieder. Maida, der Lieblingshund des Dichters, schlüpfte beständig zur Thüre ein und aus. Walter Scott saß am Schreibtisch und rief alle fünf Minuten aus: „Ei, Adam, das arme Thier möchte gern hinaus!" oder „Ei, Adam, das arme Geschöpf winselt und möchte gern herein!" Sir Adam öffnete alsdann jedesmal die Thür, um den durchnäßten Hund hinaus oder herein zu lassen, wobei immer die naßkalte Luft in das Zimmer hinein strich; und der Dichter saß dabei mit geschwollenem Gesicht, denn er hatte Zahnweh und hielt die linke Hand gegen die Wange gepreßt, während er mit der rechten die unnachahmlich humoristischen Anfangskapitel seines „Antiquars" schrieb. Blatt für Blatt füllte sich in rascher Folge und von Zeit zu Zeit schob er die beschriebenen Blätter seinem Freunde zu mit den Worten: „Nun, Adam, ist's so gut?" — Ein köstliches Bild, dieser unter den widrigsten Umständen arbeitende Dichter! Bauleute, Kaminrauch, kalte Zugluft, ein unruhig auf und ab laufender Hund, Zahnschmerz — und er leistet mit das Beste, was er je geschrieben! M—l.

**Gewinn im Verlust.** — Der griechische Philosoph Krates, nächst Diogenes der berühmteste der Kyniker, welche lehrten, daß der Mensch um so glücklicher sei, je weniger er bedürfe, gewann durch eine unvermuthete Erbschaft eine große Summe Geldes und alle Anwartschaft auf ein behagliches, ja üppiges Leben.

Der Wechsel der Verhältnisse blieb nicht ohne Einfluß auf seine Gewohnheiten; er fing an, sich den Genüssen des Reichthums hinzugeben und die Philosophie zu vernachlässigen. Da besann er sich plötzlich inmitten einer Gesellschaft von Lebemännern und Schwelgern auf sich selbst. Er fühlte, daß er seiner Ueberzeugung gänzlich untreu zu werden im Begriff stand, raffte den ganzen Schatz zusammen, fuhr in einem Nachen auf's Meer hinaus und warf das Geld in's Meer, indem er sprach: „Fahrt hin, verhängnißvolle Schätze! Nie schaue mein Auge Euch wieder! Ich verliere Euch, um mich selbst zurückzugewinnen!"

L. Z.

**Eine merkwürdige Urkunde.** — Im Mittelalter war es bekanntlich, wie noch jetzt in manchen orientalischen Ländern, ein häufiger Gebrauch, Verbrecher zur Strafe ihrer Unthaten zu verstümmeln, indem man ihnen Nase, Ohren oder Hände abhieb, wodurch sie für Jedermann als gemeingefährliche Individuen gekennzeichnet wurden. Auf diese Sitte bezieht sich auch eine merkwürdige Urkunde, die sich in den Registern des Bisthums Durham im nördlichen England erhalten hat und welche ihres sonderbaren Inhaltes wegen erwähnt zu werden verdient. Sie ist vom 26. Mai 1313 datirt und ihr Aussteller ist der damalige Bischof von Durham, Richard v. Kellawe. Derselbe thut durch dieses Schriftstück allen Christgläubigen zu wissen, daß ein gewisser Wilhelm le Lorimer in Aukeland nach dem Zeugniß vieler glaubwürdiger Personen daselbst ohne das linke Ohr zur Welt gekommen sei und daß er seit seiner Geburt in diesem Orte geweilt habe, ohne je mit dem Gerichte in Konflikt gerathen zu sein. Der Bischof bestätige daher urkundlich, daß dem genannten Wilhelm le Lorimer der Mangel des einen Ohres von Natur aus anhafte, damit derselbe deshalb nirgends einen unbegründeten Verdacht auf sich lade oder sonstige Belästigungen zu erleiden habe.

B—y.

**Was sich aus einem Journal Alles herauslesen läßt.** — Einem Rechtsgelehrter, der ein Journal herausgab, schrieb einst ein Schriftsteller, der darin nicht auf die vortheilhafteste Art bedacht war: „Mein Herr, aus den Anfangsbuchstaben des Wortes Journal zeigt sich der Werth des Ihrigen: **Ich Offerire Und Referire Nichts Als Lügen.**“ Der Redakteur antwortete: „Wenn ich das Wort Journal von rückwärts lese, so schmeichle ich mir, auf Ihre Zumuthung die treffliche Antwort gefunden zu haben: „**Laß Alle Narren Reden Und Ochsen Judiciren.**“ J. St.

**Unausführbare Instruktion.** — Rußland besitzt ungeheure Waldungen, seine Forstwirthschaft liegt aber überall noch in den ersten Anfängen. So kommen z. B. nach den Berichten v. Hochstetter's im Ural auf einen Förster 150,000 bis 600,000 Dessätinen, auf einen berittenen Waldheger 60,000 Dessätinen. Letzteres Areal ist nach unserem Maße = 664 Quadratkilometer, d. h. mehr als zweimal so groß, als das Fürstenthum Reuß älterer Linie. Und diese Waldfläche soll der Waldheger am Ural laut seiner Dienstinstruktion „täglich auf das Gründlichste besehen!“ Dr. A. B.

**Prompte Antwort.** — Den berühmten, 1792 als General-Chirurg gestorbenen Geheimrath M. in Berlin ersuchte ein Unterarzt um eine frei gewordene Stelle. „Die Leute sagen aber, Er säuft so, und das ist für einen Arzt eine schlechte Eigenschaft!“ meinte M. — Jener aber entgegnete schlagfertig: „Herr General-Chirurg, die Leute sagen viel, sie sagen auch, Sie seien ein sackgrober Kerl, aber ich glaube es d'rum doch nicht.“ — M., dem diese Antwort gefiel, gab ihm sofort die vakante Stelle. —dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 13 1912

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0442

Filmed by Preservation 1992

Digitized by Google